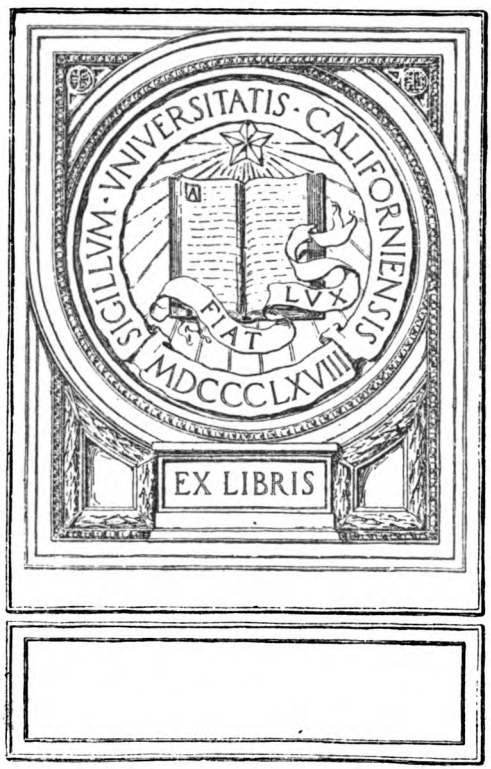
YH03192

YH03192


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

UNIV. OF CALIFORNIA
MAR 7 1923

# DIE GEGENWART

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

### AUS DEM INHALT:

Politik der Kraft oder der Schwäche?
Von Hermann Pachnicke

Krieg gegen Entwaffnete. Von Erwin Steinitzer

Gemeindebestimmungsrecht?
Von Hugo Nansen

Märchen — Von Anton von Mailly

Georg Heym — Von Kurt Offenburg

Singende Flammen — Von Konrad Störmer

Die Seele des Betriebs — Von M. Feuchtwanger

Der Kampf ums deutsche Memelland
Die Not der Kolonialdeutschen
Nepperei / Börsenspiegel

JANUARHEFT 1923 / JAHRGANG 52
VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE 240,— MARK
HEFT 90 MARK

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57
BÜLOWSTRASSE 56

# DIE GEGENWART

VERLAG: BERLIN W 57 / REDAKTION: CHARLOTTENBURG, KUNO-FISCHER-STR. 7

## Zeitschrift für Literatur, Wirtschaftsleben und Kunst

### Bezugs-Bedingungen:

Erscheint bis auf weiteres nur einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich 240 Mark, Einzelheft 90 Mark. Der Bezug läuft bis zu ausdrücklicher Abbestellung, die spätestens 14 Tage vor Beginn eines neuen Vierteljahres eingereicht sein muß. Bestellungen nehmen alle Buch- und Zeitungshändler des In- und Auslandes, alle Postämter (auch Briefträger) sowie der Verlag entgegen.

### Anzeigen-Bedingungen, freibleibend:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1/1 Seite | 6000 M. | 1/4 Seite | 1650 M. |
| 1/2 Seite | 3300 „ | 1/8 Seite | 825 „ |

Dazu 200 % Teuerungszuschlag!

Rabatte bei 6× 5% und 12× 15% / Satzspiegel: 12×18,5 cm

## VERLAG: GEGENWART G.M.B.H. BERLIN W 57

BÜLOWSTRASSE 56 / Fernruf: Kurfürst 9848-49, 7101

# DIE REKLAME

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

Das führende, anerkannt erstklassige Fachblatt des Werbegebietes

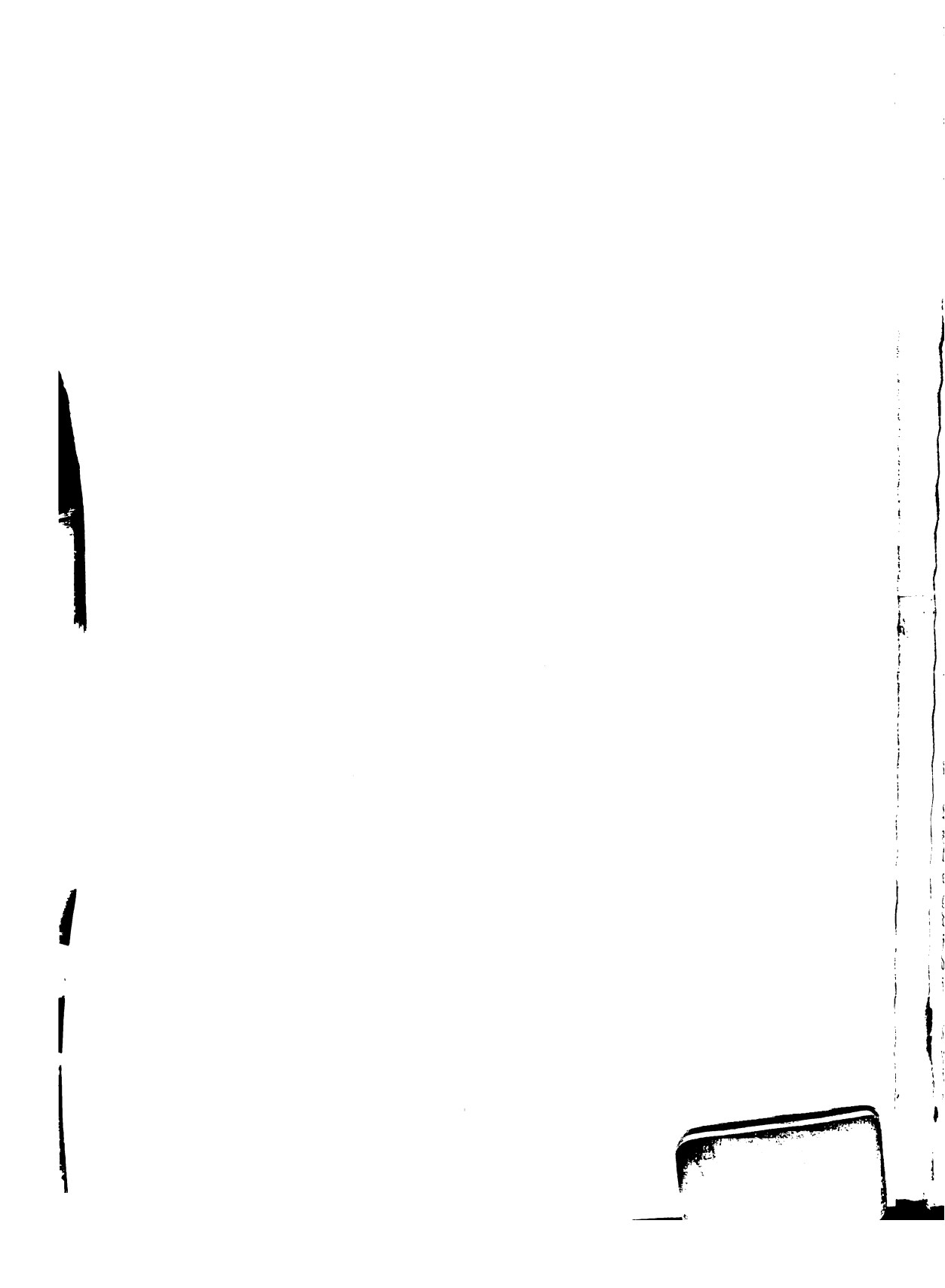
Reich illustriert, zahlreiche Musterbeilagen, stets wechselnder farbiger Künstlerumschlag

Monatlich ein Heft!

Inlandspreis: Einzelheft M. 525 + 100 M. f. Porto u. Verpackung. Jahresbezug 5940 M. (freibleibd.)

Zu beziehen durch die Post, Buchhandlungen oder vom Verlag

## FRANCKEN & LANG G.M.B.H. BERLIN W 57



UNIV. OF CALIFORNIA

# Die Gegenwart

52. Jahrgang | Januarheft | 52. Jahrgang

## Politik der Kraft oder der Schwäche

Von Dr. Hermann Pachnicke, M. d. R.

Die vom Reichskanzler, Herrn Cuno, im Reichstage verlesene Rede enthielt zwei politisch wichtige Stellen. Sie galten den positiven Maßregeln und lauteten: „So lange die Besetzung bleibt, bewirken wir nicht Leistungen an Mächte, die diesen Zustand geschaffen haben. So lange die Besetzung bleibt, darf keine Hand sich rühren, die mithilft, die angedrohten Maßregeln durchzuführen.“ Alles übrige war Protest gegen die französische Gewalttat und Warnung vor Unbesonnenheiten. Proteste sind notwendig, denn ein Schweigen würde als Zustimmung ausgelegt werden. Aber sie machen auf das Ausland keinen Eindruck mehr. Wir haben gegen die Sanktionen, gegen die Zerreißung Oberschlesiens, gegen den ganzen Friedensvertrag Einspruch erhoben und nichts dadurch geändert. Auf die Taten kommt es an, und die Frage steht jetzt so: welche Taten sind von dem Kabinett Cuno zu erwarten? Die Regierung wiederum macht ihre Haltung von derjenigen des Volkes abhängig und möchte sich zunächst vergewissern, ob das Volk widerstandsfähig genug ist, um eine starke Politik zu stützen.

Die erste Probe darauf wurde im Reichstag gemacht. Man kann nicht sagen, daß er sie besonders glänzend bestanden habe. Der Sozialdemokratie war die erste Fassung des Vertrauensvotums schon zu weitgehend; sie brachte das Wort „zweckdienlich“ hinein, um gegebenenfalls Maßnahmen zur Abwehr, die ihr nicht zweckdienlich erscheinen, bekämpfen zu können. In der sozialdemokratischen Fraktion hatte es schon vorher lebhafte Auseinandersetzungen gegeben, und ein Teil derselben war noch, ehe man der Zweimännerpartei Ledebour das Wort abgeschnitten hatte, geneigt, bei der Abstimmung entweder den Saal zu verlassen oder sich der Abstimmung zu enthalten. Hier ist der Punkt des schwächsten Widerstandes. Von hier aus drohen Schwierigkeiten aller Art, so daß bereits der Gedanke aufgetaucht ist, den Reichstag aufzulösen und die Schicksalsfrage damit unmittelbar vor das Forum des Volkes zu bringen.

Eine weitere Vorfrage ist: Wie verhalten sich die Besitzer der Kohlengruben? Sie hatten bereits beschlossen, Kohle nach Frankreich zu liefern, wenn sie bevorschußt und bezahlt werde. Wäre dieser Beschluß aufrechterhalten geblieben, so hätten die Franzosen ihr Ziel erreicht. Daß wir die gelieferten Kohlen nicht auf das Reparationskonto

533386

nehmen wollen, verschlägt den Franzosen nichts. Sie suchen sich die Gegenwerte in der Kohlensteuer, in den Zöllen oder rechnen uns die Summen später an. Einstweilen ist der Kohlenkommissar dazwischen gefahren und hat den Verkauf der Kohlen an Franzosen verboten. Man wird abzuwarten haben, ob sich dieses Verbot aufrechterhalten läßt bzw. welche Gegenmaßregeln die Franzosen treffen.

Was die Bergarbeiter betrifft, so kommen zwei Möglichkeiten in Betracht: Entweder sie fördern weiter. Dann nehmen sich die Franzosen so viel als sie nehmen wollen. Oder sie legen die Arbeit nieder: Dann muß das Reich ihnen ihre Löhne und Gehälter voll bezahlen und ist im übrigen die deutsche Industrie und Volksernährung auf das schwerste bedroht. Ein Teil der Industrie begnügt sich mit der Braunkohle, ein anderer zieht englische Kohle heran; der Gesamtbedarf ist aber entweder nicht oder nur mit ungeheuerlichen Preisaufschlägen zu decken.

Den Beamten müßte eigentlich die Weisung zugehen, daß sie Befehle Fremder nicht zu befolgen haben. Was hätte sonst die Ankündigung des Herrn Cuno, daß keine Hand sich rühren darf, um mitzuhelfen, für einen Sinn! Tatsächlich fahren deutsche Eisenbahnbeamte auf reichseigenen Bahnen die Truppen heran, die uns vergewaltigen sollen. Auch hier weichen wir der Gewalt.

Die Rechnung der Franzosen geht dahin, daß Deutschland, wenn man die Hand an seiner Gurgel habe, trotz feierlichen Einspruchs schon verhandeln werde. Jedenfalls richten sie sich auf eine lange Dauer der Besetzung ein, um uns mürbe zu machen. Ihr Ziel bleibt die Schwächung und Zerreißung Deutschlands. Sie sind auf dem Wege dazu und werden ihn bis zu Ende gehen. Was im Versailler Vertrag wegen des englischen Widerspruchs nicht erreicht werden konnte, wird nunmehr nachgeholt. England empfindet diese französische Machterweiterung als äußerst unbequem, vermag sie aber, von eigenen Sorgen bedrängt, nicht zu verhindern, will übrigens auch zu seinem Reparationsgelde kommen.

Was bisher deutscherseits geschah, bildete für die Gegner kein Hindernis. Die Zurückziehung unseres französischen Botschafters aus Paris hat Herr Poincaré mit Spott begleitet. Es bleibe ja noch die Botschaft als solche aufrecht erhalten, mit der sich verhandeln lasse. Dem französischen Botschafter in Berlin haben wir die Pässe nicht zugestellt. Auch hier sind also die diplomatischen Beziehungen aufrecht erhalten worden. Das Versäumte nachzuholen, wird nicht leicht sein. Was geschehen sollte, hätte gleich geschehen müssen, um verstanden zu werden und seine volle Wirkung auszuüben. Was etwa noch geschehen kann, um die Rechnung der Franzosen zu durchkreuzen, wird sich die Regierung sehr rasch überlegen müssen, damit nicht weitere Gelegenheiten zu einem kraftvollen Gegenstoß versäumt werden. Die Lage bleibt auf das Höchste gespannt, und es können Überraschungen ernstester Art eintreten, wenn nicht nationale Disziplin gehalten wird.

# Krieg gegen Entwaffnete

Von Dr. Erwin Steinitzer

Das von Herrn Poincaré regierte Frankreich führt Krieg gegen ein Land, dem durch einen von dem gleichen Frankreich mitunterzeichneten Friedensvertrag jede praktisch-technische Möglichkeit zu kriegerischer Abwehr genommen ist. In der Kolonialgeschichte hat es ja Kriege gegen Wehrlose oder gegen Völker und Stämme, deren Widerstand infolge der grundlegenden Unterlegenheit ihrer Kampfmittel von vornherein aussichtslos war, des öfteren gegeben. Im sogenannten zivilisierten Europa aber ist der Krieg einer bis an die Zähne bewaffneten, gegen eine von ihr selbst entwaffnete Nation ein Novum. Ob die Erfindung Herrn Poincaré und seiner Gefolgschaft zum Ruhme gereicht, wird die Geschichte entscheiden.

Solch ein „einseitiger" Krieg ist rein militärtechnisch natürlich sehr leicht zu führen. In einem Lande, in dem das „Heer" nach Größe und Bewaffnung eigentlich nur eine bessere Polizei darstellt, und die Einwohner höchstens über Revolver und über ein paar versteckte Gewehre verfügen, kann eine mit allen Kriegswerkzeugen neuesten Tips ausgerüstete Invasionsarmee marschieren, wohin sie will, und sich festsetzen, wo sie will. Sie wird wenig Verluste zu beklagen haben und jeden „Sieg" erfechten, der in ihrem Feldzugsplane vorgesehen ist. Es ist ein bequemer Krieg ohne Schützengräben und mit Lebensbedingungen der „Kämpfer", die für die „Front" ebenso behaglich sind, wie die anderen, wirklichen Kriege für die Etappe.

Aber in mancher anderen Hinsicht ist diese Art Krieg schwerer durchzuführen als ein ehrlicher Waffengang zwischen zwei Völkern. Vor allem in moralischer. Einen Krieg gegen ein Volk, dem man selbst den Frieden aufgezwungen hat, und das diesen Frieden hält und halten muß, darf man nicht Krieg nennen. Das hat sogar der von moralischen Skrupeln wenig geplagte Herr Poincaré eingesehen, und er hat deshalb in seiner berühmten Note erklärt, der Einmarsch sei gar kein Einmarsch und die Besetzung sei gar keine Besetzung; man gebe nur der Ingenieurkommission, die die Ausführung der Kohlenlieferungen überwachen solle, die Truppen bei, deren sie zu ihrem Schutze bedürfe. Herr Poincaré fühlte sich also veranlaßt, den Krieg, den er mitten im Frieden gegen das entwaffnete Deutschland eröffnete, zu verleugnen. Aber der Krieg ließ sich nicht verleugnen; er trat sogleich mit brutalster Deutlichkeit in die Erscheinung. Eine Armee, die in ein Land einmarschiert, drückt sich nicht bescheiden in die Ecke und wartet, bis ein paar Dutzend Zivilingenieure sie bitten, ihnen Wachposten zu stellen. Eine solche Armee regiert und befiehlt. Die Offiziere, die angeblich nur die Eskorte der Ingenieure kommandierten, traten als Eroberer des Landes auf, beanspruchten die Herrschaft über Stadt, Straße und Fabriken und forderten von allen deutschen Behörden unbedingten Gehorsam. Wäre dies Herrn Poincaré erlaubt erschienen, so hätte er offen zugegeben, daß er Krieg führe. Der Widerspruch zwischen seinen Erklärungen und den Heldentaten seiner Regimenter setzt ihn und sein Land vor aller Welt ins Unrecht.

Herr Poincaré mag diese moralische Niederlage, die der erste Preis für den militärischen Sieg gewesen ist, nicht allzu tragisch nehmen; er weiß, daß keine andere Macht um der Mißhandlung und Vergewaltigung Deutschlands willen das Schwert zieht. Französische Politiker, die nicht bloß an die nächsten Monate und die allernächsten Jahre denken, werden die Isolierungsgefahr weniger harmlos finden. Allein, wenn man von dieser Gefahr zunächst auch absieht, — der Krieg im Frieden, bei dem die Fiktion des Friedens doch wenigstens einigermaßen aufrechterhalten werden soll, hat auch sonst seine Schwierigkeiten. Wenn der angegriffene Staat und die von der Invasion betroffene Bevölkerung die Kraft aufbringen, ihren moralischen Widerstand gegen den Friedens- und Rechtsbruch unbeirrt aufrecht zu erhalten, so muß das Vorgehen des Angreifers in immer höherem Grade kriegsmäßig werden. Das bedeutet schwere Opfer für die Bevölkerung der besetzten und unter gewissen wirtschaftlichen Voraussetzungen, die in unserem Falle gegeben sind, noch schwerere für die der unbesetzten Gebiete des Landes, gegen das der einseitige Krieg geführt wird. Aber es bedeutet in gewissem Umfange auch eine Erschwerung der „Kriegführung" und eine Durchkreuzung der Ziele der Invasion. Okkupation im Rahmen eines wirklichen Krieges geht lediglich oder wenigstens in der Hauptsache auf militärische Sicherung der Front aus; sie ist auf den guten Willen der Bevölkerung weniger angewiesen, weil sie im besetzten Lande nicht unmittelbar wirtschaftliche und finanzielle Ziele verfolgt. Okkupation im Kriege kostet Geld wie die Krieg überhaupt; wenn sich aus ihr auch gewisse Einnahmen ergeben, so ist das Nebensache. Der Krieg im Frieden, den Herr Poincaré angezettelt hat, würde aber in den Augen der öffentlichen Meinung oder doch eines großen Teils der Öffentlichkeit seines Landes seinen Zweck völlig verfehlen, seine Rechtfertigung einbüßen, wenn er Geld kostete, statt Geld einzubringen. Je „kriegsmäßiger" die Besetzung aber durchgeführt wird, je unumschränkter Militär und militärischer Zwang regieren, um so sicherer wird die finanzielle Passivität des ganzen Kriegsunternehmens. Denn um so geringer wird naturgemäß die wirtschaftliche Produktivität des okkupierten Gebietes. Wäre Deutschland darauf angewiesen gewesen, aus dem okkupierten Belgien finanzielle Reinerträge zu ziehen, so hätte es Besetzung und Kriegsrecht nicht ein Jahr lang aufrechterhalten können.

Der Krieg im Frieden rentiert sich nicht, wenn der Angegriffene der Nervenprobe standhält. Davon hängt alles ab.

# Gemeindebestimmungsrecht?

Von Dr. Hugo Nansen

Der scharfe Gegensatz, der zwischen der schwelgerischen Lebensführung einer leichtverdienenden dünnen Bevölkerungsschicht und der schweren Not der breiten Massen des Mittelstandes heute in Deutschland klafft, hat den einleuchtenden Gedanken entstehen lassen, die Prasserei und Schwelgerei auf gesetzgeberischem Wege zu bekämpfen. Die verschärfte Not, die dem deutschen Volke infolge des französischen Einbruchs ins Ruhrgebiet droht, hat die Durchführung dieser Pläne begreiflicherweise noch gefördert. Die Reichsregierung hat bereits ein ganzes Bündel von Gesetzentwürfen ausgearbeitet, durch die den Ausartungen des öffentlichen Vergnügungs- und Genußlebens entgegengewirkt werden soll. So sehr man die Tendenz dieser Bestrebungen billigen muß, so notwendig ist es, die einzelnen Gesetzentwürfe und ihre notwendigen oder möglichen Folgewirkungen genau nachzuprüfen, bevor man sie Gesetze werden läßt. Die Gefahr ist groß, daß aus der natürlichen Stimmung heraus, es müsse etwas zur Bekämpfung der heutigen unerhörten Zustände auf dem Gebiete des Luxus und der Genußsucht geschehen, Gesetze Annahme finden, deren Folgen ganz andere sind, als die, die ihre Väter und Befürworter beabsichtigten. Gelegenheitsgesetzmacherei aus einer populären Stimmung heraus ist immer bedenklich. Es werden dabei häufig Dinge eingeschmuggelt, die mit den eigentlichen Absichten derer, die dem Gesetzentwurf in der Stimmung des Augenblicks ihre Zustimmung geben, nicht das geringste zu tun haben. Eine solche Gefahr besteht insbesondere bei dem im Reichswirtschaftsministerium ausgearbeiteten Entwurf eines Reichsschankstättengesetzes, dessen § 25 die Einführung des sogenannten Gemeindebestimmungsrechts vorschlägt. Der Grundgedanke dieses „Rechts" liegt darin, daß den Gemeinden die Möglichkeit in die Hand gegeben werden soll, durch Volksabstimmung die Bevölkerung selbst darüber entscheiden zu lassen, ob innerhalb des in Betracht kommenden örtlichen Gebietes geistige Getränke ausgeschänkt werden dürfen oder nicht. Die Verwaltung einer Gemeinde kann also auf Grund dieses Rechts den Vertrieb oder Ausschank von Alkohol innerhalb ihrer Grenzen verbieten, wenn sie für diese Maßnahme bei einer Abstimmung der erwachsenen Gemeindemitglieder eine Mehrheit findet.

Der Vorschlag klingt sehr demokratisch. Aber wir haben, seitdem wir unter demokratischen Einrichtungen leben, sehr oft die Erfahrung gemacht, daß Heilmittel, die uns unter der Etikette der Demokratie empfohlen wurden, in der Praxis ganz andere Wirkungen hervorriefen, als die Anhänger der Demokratie gedacht hatten. Die Demokratie hat nichts mehr zu fürchten, als die überstürzte, gedankenlose Durchführung extrem-demokratischer oder scheindemokratischer Prinzipien. Das Gemeindebestimmungsrecht als demokratisches Gesetz ist im Auslande, besonders in Skandinavien, aber auch in Amerika vor der Einführung des radikalen Alkoholverbots, vielfach erprobt worden, und das allgemeine Urteil geht dort, wo man damit praktische Er-

fahrungen gemacht hat, überwiegend dahin, daß es sich nicht bewährt hat. Es hat in der Regel nicht zu einer Verminderung des Alkoholgenusses geführt, sondern nur zur Folge gehabt, daß der Alkoholgenuß aus der Öffentlichkeit in die Familien verdrängt worden ist und dort noch mehr Unheil angerichtet ist. Man könnte nun einwenden, es sei in der heutigen Zeit schon ein Vorteil, wenn der Alkoholmißbrauch aus der Öffentlichkeit verschwände und von den Deutschland besuchenden Ausländern nicht mehr in dem gleichen Maße wie jetzt wahrgenommen werden könnte. Aber abgesehen davon, daß sich sehr wohl darüber streiten läßt, ob heimlicher Alkoholmißbrauch im Haushalt oder im Familienkreise weniger schädlich für die Allgemeinheit ist als der in öffentlichen Schankstätten, muß man auch die Frage aufwerfen, ob das Ziel der Verminderung des öffentlichen Alkoholmißbrauchs unter den heutigen moralischen und wirtschaftlichen Zuständen in Deutschland überhaupt erreicht werden kann. Man sollte sich gerade in Zeiten gesunkener öffentlicher Moral vor einer Überschätzung polizeilicher oder gesetzgeberischer Zwangsmaßnahmen hüten, da Gesetze, die nicht gehalten werden, viel schlimmere Mißstände herbeiführen können.

Der Schankstättengesetzentwurf des Reichswirtschaftsministeriums will nun freilich das Schankstättenverbot nicht gleich radikal durchführen, sondern es sieht stufenweise zugelassene Einschränkungen des Alkoholausschanks vor. Wenn nämlich ein Zehntel der Gemeindemitglieder es verlangt, soll eine Abstimmung darüber stattfinden, ob in der Gemeinde die Erlaubnis zum Betriebe neuer Schankstätten geistiger Getränke noch erteilt werden darf, oder ob überhaupt Schankstätten betrieben werden dürfen oder endlich, ob nur der Ausschank von Branntwein verboten werden soll. Gegen das radikale Schankstättenverbot sprechen vor allem die oben erwähnten Bedenken, die eine Verlegung des Alkoholgenusses aus den Gaststätten in die Familien, wo die sittlichen Schädigungen unter Umständen noch viel schlimmer sein können, befürchten lassen. Ferner wäre die Entschädigungsfrage für die heutigen Inhaber von Schankerlaubnissen sehr schwierig zu regeln. Schließlich würde auch das öffentliche und gesellige Leben unter dem Mangel öffentlicher Gaststätten, die ohne Alkoholausschank wohl kaum würden bestehen können, empfindlich leiden. An die Vernichtung großer Gewerbezweige der Brauereiindustrie und des Weinbaus soll hier noch gar nicht erinnert werden, weil ja die Schließung der Schankstätten voraussichtlich gar nicht zu einer Verminderung des Alkoholkonsums führen würde. Wahrscheinlich würde der leichter durch Selbstfabrikation herzustellende Branntwein auf Kosten des Bieres sich ausbreiten. Das wäre gewiß unerwünscht. Was ferner das durch Volksabstimmung zu beschließende Verbot der Errichtung neuer Schankstätten anbetrifft, so sind die Auswirkungen einer solchen Bestimmung ganz unabsehbar. Es könnten bei einer solchen Abstimmung durch ein Zusammenstimmen der Alkoholgegner mit den auf ein Monopol oder eine Ausschaltung der Konkurrenz hinarbeitenden Inhabern von Schankstättenkonzessionen nebst ihren Anhängern leicht recht seltsam zusammengesetzte Abstimmungsmehrheiten entstehen. Das Ergebnis sähe dann wesentlich anders aus, als es den Alkoholgegnern lieb wäre. Die Vermehrung der

Schankstätten ist die Folge, nicht die Ursache einer übermäßigen Verbreitung des Alkoholgenusses. Am ehesten könnte man noch über die dritte Abstimmung, nämlich über ein Verbot des Schnapsgenusses unter den heute in Deutschland bestehenden Verhältnissen diskutieren. Eine Bekämpfung der furchtbaren Schnapspest unserer Tage wäre gewiß ein Segen für unser in seiner Gesamtheit so schwer leidendes Volk. Aber die Frage, auf die es ankommt, ist auch hier die, ob das erstrebte Ziel erreicht werden wird. Das Verbot des Schnapsausschanks ist außerordentlich schwer zu kontrollieren. Wird es aber gar infolge der Schwierigkeit, in öffentlichen Schankstätten Schnaps zu erhalten, üblich, in den Haushaltungen und Familien größere Vorräte zu halten oder herzustellen, wie wir es zur Zeit in dem trockengelegten Amerika beobachten können, dann wird das Übel, das man bekämpfen will, noch weit schlimmer werden als es war.

Der Alkoholmißbrauch, der zur Zeit in Deutschland vielfach eine bedenkliche Gestalt angenommen hat, ist ein moralisches Übel, ist eine Folge der Sittenlockerung in recht weiten Volkskreisen. Man kann eine moralische Niedergangserscheinung aber nicht mit polizeilichen und gesetzlichen Waffen wirksam bekämpfen, sondern nur durch Hebung der Volksmoral. Gelingt es, den sittlichen Geist unseres Volkes durch neue Ideale zu heben, seine Geselligkeit zu veredeln, dann wird die Schnapspest von selbst wieder verschwinden. Die Mißstände aber, die sich im Schankstättenwesen gezeigt haben, können durch schärfere Handhabung des heute bestehenden Konzessionswesens bekämpft werden, ohne daß man dazu des Gemeindebestimmungsrechts bedürfte, dessen Wirkungen auf unsere ohnehin geschwächte und schwer leidende Volkswirtschaft niemand vorhersagen kann.

# Märchen

Von Anton Mailly

Wiewohl es die Franzosen waren, die die morgenländischen Märchen im Abendlande verbreitet haben, so war es doch das Verdienst der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, die Märchenforschung im Abendlande angebahnt zu haben. Ihre umfassenden, vergleichenden Studien, ihr großer Sammeleifer ergaben das überraschende Resultat, daß die Märchenmotive der meisten Völkerschaften eine auffallende Ähnlichkeit aufzuweisen haben. „Es gibt Zustände", bemerkt zu diesen gemeinsamen Grundgedanken Wilhelm Grimm, „die so einfach und natürlich sind, daß sie überall wiederkehren, wie es Gedanken gibt, die sich von selbst einfinden; es konnten sich daher in verschiedenen Ländern dieselben oder doch sehr ähnliche Märchen unabhängig voneinander erzeugen". Wenn man auch wußte, daß die größten Märchensammlungen bei den Orientalen, besonders bei den Indern, Persern und Arabern zu finden sind, so blieb trotzdem die große Frage des eigentlichen Ursprunges und der Herkunft der Märchen lange Zeit ungelöst. Im großen und ganzen ist das Geheimnis des Wesens des

Märchens als enthüllt zu betrachten. Gleichzeitig mit den Brüdern Grimm entschlossen sich viele Gelehrte zu tieferen Untersuchungen über die Grundlagen des Märchens. Wilhelm Grimm hat, gemeinsam mit seinem berühmten Bruder Jakob, dem eigentlichen, tonangebenden Märchensammler, den Satz aufgestellt, daß „alle Märchen die Überreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens gemeinsam haben, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht . . . Dieses Mystische dehnt sich aus, je weiter wir zurückgehen, ja, es scheint den einzigen Inhalt der älteren Dichtung ausgemacht zu haben." Damit war ein großer Schritt für die Forschung getan. Ähnlich drückt sich der tiefe Herder aus: „Die gemeinsamen Volkssagen, Märchen und Mythologien sind gewissermaßen Reste des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauung, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht sieht und mit der ganzen unzerteilten und ungebildeten Seele wirkt . . ." Der Sanskritforscher Theodor Benfay war der Überzeugung, daß die Heimat der Märchen Indien sei und dieselben aus dem Buddhismus entstanden seien. Seine Theorie, die auf die Forschungen hindernd wirkte, wurde alsbald verworfen, und man kehrte zur alten Überzeugung zurück, daß die Märchen überall entstanden sind. Von Bedeutung waren die Forschungen der beiden Engländer E. B. Tylor und Andrew Lang. Tylor hat auch festgestellt, daß die ältesten religiösen Vorstellungen bei allen Völkern die gleichen sind. Und da sie alle das gleiche Leben führten, mußten sie sich im Wesen gleiche Erdichtungen schaffen, eine Anschauung, die besonders vom Franzosen Bédier (Polygénésie des contes) behauptet wurde.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Gelehrte, die auf irgendeinem Gebiete eine Entdeckung gemacht haben, sich in dasselbe so sehr vertiefen und verbohren, daß sie schließlich alle möglichen zu ergründenden wissenschaftlichen Erfahrungen in ihr Gebiet hineinzuzerren bestrebt sind und sie nur nach ihren Theorien zu lösen trachten. Diese Schwäche bekundete Ludwig Laistner, der in seinem bekannten Werke „Die Rätsel der Sphynx" (1889) den Traum für den Uranfang der Dichtungen hält. Der bedeutende Märchenforscher Professor F. von der Leyen bemerkt dazu in seiner interessanten Forscherarbeit über das Märchen (Leipzig 1911), daß in diesen Fehler der Einseitigkeit die Traumforschung immer wieder zu verfallen scheint. Der auf diesem Gebiete unleugbar bedeutende Forscher Dr. Freud hebt nur die Wunschträume hervor, und einer seiner Anhänger verengert diese These sogar dahin, daß er alle Märchen auf erotische Wunschträume zurückzuführen sucht. Für von Leyen ist das eine Verirrung, genau ebenso schlimm, wie die Verirrung derer, die seinerzeit aus unseren Märchen nur Geschichten vom Gewitter, vom Kampf der Jahreszeiten usw. herauslasen. Leyen hebt hervor, einen Unterschied zwischen Träumen der reinen Phantasie, Träumen des Wunsches und Träumen der Angst zu machen, und kommt schließlich zu dem Resultat, daß die Märchenmotive nichts sind als Glaube, Wahn, Furcht, Wissen und Brauch der Urzeit und daß sie uns davon noch eine Fülle höchst seltsamer und bezeichnender, mannigfacher und lebendiger Zeugnisse bewahrten. Da der Gelehrte die ältesten Vorstellungen der Menschen über allerlei Erscheinungen und Eindrücke als Urquell der Märchen hervorhebt, so

erscheint es doch wunderlich, daß er eine Beziehung der Märchen mit den Geschichten der Naturvorgänge rundwegs abweist.

Nun, die Untersuchung zur Entstehung des Märchens hat mit den erwähnten Annahmen keineswegs ihren Abschluß gefunden. Man verfiel noch auf andere wissenschaftliche Spekulationen, wozu die Relation der Märchenbildung zur Mythe berechtigten Anlaß gab. Die Ähnlichkeit führte naheliegend zur Erforschung eines wesentlichen Zusammenhanges der Märchen mit den Astralmythen, die das Wesen der Religionen bilden, worüber Volney in seinen beachtenswerten „Ruinen", ferner die Werke von Dupuis, Andr. Niemojewski („Astrale Geheimnisse des Christentums"), Ernst von Bunsen („Die Plejaden und der Tierkreis") und viele andere erschöpfenden Aufschluß geben. Als man den Satz aufstellte, daß Mythologie nichts anderes als Volksnaturgeschichte, älteste Naturwissenschaft sei, ging man damit der Forschung der Entstehung der Märchen nach, und Professor Ernst Siecke in Berlin verquickt damit die Himmelskörper und besonders den Mond. Dies tritt auch bei den vielen Mondmärchen ziemlich markant hervor. Einer mühsamen Arbeit unterzog sich der Gelehrte Eduard Stucken, der in seinem Werke „Die Astralmythen der Babylonier, Ägypter und Hebräer" (1896—1907) die Märchen aller Völker und Zeiten verglichen zergliedert und auf ihre Grundmethode zurückführt. Sonne, Mond und Sterne, besonders die Sterbilder des Orion, des Wilden Jägers, des Polarsternes, der Plejaden, ferner die Planeten, werden mit den Völkermythen und mit den Märchenbildungen verknüpft, so daß der Verfasser einer Anzahl schönster Märchen eine vieltausendjährige Vergangenheit zuschreibt. Nach seiner Überzeugung sind die Mythen mit den Völkern über die Erde gewandert und reichen in prähistorische Zeiten zurück. Ein Beweis, daß älteste Märchendichtung eigentlich schon naturwissenschaftliche, nämlich astronomische Dichtung war, liefert auch das Werk des Marburger Professors P. Jensen: „Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur". Dieses auf Tontafeln gefundene Astralepos hat die Wanderungen des Sonnengottes durch die zwölf Tierkreisbilder zum Gegenstand, seine Motive haben sich über Palästina nach Griechenland verbreitet und vieles aus dem Alten Testament und aus dem Leben Jesu, sowie aus den altgriechischen Dichtungen (Ilias, Odyssee), beweist seine Herkunft von diesem Epos.

Aus diesen angedeuteten Untersuchungen über die Entstehung der Märchen kommt man zu dem interessanten Schluß, daß unsere lieben Märchen, unsere alten Heldensagen und vor allem unsere Mythen zum großen Teil Geheimnisse ältester Naturanschauung, Träumereien und Phantastereien der primitiven Menschenseele bergen. Aus dem Dornröschenschlaf hat man sie alle geweckt, aber den Zauber, den sie auf die Kinder und selbst auf uns Erwachsene ausüben, hat man ihnen trotzdem nicht genommen. Sie bleiben uns die lieben, alten Märchen mit ihrem rätselhaften Phantasieland, in das wir uns oft und oft allzu gerne verirren wollen, um in uns schlummernden Gefühlen des Absonderlichen und vielleicht auch des Tröstenden freien Lauf zu geben.

# Georg Heym

Von Kurt Offenburg

Als Georg Heym zwischen 1908 und 1912 seine visionären Gedichte schrieb, war die ehemals alles übertünchende Bezeichnung „Großstadtlyrik" noch keine abgegriffene Plattheit. Ihr erstes Aufleuchten in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, war bald wieder erloschen; die verheißungsvollen Anfänge eines Arno Holz („Buch der Zeit") und seiner inoffiziellen Jünger fanden ihre Erfüllung erst vier Jahrzehnte später: in Georg Heym. Er erst gab den damaligen Sängen auf Millionenstadt, Technik, Proletariat, Massenelend, Sehnsucht nach Licht und Befreiung ihre reinste und stärkste Gestaltung; ihm formte sich das Wort zu plastischer Bildfähigkeit, wo es bei anderen nur mittelmäßige Rhetorik blieb; in ihm ruhte und erschloß sich Vollendung.

Am 16. Januar 1912 ertrank beim Schlittschuhlauf auf der Havel, der am 30. Oktober 1887 in Hirschberg (Schlesien) geborene Dichter Georg Heym. Er stammte aus einer alten Beamten- und Pastorenfamilie; kam dreizehnjährig nach Berlin, absolvierte das Gymnasium, studierte in Würzburg und später in Berlin Rechtswissenschaft. Kurz vor seinem jähen Ende erschien sein erster Band Gedichte „Der ewige Tag", dessen Verse wie unerbittliche Keulenschläge dem Europäer in sein schlafendes Gewissen sausten; dessen Rhytmen Prophetie, Beschwörung und sachlichste Nüchternheit — geeint mit der schauerlich erschreckenden Bildkraft des großen Sehers — in langem Wissen um die Zukunft gellend in die Welt hinausschrie. Doch, wer achtete in jener satten Zeit, da das Dasein sich geregelt und weniger mühelos abspielte als heute, der mahnenden Stimme eines Dichters, der die dumpfschwelende Brandluft, die über den Kontinent hing, roch und in sein Werk einfing? Obgleich es der Kritik von Anfang an klar und eindeutig war, das aus Georg Heym ein Dichter von seltenem Ausmaß schrie, und obgleich der donnernde Gesang seiner Verse über die Grenzen des Berliner Literatentums weit hinausreichte, so überbrüllte trotzdem die marktschreierische Zeit, die ohne Besinnung und Einhalt ihrem Untergang entgegenraste, die Stimme des Rufers, Mahners und Beschwörers.

Kein Dichter vor Georg Heym und kein Dichter nach ihm (den toten Gerrit Engelke vielleicht ausgenommen), vermochte visionär Geschautes so unerbittlich zwingend zu gestalten, wie dieser Zwanzigjährige. Aus seinen hinterlassenen Büchern, drei an der Zahl — die beiden Gedichtbände „Der ewige Tag" und „Umbra vitae" sowie der Novellenband „Der Dieb" — atmet jegliches Menschsein. Die singenden, stöhnenden, röchelnden, delirierenden und fluchenden Scharen der Siechen, Enterbten, Irrsinnigen, Mordenden und Ermordeten, — ziehen in schmerzlich anklagendem Triumphgeschrei durch die Zeit; wehrlos ihr ausgeliefert als einst Opfernde und von ihr Geopferte.

Heym, der nur zwischen Asphalt, Eisen und Beton lebte und atmete; der dem sogenannten Abschaum der Menschheit: den Gefangenen, den Vorstadtbewohnern, den Armen und Ausgestoßenen ein

Anwalt in des Rechtes tiefster Bedeutung war; der ihre Leiden und Verworfenheiten in menschlicher Liebe grausam ins Mittagslicht stellte, der alle Laster, Verbrechen und Gebrechen durch sein Werk läuterte, — dieser Dichter, der sein eigenes Ich schweigend verhüllte und der die Weltseele in sich trug, er wäre der Dichter des Krieges gewesen.

Er ahnte erschauernd in tiefstem Frieden die Größe, den Schrecken und die unabwendbare Notwendigkeit des Kampfes. Er war nicht Träumer genug, um an einen ewigen Frieden zu glauben; aus seinen Versen weht das tiefe Wissen um Blutschuld, steigt erschütternd die schmerzliche Qual, die die harte Notwendigkeit den Erkennenden verschafft, wenn er, den Grund aller Dinge erspähend, sieht: nur die ewig alte Wechselwirkung von Keimplasma und Moder, von Aufbau und Vernichtung, von Krieg und Frieden ist für das Aufwärts der Menschheit ebenso notwendig, wie der Fortbestand des Planetensystems für den labilen Gleichgewichtszustand des Kosmos.

Es wäre ein müßiges Beginnen, Betrachtungen darüber anzustellen, bis zu welchem Grad dichterischer Intensität es Georg Heym gelungen wäre, den Krieg als Erlebnis zu gestalten.

Beschauen wir uns ein Gemälde wie „Marengo", das in der knappsten Dichtform, im Sonett, Landschaft, Luft, Volksschicksal, Gegenwart und Zukunft lebendiger widerspiegelt als alle Geschichtsschreibereien — so wissen wir: Georg Heym würde nicht ärmliches Einzelschicksal gestaltet haben, er hätte die flandrische Ebene mit ihren Nebeln, die trostlose Unendlichkeit des Ostens mit seiner abendlichen Schwermut, die kämpfenden oder marschierenden Bataillone, ihren Herzschlag und ihr Begehren, ihre Not und des ganzen Volkes Tatentraum zum Mythos gestaltet, was bislang keinem einzigen von allen Kriegssängern gelang. Fällt uns „Nach der Schlacht", „Der Krieg" oder „Marengo" in die Augen, dann verblassen selbst die größten und musterbeispielhaften Gedichte der vier Kriegsjahre. Ich sage absichtlich: fallen uns diese Gemälde in die Augen, denn sie sind so sehr Bild und Farbe, und gleichzeitig Musik, die tönend wirbelt, daß sie keine Gedichte mehr sind, die wir lesend ertasten, und die sich uns Zeile für Zeile erschließen: sie sind ein Ganzes, Einmaliges, das plötzlich und unverlierbar ins Bewußtsein dringt, so wie — um ein analoges Beispiel zu wählen — ein Velasquezsches Bild.

Wie jeder bedeutende Dichter, der ein Eigener und eigenwillig Gewachsener in seinem Werke ist, hatte auch Heym bald seine Jünger, die ihm folgten und ihn — imitierten. Von ihnen zu sprechen verlohnt sich nicht, obgleich die, manches Mal künstlich forcierte, Woge der Zeit sie mehr an die Oberfläche spielte als ihren Meister. Aus Raumersparnis, die hier durch Schweigen gewonnen wird, seien einige Sätze aus „Der fünfte Oktober" wiedergegeben, die charakteristisch sind für Heyms Gestaltungskraft. „Am 5. Oktober sollten die Brotkarren aus der Provence nach Paris kommen. Der Stadtrat hatte es an allen Straßenecken in seinen großen roten Lettern anschlagen lassen. Und das Volk trieb sich den ganzen Tag vor ihnen herum wie vor den Toren einer neuen und ungeheuren Offenbarung. Ausgehungert bis in die Knochen träumte es da von Paradiesen der Sättigung, ungeheuren Weizenfladen, weißen Mehlpasteten, die in allen Garküchen prasseln würden. —

Alle Schlote sollen rauchen. Man wird die Bäcker an die Laternen hängen, man wird selber braten, man wird seinen Arm bis über die Ellenbogen ins Mehl tauchen. Das weiße Zeug wird die Straßen wie ein fruchtbarer Schnee überziehen, der Wind wird es vor der Sonne hintreiben wie eine dicke Wolke." — „Und das Wort „Pain" zwang sich mit seiner ganzen Weiße, seiner Fette, in das Gehirn der Masse und lag darin wie ein Stein in der Sonne, riesig, groß, knusprig, zum Anschneiden. Sie schlossen die Augenlider, und sie fühlten den Saft des Weizens über ihre Hände tröpfeln. Sie fühlten die Wärme, die heilige Wolke der Backöfen, eine rosige Flamme, die die weißen Brotlaibe röstete und schwärzte! Das hungernde, ausgelaugte Volk wartet in hoffender Geduld, doch statt der ersehnten Brotkarren kommt nur Maillard. Maillard von der Bastille. Maillard vom 14. Juli." Er schwingt sich auf einen kahlen Baum und hält eine Rede: „Verrat!". Er erzählt, daß der König die Brotkarren noch vor Orleans habe anhalten lassen. Plötzlich erschallt aus der tobenden Masse Geschrei: „Nach Versailles, nach Versailles!" Sie setzt sich in Bewegung, Maillard versucht ihr Führer zu sein, wird jedoch beiseite gestoßen, denn die Masse braucht ihn nicht mehr: sie wird von einem unsichtbaren Führer geleitet. Über den endlosen Zug der Hungernden und Rebellierenden läuft das Abendrot hin und die Pappeln am Wege leuchten wie große Kandelaber.

Auf wenigen Seiten gab Heym hier einen Ausschnitt aus der französischen Revolution, legte in wenigen Sätzen die Psyche der Masse bloß und hob einen Einzelfall dadurch zu ewiger Allgemeingültigkeit empor, indem er das Geschehnis ausschließlich rein menschlich gestaltete, so daß es, trotz seiner äußerlichen Bedingtheit nicht mehr an Zeit und Raum gebunden ist. Und erst dies ist Grad- und Wertmesser für die Größe eines Dichters: wenn er Kraft genug besitzt, die Brücke vom Räumlich-Zeitlichen nach dem Unbestimmt-Ewigen zu schlagen; wenn er die Menschen von jener Seite her anpackt und formt, wo in ihnen das Urgemeinsame liegt, das Nationalitäten und Rassenunterschiede zuschande macht. Und alles Einmalige zum Allgemeingültigen, alles Bedingte zum Unbedingten in den Gestalten seines Werkes geformt und gemeistert zu haben, das ist die unvergängliche Größe des vierundzwanzigjährig Verschiedenen.

# Singende Flammen

**Nokturno von Konrad Störmer**

1.

Mit offenen Augen starre ich gegen die Decke des Schlafzimmers. Vergebens suche ich nach lindenumschlossenen Gestalten, nach formschaffenden Farben. Das tiefe Schwarzblau saugt alle lichteren Farbentöne in sich hinein. Die Stimmen des lärmenden Tages haben sich verloren in unendliche Fernen. Die Finsternis hüllt mich in ihren lautdämpfenden Mantel. Und doch umwogt mich ein rauschendes Tonmeer, eine Sinfonie singender, klingender Flammen. Ich horche in mich hinein, angespannt, lange. Aus meinem Ohr quillt es: perlend,

schäumend, rauschend, zischend — breitet sich aus in der unendlichen Finsternis — fließt: weit, weit — brandet am fernen Gestade — fließt rückwärts: leise, anschwellend, stärker und stärker. Wo kommt ihr her, ihr schnellsegelnden Wogen? Kommt ihr von des Jugendlands fernen Ufern? Was tragt ihr mir Wertvolles zu auf buntbewimpelten Seglern? Mein Auge bohrt sich in des lichtlosen Raumes Unendlichkeit. Vergebens. Kein Schatten löst sich aus dem gähnenden Dunkel. Goldene Ringe steigen empor: wachsen, wachsen, schweben, langsam, schneller, schwinden, verlöschen. Das Auge ist tot. Das Ohr feiert sein Bachusfest. Aufreizend, nervenzerrend umschwebt mich das Singen und Klingen. Ich verstopfe seinen Quell mit dem Kissen, mit der Bettdecke. Umsonst. Die eingefangenen Orchesterstimmen dröhnen wie Explosivstoffe gegen die Ohrwand. Ich gebe den Kampf auf und schließe ermattet die Lider. Wunder! Farben: blaß, ineinanderfließend, mählich lichter, mannigfaltiger, begrenzter — Linien: verschwommen, fester und fester, begrenzter, schaffen Formen und Gestalten. Die lichtlose Nacht weicht dem hellsehenden Tage. Ich weile im Jugendland.

2.

Das Kriegsspiel hat begonnen. Ich halte mit meiner Schwadron am Rande des sonnenbestrahlten Hügels. Ein Adjutant macht Meldung: „Feindliche Batterie hinter dem Gebüsch ist sofort zum Schweigen zu bringen!" „Los!" Dort liege ich verwundet im Schatten des Birkenbusches. Der Sanitäter kommt, untersucht mich: „Tödlicher Brustschuß" murmelt er, heftet mir einen Zettel an und geht weiter. Da rauscht es wie von beschwingten Fittichen, kommt näher und näher, schwebt, nein: fliegt. Durch die halbgeöffneten Lider sehe ich die flatternden Bänder der schwarzen Schärpe, das Rote Kreuz auf weißer Binde. Ich sehe das raschelnde Seidenkleid: blau, mit schwarzen Streifen. Nie sah ich solch Kleid. Keine andere trug Kleider wie du. Keine andere war wie du. Jetzt knietst du neben mir, hauchst vor dich hin, was der Zettel meldet. Warum bebt deine kleine, weiche Hand in der meinen? Du beugst dich über mich. Ein Duft von Frische und Vornehmheit überflutet mich. Ein warmer Tropfen zerrinnt langsam auf meiner Wange. Ich halte still, ganz still: Möge der Duft strömen, immer strömen, möge der Tropfen rinnen, ewig rinnen.

Nun stehen wir im Kreise der vom Kampffeld zurückgekehrten, lärmenden Kriegerschar. Lakonisch meldet der Schlachtbericht: „Rittmeister v. Auenberg fiel bei erfolgreichem Sturm auf feindliche Batterie." Sanitäterinnen verteilen Orden. Auch der gefallene Rittmeister erhält die wohlverdiente Auszeichnung. Du hastest mir ein kleines Kreuz auf die Brust. Warum lächelt dein Auge so tränenumflort?

Der Strom rauscht weiter. Vorfrühling. Der schneentblößte, lockere Boden atmet Ströme von kräftigem Erdgeruch aus. Gierig übersättigt sich der Frühlungssturm mit der erfrischenden Würze und trägt den Überfluß zu uns auf die Landstraße, wo wir stehen, du und ich, zwischen dunklen Tannen und braungrünem Wiesengrund. Gelockt vom goldigen Schimmer blühender Weidenkätzchen springst du von meiner Seite hinab auf die trügende Hülle des Moores. Unter deinem Fuße schwankt es, wirft Blasen, brodelt, zischt: Der Moorgeist steigt empor, nach seltener

Beute lüstern. Du weißt es nicht: das Moor ist tief, unendlich tief. Du hörst meinen Schreckensruf, siehst mich nahen mit weitgeöffneten, entsetzten Augen, wehrst dich nicht gegen den umspannenden Zugriff meiner Arme. Verzweifelt kämpft der Moorgeist um das begehrenswerte Opfer. Tückisch reißt er meine Füße bis zur Wade hinab in den schwarzen Schlamm, wirft boshaft schmutzige Wasser empor, zischt, heult, sprudelt. Keuchend, mit nassem Haar, erreiche ich festen Grund. Widerstandslos ruhst du an meiner Brust. Die Knospen deines jungfräulichen Busens drücken hart gegen mein stürmisch pochendes Herz. So halte ich dich lange, lange. Und als ich dich sanft niedergleiten lasse, stößest du einen schweren Seufzer aus wie ein aus tiefem Schlafe erwachendes Kind, siehst mich groß, erschreckt an und flüsterst: „Konnte ich denn versinken im Moor?" „Das Moor ist tief, unendlich tief: der Weg des Brunnenschachtes bedeutet ihm nicht mehr, denn einer Stecknadel Länge."

Der Strom rauscht weiter. Sommerabend. Wir steigen zur Halde empor, auf schmalem Pfad zwischen sattgrünen Buchen und wogendem Kornfeld. Fledermäuse ziehen huschende Kreise um unsere Häupter. Vom fernen Wiesengrunde herauf schallt von Zeit zu Zeit der meckernde Lockruf der Bekassine. Ein feuchtwarmer Hauch umkost unsere Wange wie schmeichelnde Säuglingshände. In den dichten Laubkronen unterhalten sich Geheimnisse im Flüsterton und flattern bei unserem Nahen davon wie erschreckte Vögel. Schwarzblau, sternenlos schaut der Himmel auf uns herab wie mit tiefdunklen, samtweichen Stiefmütterchenaugen. Formlos, ohne feste Umrisse liegt das Herrenhaus vor uns. Nur das weißgestrichene, hölzerne Gittertor verrät den Aufgang zum Treppenhaus. Wir stehen still, eingehüllt in einen Funkenregen schwärmender Johanniswürmchen. Du gehst fort, für Jahre. Meine Hand umklammert die deine, fest, fester: aller Trennungsschmerz ballt sich in diesem Druck zusammen. Du neigst, wie horchend, dein Haupt zu mir hin, lange, tiefer und tiefer. Fester schließt sich der Ring um deine Hand: ich spüre den bebenden Stoß und Gegenstoß unserer Pulse. Plötzlich, mit heftigem Ruck, ziehst du die Hand aus der Klammer. „Leb' wohl!" Und das weiße Gittertor schlägt hart und zornig in die Klinke. „Barbar!" knirsche ich in mich hinein, „abhauen möchte ich die Hand, die durch rohe Umschnürung den Strom deiner Pulse zum Stauen brachte." Ja, Barbar, was weißt du von den Zuständen und Belangnissen eines Mädchenherzens, das dir am Abschiedsabend sehnend und verlangend das schöne Haupt entgegenneigt, das ahnungsvoll zartere Fäden kennt, die über Reden und Zeit hinweg ein festeres Band schlingen als der schmerzhafteste Handdruck. Barbar, du, kindischer Narr!

3.

Was trägst du, stolzer Segler, mit den roten, leuchtenden Wimpeln? Ach, du bist es, Dunkellockige, Biegsamgeschmeidige! Die funkelnden Blitze deiner Nachtaugen durchbrechen sieghaft den langen, dunklen Wimpernschleier und übergießen die Bronze deines Antlitzes, den Firnenschnee deiner Zahnreihen mit magischem Lichte. Und wiederum, wie ehedem, zwingst du mich in deinen Zauberbann. Wieder stehst du vor mir, wie so oft, unter den lichtdämpfenden Kastanienriesen. Wieder sehe ich das Leuchten hinter der dunklen Schleierwand, spüre mit süßer

Bangigkeit die Glut des Atems, nahe, ganz nahe, vernehme dein drohendes Flüstern: „Wenn du heute abend nicht mit mir tanzest, dann sollst du mal sehen!“ Nie hab' ich den Inhalt der dunklen Drohung entschleiert gesehen, nie auch hab' ich gewagt — trotz lockender, anderer Segel — dich zum Lüften des Schleiers zu reizen.

4.

Schlichtweiß ist das kommende Segel, schlichtweiß wie dein Kleid. Schlank ist der Mast wie dein Leib, und blau flattern im Winde die Segel, blau wie die Bänder der Schärpe, die deine biegsame Form umspannt. Nun schüttet der Kronleuchter wieder seine reiche Lichtfülle, gebrochen durch glitzernde Prismen, herab auf die tanzenden Paare im festlich geschmückten Saale. „Herrenwahl!“ kündet der Tanzordner. Entzückt gleitet das Auge des Tänzers die Reihe der Schönen entlang, geblendet vom Reichtum der Farben: vom unschuldigen Weiß zum keuschen Blau, vom sinnenreizenden Gelb zum formgestaltenden Rot. Jetzt löst sich das farbige Band in einzelne Punkte auf. In vielfach sich kreuzenden Linien durchschwirren sie den Saal, zeichnen flüchtige Ornamente und verwischen sie wieder im Augenblick ihres Entstehens. Da schwebst du in weitausholendem Bogen heran. Der milde Strahl deiner Rehaugen kündet im voraus das Ziel deiner Bahn. Nun stehst du vor mir und neigst mir grüßend das Haupt zu. Mein Atem berührt das dunkelnde Braun deiner Haarkrone, den blendenden Samt deines Nackens. Wie bist du rührend in deiner herben, keuschen Schönheit! Und dich hat ich übersehn, immer und immer, weil andere Segel winkten. Nie hat ich dich zum Tanze begehrt. Doch du kamst zu mir. Du schmiegst dich vertrauend an mich, und dein fröhliches Geplauder verrät keine Spur des Gekränktseins.

5.

Schnell und leicht, wie die Turmschwalbe durch die Lüfte schießt, jagt dein buntbewimpeltes Segel heran. Um den Kiel kräuselt sich blinkender Schaum wie schnäbelnde, schneeweiße Tauben. Vorgebeugt, straff, in formschöner Rundung, stehst du da, auf das Ruder gestützt. Der Föhn zaust das krause Geringel deiner Locken. Wie ein klarer Bergsee, durchsichtig bis auf den Grund, stehn deine großen, runden Augen unter kräftig geschwungenen Brauen. In bläulichweißer Umrahmung schillert die bunte Iris mit weitgeöffneter Pupille. Du öffnest kräuselnd die Lippen wie ein durstiges Kind. Zwischen feuchtwarmem Rot schimmern blendend weiß die Zähne. Lang ist es her: Deines Busens wogende Rundung schmiegte sich weich an meine Brust, dein Mund preßte sich auf den meinen zu atembenehmenden Küssen. Lang ist es her: Beim Abschied hingst du an meinem Nacken. Ich trug die bebende Last. Du trankst an meinen Lippen wie der durstende Wandrer am Wüstenquell.

6.

Langsam durchfurcht dein Segel die Flut wie der Schwan die zitternde Fläche des Teiches. Stammst du wohl aus dem Elfenreich?

Bist am Ende die Fee von der felsigen Quelle des Bergstroms? Oder bist du die Schwanenjungfrau vom dunklen Waldsee? Wie auf wiegenden Federn gleitet dein Fuß. Stirnreif und Spange bändigen kaum die goldig schimmernde Fülle des Haarmantels. Aus dem goldenen Rahmen leuchtet das kleine, weiße Antlitz. Darin stehen die Augen wie strahlende Sonnen. Sie umtasten mich mit schüchtern werbenden Blicken. Verlorene Müh'! Schicksalhaft steht zwischen uns ein anderes Segel. Die ältere Freundin, die mütterlich dich betreute, schob dich mir einst beim Fest in den Arm. Wie von Erdenschwere entkleidet durchschwebst du die Kreise des Reigens. Wie der Klang silberner Glocken schlägt dein leise fragendes Plaudern an mein Ohr. Du bist Musik, verkörperter Tanz.

7.

Sieh, dort kreuzt auch dein Segel, du taufrische, rundliche Maid. Straff umspannt das Mieder aus schwarzem Samt den üppigen Busen. Sein wogendes Drängen sprengt fast den Riegel der seidenen Schnüre. Wie ein Säulenschaft steht dein Hals, umkost vom Gekräusel des schneeweißen Hemdes. Wie ein geteilter Strom fließen die schweren, dunklen Flechten vom Haupte herab. Zwischen ihnen im lichten Raum schimmert der rundliche Nacken. Verheißend stehen zwei klare, blanke Augen in der prallen Rundung des Gesichts, du gabst und nahmst ohne zierend Getu', ohne Sträuben, und im Geben und Nehmen sahst du die Rechnung beglichen.

8.

Nun treib' auch du dein Segel heran, du reifere, gütige Freundin, die mir mit Warnruf und Rat die stürmisch brausende Jugend betreute. Du schärftest mein Auge und lehrtest auch seh'n die Flecke an lockenden Segeln. Du übtest den Blick mir und straffte st den Arm zur Fahrt um Strudel und Klippen. Jetzt erst versteh' ich dein selbstloses Herz: Du wolltest mich auf zielsichrer Bahn wissen, unbeirrt vom Lockruf werbender Sirenen. Du hättest mir selbst dein fleckenlos glänzendes Segel geopfert. Gottlob, dein Segel blieb rein und weiß. Mich drückt kein lastender Vorwurf.

Was seh' ich? Ihr Segel steht alle in Reih' und Glied? Für wen umsäumt ihr die freie, breite Bahn? Dort rauscht ein stattlicher Segler heran. Gradlinig durchschneidet sein Kiel die Flut. Die Sonnenstrahlen umspielen die weithin schimmernden Segel. Der Wind trägt blähend die Wimpel in wiegendem Takte auf und ab. Die Wellen schmiegen sich zärtlich an Kiel und Rand. Der Segler ruht so sicher auf den Wogen wie einst Ariadne auf dem Rücken des Panthers. Mit kühnem Wagemut springen Tropfen zum Deck empor und zerfließen sterbend zu Füßen der Märchengestalt, die dort ragt wie ein vom Schöpfer belebter Künstlertraum. Deine Stirn erstrahlt vom Kusse der Genien. Dein Haar ist gesättigt mit Märchenduft. Deine Augen sind Speicher von Sonnenlicht. Die Worte fließen klingend von deinem Munde wie die Tropfen aus dem Quell, der über Goldfelder rinnt.

Jetzt steigst du ans Ufer mit dem feierlichen Tempelschritt der Priesterin, und dein schwebender Fuß weist dem Segler die rück-

wärtige Bahn. Still folgen die anderen Segel. In Schweigen und Finsternis liegt nun die Ferne. Du stehst vor mir. Deine Augen hüllen mich in einen Mantel von Licht, gewoben aus Ursonnenstrahlen. Dein Blick kündet verheißungsvolle Nähe, unergründliche Tiefe, unendliche Ferne.

Kommt wieder bald, ihr lieben Gestalten, seid mir wie heute Führerinnen ins Land der Jugend. Säumt nicht zu lange; ich werde alt. Ihr strahlt in ewiger Jugend. Warum bleibt ihr jung? Warum werde ich alt?

# Die Seele des Betriebs

Von Martin Feuchtwanger

Da sind die Brisonwerke. Man denke nicht an die Münchener Schnupftabakwerke Kammerl, die aus einer kleinen Stube in einem Hintergebäude der Lindwurmstraße bestehen, aus einer kleinen Stube, in der Herr und Frau Kammerl auf einem langen Schneidertisch Tabakblätter zerschneiden, den Tabak beizen, auslaugen, Schnupftabak fabrizieren. Die Brisonwerke beschäftigen mehr als 50 000 Arbeiter; fünf Minuten lang fährt der D-Zug an den Gebäuden, Werkstätten, Ofen, Lagern, Maschinenhäusern und Baracken der Brisonwerke vorüber. Dutzende von Schornsteinen ragen aus dem Komplex hervor. Acht Hochöfen glühen. Die Eisenbahnwaggons rollen ununterbrochen zwischen den Gebäuden und Schuppen. Mehr als tausend Menschen arbeiten in den Kontoren.

*

Und obenan steht der Generaldirektor. Er ist ein kleines, unscheinbares Männchen mit grauem Spitzbart und goldenem Kneifer. Die Augen blicken vergnügt und blinzelnd. Er kommt erst um neun Uhr morgens in den Betrieb, liest einige Briefe und bittet dann die Herren Direktoren, einen nach dem anderen, zur Konferenz, den Direktor der chemischen Abteilungen, den Leiter der Schmelzöfen, den kaufmännischen Direktor, den Leiter der Transportabteilung, den Oberingenieur, den Baumeister, den Chef der Werkstätten, ab und zu auch ein Mitglied des Betriebsrats. Er spricht sehr wenig in der Konferenz. Wenn er gefragt wird, sagt er „Ja" oder „Nein". Hat er „Ja" gesagt, dann nutzt ein Abraten nur wenig. „Nein, bleiben Sie bei dem ursprünglichen Entschluß!" Er ist oft nur fünf, sechs Stunden im Betrieb. Er kommt zu Fuß und beim Verlassen der Werke streichelt er den schwarzen Hund des Pförtners.

*

In vertrauten Stunden gestehen die Direktoren ihren Frauen und Freunden, daß der Generaldirektor veraltet sei. Das Traurigste sei, daß er einen Starrkopf habe und oft Entscheidungen treffe in Angelegenheiten, von denen er keine Ahnung habe. „Meinst du," sagt der Direktor der chemischen Abteilungen zu seiner Frau, „er kennt überhaupt die Produkte, die wir herstellen? Er weiß nicht, wieviel Chemiker wir beschäftigen. Wenn ich ihm von der unend-

lichen Mühe berichte, mit der wir bisweilen an einer einzigen Erfindung herumarbeiten, dann lächelt er und sagt: „Na, das werden Sie schon erledigen". Ich darf sagen, der Betrieb, dieser Riesenbetrieb, steht und fällt mit meiner Arbeit. Der Herr Generaldirektor aber bezieht das Riesengehalt."

*

„Es ist eine haarsträubende Ungerechtigkeit", sagt der kaufmännische Direktor, „daß diese Null, dieser Generaldirektor, offiziell der Chef des Ganzen ist. Ich will dir's nur sagen, und ich übertreibe nicht: Das, was unsere Fabrik leistet, das machen andere Fabriken auch. Aber daß unsere Produkte in der ganzen Welt verbreitet sind, daß wir so große Dividenden zahlen, das ist einzig und allein mir zu verdanken. Wenn er sich auch um gar nichts kümmert, dieser Generaldirektor, das weiß er doch, daß ich die Seele des Betriebes bin. Aber niemals ein Wort der Anerkennung!

*

Der Chemiker A. von den Brisonwerken sitzt mit dem Kassierer B., ebenfalls von den Brisonwerken, am Stammtisch und sie schütten ihre Herzen aus. Der Kassierer berichtet, daß der kaufmännische Direktor eine sehr zweifelhafte Rolle in den Werken spiele. Er bekümmere sich wohl um die Reklame und um die Propaganda, aber von der Korrespondenz, der Buchhaltung und der Kassenverwaltung habe er keine Ahnung. O, wenn er, der Kassierer, dem Herrn Generaldirektor alles erzählen dürfte! Zwei, drei Millionen mehr oder weniger, davon wisse der Herr Direktor nichts. Es müssen so und so viele Hunderttausende flüssig gemacht werden, sage ich zu ihm, ich würde empfehlen, das so und so zu machen. Schon läuft er zum Generaldirektor und unterbreitet ihm meinen Vorschlag als den seinen. Er weiß, warum er mich an die Wand drückt. Er denkt an nichts. Wenn ich nicht dafür sorgen würde, daß die Löhne rechtzeitig bereit liegen — und das sind mitunter fünfzehn bis zwanzig Millionen in der Woche —, dann bräche der Streik aus und der ganze Betrieb läge still. Eine solche Verantwortung ruht auf meinen Schultern.

*

„Ha", ruft der Arbeiter, „schaut euch einmal in den Laboratorien, in den Zeichensälen, in den Kontorräumen um. Da sitzen die Herrchen und die Dämchen, fein gebügelt und geschniegelt, schreiben ein paar Briefe, machen ein paar Federstriche, eine kleine Mischung, und dann gehen sie so sauber, wie sie gekommen sind, und so erholt, wie sie gekommen sind, wieder nach Hause. Die Herren Direktoren und die Chefs nun gar, die laufen in schwarzen Röcken herum und machen sich wichtig. Ha, stellt einmal so einen feinen Herrn an die Maschine: Keinen Dunst hat er von so was. Meine Maschine zum Beispiel muß so genau und präzis bedient werden, daß beim kleinsten Versehen ein Malheur passierte. Wenn ich zum Beispiel vormittags zehn Uhr vergäße, den Hebel R in die Höhe zu treiben, dann gäbe es fünf Minuten später eine Explosion, die die halbe Fabrik vernichtete. Dann könnten sich die feinen Herrchen aber ihre Knochen

zusammensuchen. Da kann der Herr Generaldirektor noch so freundlich und schlau lächeln, ich weiß doch, welche Rolle ich hier mit meiner Maschine spiele und wohin der ganze Betrieb käme, wenn ich nicht so genau und pünktlich arbeitete."

*

Der Botenmeister aber, der als Diktator über 60 vierzehn- bis siebzehnjährige Burschen herrscht, blickt die Arbeiter nur von der Seite an. Die Herren Direktoren grüßt er zwar tief und devot, im Innern aber weiß er, daß er die Seele des Betriebes ist. Er hat die Briefe, gewichtige Briefe, Kassetten, Manuskripte, Zeichnungen, Verträge in der Hand und läßt sie durch seine Leute besorgen. „Wenn dieser Brief nicht zu dem Zug 10,22 Uhr nach Berlin gelangt", sagt ihm der Prokurist, „dann sind wir einen Auftrag von Millionen quitt." Dem Prokuristen bleibt nichts anderes übrig, als ihm, dem Botenmeister, die ganze Verantwortung zu übertragen. Er weiß, welchem Jungen er wichtige Briefe und Gelder anvertrauen kann, er weiß auch, daß der Buchhalter Privatbriefe, die im Firmenkouvert stecken, durch die Boten der Brisonwerke bestellen läßt. Er müßte nur seinen Mund aufmachen und der Buchhalter wäre geliefert!

*

Alle wissen, welch wichtige Rolle der Botenmeister spielt. Nur der Pförtner scheint die Bedeutung nicht zu ermessen. Der Pförtner sitzt in seinem langen, verschlissenen, schwarzgrünen Mantel im Häuschen am Haupteingang der Werke und wacht mit Argusaugen darüber, daß kein Unbefugter die Räume betrete. Ja, wenn er nicht so gut aufpassen würde, dann käme Gesindel herein, dann säßen bald die Bolschewisten im Betrieb und würden mit Höllenmaschinen alles kurz und klein sprengen. In der Nacht laufen zwölf wilde Hunde auf dem Areal herum und jedem Unbefugten würden sie an die Gurgel fahren. Nur ihm, dem Pförtner, gehorchen sie. Er wacht über den Betrieb. Wenn er nicht wäre! Er oder der Generaldirektor? Wer ist der Wichtigere? Der Pförtner hat diese Frage längst entschieden.

# RANDBEMERKUNGEN

## Der Kampf ums deutsche Memelland

Wie im früheren Jahrhundert, so werden auch heute wieder die Kämpfe fremder Völker auf deutschem Boden ausgetragen und ihre Siege mit deutschem Land, deutschem Gut und deutschem Blut bezahlt. Wir Deutsche stehen dem Kampf der Litauer um ihre staatliche Unabhängigkeit an sich nicht feindlich, sondern eher sympathisch gegenüber. Als der junge litauische Staat sich gegen den polnischen Angriff auf seine Hauptstadt Wilna verteidigen mußte, galt uns Deutschen dieser Kampf

als berechtigt, und die deutsche Presse hat den polnischen Raubzug als das gekennzeichnet, was er in Wahrheit war, nämlich ein den Grundsätzen des Völkerrechts und dem Selbstbestimmungsrecht der Einwohner Wilnas ins Gesicht schlagender Gewaltstreich. Aber wie in Oberschlesien, gelang den Polen auch in Wilna der Raub, weil sie von dem übermächtigen militaristischen und imperialistischen Frankreich unterstützt wurden, das in Polen einen den französischen Interessen dienstbaren, von französischem Gelde finanzierten Vasallenstaat erblickt. Mit dem mächtigen Frankreich wagten die Litauer natürlich nicht anzubinden, da sie den Polen allein schon nicht gewachsen waren und England auch für sie nur Sympathien ohne praktische Unstützung übrig hatte. Sie mußten Wilna in polnischen Händen lassen und Verzicht leisten. Dafür suchen sie Ersatz im deutschen Memel, das durch den Friedensvertrag von Versailles ein herrenloses Niemandsland geworden ist.

Nach den Grundsätzen des berühmten Selbstbestimmungsrechts der Völker, das durch den Frieden von Versailles zum Gespött der Welt gemacht worden ist, dürfte Memel nichts anderes sein, als was es seit Jahrhunderten war: eine deutsche Handelsstadt. Zwar gibt es in ihrer Umgebung noch eine litauisch sprechende Minderheit. Aber auch diese deutschen Litauer haben sich auf Grund ihrer sprachlichen und kulturellen Verschiedenheit stets als Deutsche gefühlt. Selbst in der französischen Presse ist offen zugegeben worden, daß, wenn in Memel eine unbeeinflußte Abstimmung veranstaltet würde, eine erdrückende Mehrheit für die Wiedervereinigung mit Deutschland zustande käme. Gerade das aber wollen die Franzosen, die eine militärische Besatzung nach Memel gelegt haben, um jeden Preis verhindern, denn sie betrachten sich dort in Wahrheit als Platzhalter Polens und warten nur auf die passende Gelegenheit, auch dieses deutsche Land unter die Herrschaft Polens zu bringen, das, nachdem es Danzig fast restlos geschluckt, seit langem seine gierige Hand nach dem Memeler Hafen streckt. Die Litauer, die diese polnischen Absichten ganz genau kennen, wollten ihnen diesmal zuvorkommen. Sie wandten dasselbe Rezept an, durch das den Polen der Raub Wilnas gelungen war. Litauische Freischärler traten über die Grenze, sicherten sich teils durch Ueberredung, teils durch Zwang die Unterstützung der deutsch-litauischen Bevölkerung des platten Landes und rückten dann gegen die Stadt Memel vor, die von schwachen französischen Truppen besetzt gehalten wurde, die aber gegen die Uebermacht der Litauer nicht gehalten werden konnte. Die von den Litauern eingesetzte provisorische Regierung wird von kleinen, ehemals deutschen Unterbeamten geleitet, die man wohl nur als Strohmänner anzusehen hat. In Wirklichkeit ist das Ziel des litauischen Abenteuers die Vereinigung Memels mit Groß-Litauen. Ob sie das erreichen, hängt von der Haltung der Botschafterkonferenz, also vor allem Frankreichs und Englands ab. Die große Gefahr für Deutschland und für die memelländische Bevölkerung, die die Errichtung eines selbständigen Freistaates fordert, weil die Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reich zur Zeit aussichtslos ist, besteht darin, daß es durch Ver-

mittlung der Entente zu einer Teilung des Memellandes zwischen Litauen und Polen kommen kann. In diesem Falle würde den Polen Stadt und Hafen Memel, den Litauern das von ihnen besetzte Hinterland zugesprochen werden. Dann wäre für Deutschland auch dieses alte deutsche Siedlungsgebiet für absehbare Zeit verloren. Auch aus diesem Beispiel können wir lernen, wie das nationale Selbstbestimmungsrecht überall dort mißachtet wird, wo es zugunsten Deutschlands spricht. Warum? Weil uns das Schwert und die Macht fehlt, um unser unbestreitbares Recht zu schützen.

## Die Not der Kolonialdeutschen

Aus Berichten in den Zeitungen erfährt man, daß demnächst ein Gesetz herauskommen soll, das die Entschädigung der Auslands- und Kolonial-Deutschen und der Verdrängten behandelt. Man ist erstaunt, daß die Regierung nun doch endlich nach etwa 4 Jahren sich dazu bequemen will, eine Anordnung zu treffen, aber nicht etwa, den durch den Krieg Geschädigten gerecht zu werden, sondern um sie noch um ihre letzten paar Spar-Pfennige zu bringen. Denn ein solches Gesetz, wie es der Regierung vorgeschlagen wurde, würde doch nichts anderes heißen, als eine Rechtfertigung der Regierung gegenüber der Menschheit, den Geschädigten gerecht abgefunden zu haben. Denn sonst liegt gar keine Ursache einer solchen Gesetzgebung vor, wo jeder gesunde Menschenverstand es einsieht, daß: 1 M. = 1 M. und 1.—.— £ = 1.—.— £ und Grund und Boden gleich Grund und Boden ist usw. Aber dieses einfache Einmaleins bedarf bei der heutigen höchsten Regierungsinstanz noch erst eines Gesetzes, welches sie dazu berechtigt, daß, wenn ein Entschädigungspflichtiger 100 M. zu bekommen hat, er nach diesem nun zustande gekommenen Gesetz nur noch $^1/_5$ M. = 20 Pf. erhalten wird und die übrigen $99^4/_5$ M. dem Staatssäckel verfallen! — Ich spreche hier hauptsächlich von meinem Fall als enteigneter Kolonialdeutscher (Neu-Guinea), dessen enteignetes Sparguthaben von der Australischen Regierung einbehalten wurde, und der dafür ein Memorandum auf das Deutsche Reich zur Auszahlung erhielt. Nach den Vorschlägen nun, die der zuständigen Behörde jetzt vorgelegt sein sollen, sollen wir mit dem Vierfachen nach Vorkriegswährung abgefunden werden; d. h.: wenn jemand 500.—.— £ zu bekommen hat, er nur etwa 40000 Papiermark ausgezahlt erhält, nach der heutigen Valuta umgerechnet, also in Wirklichkeit 1 bis $1^1/_2$.—.—£ und die restlichen 499.—.— £ steckt der Staat ein! Denn es ist doch wohl kaum anzunehmen, daß die Regierung später mit ihren Gläubigern (u. a. Australien) mit dem abrechnen wird, was sie uns jetzt auszahlt (also 1.—.— £), sondern mit dem, was sie schwarz auf weiß besitzt (also 500.—.— £). — Wir kleinen Angestellten mit Barguthaben, wie auch Pflanzer, werden aber somit um unser ganzes in jahrzehntelanger harter Arbeit Erspartes gebracht! — Um solches zu sanktionieren, braucht der Staat allerdings ein Entschädigungsgesetz! — Ein Hohn auf das Recht! Gebt uns, was unser ist, und nehmt, was Euer ist! — Das soll heißen, daß jeder gute Deutsche es verstehen wird, wenn die Regierung ihm einen hohen Prozentsatz von seinem Enteigneten weg-

steuert, aber das Übrige ihm voll in der Währung, in der die Regierung später abrechnen wird, auszahlt; also in der Währung, in welcher es dem Reparations-Fond gutgeschrieben wird.

Ein Kolonialdeutscher.

## Nepperei

Zu diesem im Novemberheft der „Gegenwart" erschienenen Artikel wird uns von sachkundiger Seite noch geschrieben:

Die gewaltige Erhöhung der Beiträge zur Reichsversicherung für Angestellte, die sich z. B. in der höchsten Gehaltsklasse gegenüber dem Friedensbeitrag um rund das 182fache erhöht haben, rechtfertigt eine Untersuchung, welche Leistungen im Falle des Eintritts der Berufsunfähigkeit auf Grund der Versicherung gewährt werden.

A. In Frage kommt zunächst das Ruhegeld.

Angenommen, ein seit Inkrafttreten des Gesetzes nach der höchsten Klasse versicherter Angestellter würde nach Erfüllung der Wartezeit mit ununterbrochener Beitragsentrichtung dauernd berufsunfähig werden, so würden ihm jährlich folgende Barleistungen gewährt werden:

| | | |
|---|---|---|
| 1. Der Grundbetrag von . . . | M. 720.— | Ruhegeld |
| 2. 1/4 der während 120 Monaten entrichteten Beträge + den zur Anrechnung gelangenden Steigerungssätzen . | M. 4021.20 | Ruhegeld |
| 3. Gegenwärtige Teuerungszulage . . . . . | M. 9000.— | |
| | M. 13741.20 | |

Der in der höchsten Klasse versicherte Angestellte würde also bei dauernder Berufsunfähigkeit, wenn er seit Inkrafttreten des Gesetzes (1. Januar 1913) ununterbrochen Beiträge geleistet hat und nachdem am 1. Januar 1923 die Wartezeit von 120 Beitragsmonaten erfüllt ist, eine monatliche Rente von 1145 M. beziehen. Die nach Erfüllung dieser Wartezeit geleisteten Beiträge gelangen nur zu 1/2 auf das Ruhegehalt zur Anrechnung.

B. Weiter kommt in Frage die Hinterbliebenenrente.

Angenommen, der unter A beispielsweise erwähnte Angestellte hinterläßt eine Witwe, so würde diese 2/5 seines Ruhegeldes beziehen:

| | |
|---|---|
| 2/5 aus M. 4741.20 . | M. 1896.50 |
| + gegenwärtige Teuerungszulage . | M. 9000.— |
| | M. 10896.50 |

Die Monatsrente der Witwe würde demnach 908 M. betragen.

Die Waisenrente beträgt je 2/5, für Doppelwaisen je 2/3 der Witwenrente,

| | |
|---|---|
| für eine einfache Waise demnach . . | M. 750.60 |
| + gegenwärtige Teuerungszulage . . . | M. 4500.— |
| | M. 5250.60 |
| und für eine Doppelwaise . . . . . | M. 1264.20 |
| + gegenwärtige Teuerungszulage . . . | M. 4500.— |
| | M. 5764.20 |

oder nicht einmal monatlich 500 Mark, während der Monatsbeitrag in der höchsten Klasse 4840 M. beträgt, der von Arbeitgebern und Angestellten je zur Hälfte getragen werden muß.

Dr. Dyckhoff.

# BÖRSENSPIEGEL

## Ruhrgebiet und Börse

Manchmal setzt sogar die sonst so kluge Börse auf das falsche Pferd. Zum Beispiel, als sie bei der ersten Nachricht von der Besetzung des Ruhrgebiets eine Hausse in oberschlesischen Werten unternahm. Das heißt, gegen die Hausse in oberschlesischen Werten war eigentlich gar nichts einzuwenden. Warum nicht? Unlogisch war es nur, daß viele Leute ihre westlichen Werte fortgaben und dafür durchaus oberschlesische Papiere erwerben wollten. Weil diese gewissermaßen im Augenblick sicherer seien.

Man schien an der Börse gänzlich vergessen zu haben, daß es in dem schon seit Jahren leider besetzten Gebiete ebenfalls eine Menge Industriewerte gibt, die aber nichtsdestoweniger sehr stark gestiegen sind. Man denke nur einmal an Stolberger Zinkaktien, an Rheinische Braunkohlen, an Chemische Renania und etliche andere. Wenn man für diese Papiere nicht flau war, weil sie in besetztem Gebiet lagen, warum sollte man es gerade durchaus für die anderen, die im neubesetzten Ruhrgebiet, sein? Das war in der Tat nicht recht einzusehen, und es war klar, daß hier alsbald eine Änderung eintreten müsse. Die Dinge lagen nur in dem Falle anders, wenn irgendwelche Unruhen und Störungen des wirtschaftlichen Lebens daselbst entständen. Aber wer sollte ein Interesse daran haben? Die Franzosen ebensowenig wie die Deutschen. Die berühmten und unvermeidlichen Schwarzseher liefen zwar wieder einmal mit düsteren Mienen an der Börse umher und murmelten geheimnißvolle Worte von Generalstreik und ähnlichen Dingen. Als ob man andauernd generalstreiken könne! Es wird ohnehin schon gerade genug im Deutschen Reiche gestreikt, und ganz besonders im Ruhrgebiet zu streiken, wäre Wahnsinn gewesen. Generalstreiks sind überhaupt nur angebracht, wenn Rechtsputsche gemacht werden, und in diesem Falle sind sie sogar eine sogenannte sittliche Pflicht. Mit Gott, für Präsidenten und Republik.

Also, wie gesagt, im Ruhrgebiet wurde nicht generalgestreikt, und andererseits hatten die Franzosen nach der „Eroberung" von Essen doch ebenfalls keinerlei Anlaß, das wirtschaftliche Leben im okkupierten Gebiet zu stören und irgendwelchen Gefahren auszusetzen. Denn in diesem Falle hätten sie erst recht keine Kohle bekommen. Ob sie jetzt übermäßig viel bekommen, sei freilich ebenfalls dahingestellt.

Jedenfalls hat man heute keinerlei Anlaß, für die westlichen Montanpapiere irgendwie flaugestimmt zu sein. Wie man auch die Dinge auffassen mag. Entweder nämlich bleiben die Franzosen einstweilen dort; dann ist die Lage dort ungefähr so aufzufassen wie im übrigen besetzten Gebiet, wo die Ausländer erst durch den eigenen Augenschein den Wert der verschiedenen Werke kennen lernten und in großem Stil zu kaufen begannen. Oder aber, die Franzosen ziehen wieder ab, was im allgemeinen deutschen Interesse sehr zu begrüßen wäre. Dann kann man sich auf eine Jubelhausse gefaßt machen. Also gewissermaßen Hausse auf alle Fälle. Der Wert gerade dieser Papiere drückt sich im übrigen auch nicht entfernt in den heutigen Kursen aus. Denn man hat es doch hier mit den größten und besten Unternehmungen der gesamten deutschen Wirtschaft zu tun. In einer Zeit aber, wo die Aktien mancher Gesellschaften, die erst seit ein oder zwei Jahren bestehen, Kurse von 10000 und darüber haben, ist es lächerlich, wenn überhaupt irgendein Kurs der großen westlichen Montanwerke unter 50 000 steht. Die Kohlenschätze, die gesamten Anlagen dieser

Montanriesen sind doch heute in Papiermark gar nicht auszudrücken, und man muß sich wundern, daß die Börse gerade auf diesem Gebiete den großen Umwertungsprozeß noch nicht vorgenommen hat. Denn es kommt noch eins hinzu: Neue Fabriken erbauen kann man auch heute, kann man auch in Papiermark. Man kann sogar heute so viel verdienen, daß man die betreffenden Neuanlagen sogleich wieder abschreibt, so daß sie also nicht mehr in der Bilanz zu Buche stehen. Was man aber mit allen Papiermark der Welt nicht mehr kann, ist die Erwerbung der gewaltigen Naturschätze. Die Kohle, das Eisen der Ruhrgebietswerke, stellen mehr oder minder einen Monopolbesitz dar. Es ist bei der gegenwärtigen Kursbewertung sonderbarerweise gar kein nennenswerter Unterschied zwischen diesen Werten und denen anderer Industriezweige. Eines Tages aber wird die Börse auch hinter diese Tatsache kommen, und dann wird sie eine plötzliche Umwertung vornehmen, ähnlich, wie es bei Harpener ja schon seit einiger Zeit der Fall ist. Oder vielmehr der Fall zu werden beginnt. Denn auch bei diesem Favoritpapier der Börse ist die Entwicklung nach oben noch lange nicht etwa abgeschlossen.

Außerdem schweben in der westlichen Industrie noch zahlreiche bedeutsame Projekte, die durch die Besetzung des Ruhrgebiets höchstens hinausgeschoben worden sind. Aufgegeben aber natürlich nicht etwa. Besonders Herr Stinnes hat wieder einmal große Pläne. Seitdem er durch den Kauf des Postens Handels-Anteile in gewisse, wenn auch vorerst nur indirekte Beziehungen zur A.E.G.-Gruppe getreten ist, dürfte es feststehen, daß in absehbarer Zeit eine Annäherung der A.E.G. an die Gruppe Siemens-Schuckert stattfinden wird. Die Siemens-Gruppe aber ist wiederum eng verbunden mit den Stinnesschen Montanwerken, das heißt vor allem der Gelsenkirchner Gesellschaft, Deutsch-Luxemburg und Bochumer-Verein. Wenn also tatsächlich die Verbindung AEG-Siemens zustandekommen wird, so ist der weitere Schritt eine Annäherung an die Montanwerke dieser Gruppe. Dann aber entsteht ein Trust von einer Ausdehnung, wie er bisher in der deutschen Industrie auch nicht entfernt vorhanden ist, und es wird aller Voraussicht nach eine vollkommene Umwertung auf diesem Gebiet einsetzen.

Die französische Besetzung des Ruhrgebiets hat in dieser Beziehung die Entwicklung vielleicht aufgehalten; mehr aber gewiß nicht. Im übrigen jedoch wird sich sehr bald schon zeigen, daß letzten Endes die ganze Aktion von Paris aus nur unternommen worden ist, weil dort ein zunehmender Haß gegen den Besiegten entstanden ist, dem es gut geht. Gegen den Besiegten, der mit seiner Industrie die Welt wiederzuerobern begonnen hat, dessen Fähigkeiten über alle feindseligen Maßnahmen triumphierten, mit denen man seine Entwicklung industrieller und wirtschaftlicher Art zu hindern versuchte. Daher der Neid und Ärger der Franzosen, die keinen Stinnes haben, uns aber den Besitz dieses Mannes mißgönnen. Dieses Mannes und der verschiedenen anderen Großen der rheinischen Industrie. Umsomehr aber muß man, wenn man diese Zusammenhänge begreift und versteht, der Ansicht sein, daß die Werke dieser Industrie, um welche uns die Welt beneidet, und welche Frankreich so gerne besitzen möchte, eine ganz andere Bewertung verdienen. Denn nicht allein in Deutschland können sie bis zu einem gewissen Grade als Monopolwerke gelten, die man uns nicht nachzumachen imstande ist; vor allem nicht in dem industriell nicht entfernt so entwickelten, sondern ziemlich rückständigen Frankreich.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. W. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57.

# Die Gegenwart

52. Jahrgang | Februarheft | 52. Jahrgang

## Gegen Luxus und Schlemmerei

Von Ludwig Sochaczewer

Kein Zweifel: wir müssen „durchhalten"! Wir leben wieder mitten im Krieg und der Ausgang dieses Kampfes ist genau so ungewiß wie damals, aber auch genau so wichtig. Wiederum geht es um den Bestand des Vaterlandes und die wirtschaftliche Zukunft jedes Einzelnen. Aber ebenso wie in den letzten Kriegsjahren unseligen Angedenkens stehen wir auch heute wieder vor der Frage: sind wir auf dem rechten Wege die Einheitsfront und die Heimatstimmung zu erhalten und sie diesmal vor „Dolchstößen von hinten" zu bewahren?

Vor allen Dingen würde es falsch sein, wollte man in der Masse des Volkes den Anschein erwecken, als handele es sich um eine vorübergehende Standhaftigkeitsprobe. Eine Stockung der Kohlenförderung im Ruhrgebiet kann und muß auf unsere Kohlenversorgung und damit auf unsere gesamte industrielle Produktion von katastrophalem Einfluß werden. Die Milliardenaufwendungen für ausländische Kohlenzufuhr und für die Entlohnung und Versorgung des Arbeiterheeres an der Ruhr, das sich waffenlos aber entschlossen dem französischen Heere gegenüberstellt, bedeutet eine neue Inflation und damit ohne Zweifel eine neue Entwertung des Geldes, eine weitere Steigerung aller Löhne und Preise, eine Stabilisierung unserer Not auf Wochen, wenn nicht auf Monate, ganz abgesehen davon, daß die französische Politik, selbst wenn sie wollte, über Nacht von der Ruhr zurückzublasen kaum noch imstande ist.

Sind allen diesen Gefahren gegenüber die Maßnahmen der Reichsregierung zweckmäßig und ausreichend? Wir möchten es gelind bezweifeln. Einstweilen hat sich nämlich die Regierung darauf beschränkt, die erforderliche Stimmung der Heimat durch „Erlasse gegen Luxus und Schlemmerei" zu dämpfen, Erlasse, die in Wahrheit sich aber nicht so sehr gegen den wahren Luxus und die wahre Schlemmerei richten und auswirken werden als gegen die erlaubte und vernünftige Erholung, gegen lebenswichtige Gewerbe und hunderttausende von Arbeitern und Angestellten in diesen Gewerben. Die Früherlegung der Polizeistunde auf 11 Uhr (wobei man freilich für die Reichshauptstadt insofern eine Ausnahmestellung zugestand, als hier die Polizeistunde inzwischen bis 12 Uhr verlängert worden ist) müßte in Kauf genommen werden, wenn sie eine wirkliche Streckung der Kohlenvorräte bedeuten würde. In Wahrheit ist sich die Kohlenstatistik aber darüber einig, daß selbst in den paar tausend Lokalen einer Großstadt die Beleuchtung zwischen 11 und 1 Uhr nachts nur einen ganz verschwindend

kleinen Bruchteil des gesamten Kohlenverbrauchs ausmacht. Dafür halten hunderttausende von großstädtischen Hausbesitzern, trotz aller Mietszuschläge, noch immer an dem 8-Uhr-Haustor-Schluß fest und helfen von ihrer Seite aus, dem Reichskohlenkommissar „sparen". Und ob etwa die Berliner Straßenbahn ihr Milliardendefizit plötzlich wird decken können, wenn sie eine oder zwei Stunden am Verkehr kürzt, erscheint doch auch noch recht fraglich.

In Wahrheit soll der Erlaß der Reichsregierung natürlich nicht Kohlen, sondern Geld sparen, und den schreienden Gegensatz zwischen der Not großer Bevölkerungsschichten und dem Schlemmen des kleinen Bruchteils von Börsenspekulanten und ähnlichen Konjunkturgewinnlern bekämpfen helfen, auf die Gefahr hin, daß tausende von Musikern und hunderttausende von Gastwirtsangestellten plötzlich ihr Brot verlieren. Die Rechnung ist aber auch sonst falsch. Falsch vor allem, weil man, ebenso wie bei den sogen. öffentlichen Tanzlustbarkeiten, die wahren Stätten des Luxus und des Schlemmens nicht erfassen wird und erfassen kann, vielmehr Schlemmerei und Luxus auf der einen, Erholung und anständiges Vergnügen auf der anderen Seite in einen Topf wirft. Was erreicht man, wenn man hunderte von Kaffeehäusern um 11 oder 12 Uhr schließt und sich dafür in demselben Augenblick dutzende und aberdutzende von heimlichen Nachtlokalen mit Valuta- und Neppreisen wieder „genau so wie im Kriege" öffnen. Sogar Wohltätigkeitsbälle hat man in Berlin untersagt, die Nackttänze für Ausländer am Kurfürstendamm und am Bülowbogen aber florieren natürlich weiter. Gar nicht zu reden davon, daß der Begriff der Schlemmerei doch recht vieldeutig ist. Wenn schon im Frieden irgend ein Arbeiter seinen Wochenlohn vertrank und seine Familie schuften und hungern ließ, und wenn jetzt ein Möbel- oder Müllkutscher von den hunderttausend Mark Monatslohn die Hälfte im Wirtshaus läßt, so schlemmt der natürlich genau so wie Herr Raffke jun., der eine Million monatlich zu verzehren hat, und tatsächlich davon an vier oder fünf Abenden im Monat jedesmal hunderttausend Mark in Nachtlokalen läßt. Statt aller solcher Betrachtungen genügt schließlich eine tatsächliche Feststellung: am Tage der Verkürzung der Polizeistunde haben große Gastwirtschaftskonzerne und Betriebsgesellschaften in Berlin für Millionen Wein- und Likörbestellungen bei ihren Lieferanten regressiert, zur selben Stunde aber entstand ein förmlicher Run bei den Delikateßhändlern gerade auf die teuersten Liköre und Spirituosen. Zu den Kriegs-, Revolutions- und Börsenspekulanten kommen jetzt die Polizeistundenspekulanten! Wenn man der Bevölkerung harmlose Genüsse, wie den eines Glases Bier, dessen Bekömmlichkeit und hoher Nährwert wissenschaftlich nachgewiesen ist, erschwert oder verekelt, so fördert man, ohne es zu wollen, den heimlichen Schnapsgenuß im eigenen Heim oder das Emporwuchern verbotener Spelunken, die dann viel weniger durch die Öffentlichkeit kontrolliert werden können, als die erlaubten Gastwirtschaften. Man soll sich hüten, unter der Flagge des Kampfes gegen die Schlemmerei und der Trauer über den Ruhreinfall allerlei abstinenzlerische Konterbande in die Gesetzgebung einzuschmuggeln, gegen die das deutsche Volk mit Recht, wie gegen jede Heuchelei und pietistische Scheinheiligkeit, eine natürliche Abneigung hegt.

Warum greift man aber nicht wirklich durch? Warum beschlagnahmt man nicht wie die Kohle, so auch gewisse Luxusartikel, da ja die Polizei, die gegenüber den täglichen und stündlichen Raubüberfällen machtlos ist, wahrscheilich auch gegen die Nachtlokale nichts wird ausrichten können? Warum verbietet man nicht wieder die Luxusautos und die reinen Auto- und Vergnügungsfahrten, zumal der Preis einer Autofahrt ja doch nur für Ausländer und Spekulanten erschwinglich ist und ein Autokorso in einer modernen Großstadtstraße mindestens dieselben aufreizenden Wirkungen bei der „besitzlosen Klasse" üben kann wie ein Kaffee, eine Bar oder ein Ballfest?

Auch über andere Maßnahmen, weniger rigoros und bedenklich in ihren Wirkungen, könnte man nachdenken und diskutieren: die allgemeine Polizeistunde und das allgemeine Tanzverbot werden, wie wir befürchten, die Stimmung nicht heben, sondern drücken, unnötig drücken. Wenn das „Volk", auf das es doch ankommt, nicht selbst sein Vergnügen und seine Erholung in den rechten und würdigen Grenzen zu halten vermag, die Polizeistunde — ein notwendiges Übel wie die Polizei selber — wird dann auch nicht mehr helfen, auch wenn man sie noch so sehr verkürzt! Was man jetzt gemacht hat, bedeutet bestimmt nur eine Verkürzung oder Unterbindung der Erholung der Anständigen und eine Förderung des Schlemmens der Unanständigen. Noch einmal: Nicht auf die Musik, sondern auf die Harmonie kommt es an, nicht den Tanz sollte man bekämpfen, sondern den Tanz — um das goldene Kalb!

# Der Kampf um die Kohle

Von Dr. Erwin Steinitzer

Nach einer Mitteilung des Reichsministers des Innern haben die Franzosen und Belgier im Ruhrbezirk im Zeitraume von zwanzig Tagen rund 40 000 Tonnen Kohle und Koks beschlagnahmt. Wären sie nicht ins Industriegebiet eingebrochen und hätte Deutschland seine Reparationskohlenlieferungen im früheren Umfange fortgesetzt, so hätten sie täglich ungefähr 45 000 Tonnen erhalten. Die Bilanz des Kohlenkrieges schließt also für sie zunächst mit einem Verlust von mehr als 95 v. H. In Wahrheit ist diese Einbuße noch größer; denn nur ein kleiner Bruchteil der Mengen, die beschlagnahmt wurden, konnten nach Frankreich und Belgien abtransportiert werden. Erst am 8. Februar, genau vier Wochen nach dem Beginne der Aktion ist es den französischen Eisenbahnern gelungen, drei Kohlenzüge auf der Strecke München-Gladbach—Aachen nach Belgien zu befördern. Die im Revier selbst von den Franzosen „militarisierten" Linien scheinen vorläufig nur in sehr beschränktem Grade betriebsfähig zu sein und gerade zur Not für den Nachschub von Truppen, „Kriegsmaterial" und Verpflegung auszureichen.

Aber auch wenn es den Franzosen, die ja jetzt die deutschen Eisenbahner mit dem brutalsten Terror einzuschüchtern versuchen, gelingen sollte, ihre eigenen Transportmöglichkeiten in den nächsten Wochen etwas stärker auszudehnen, werden sie in der Kohlenfrage gegen den

Widerstand der deutschen Bergarbeiter nur einen ganz vorübergehenden Erfolg erzielen. Sie werden vielleicht in der Lage sein, von den vielen beladenen Kohlenwaggons, die jetzt in den Bahnhöfen und auf den Geleisen des Ruhrbezirks herumstehen und herumgeschoben werden, eine Anzahl nach Belgien und Frankreich zu bringen. Aber wenn dieser Vorrat, von dem ja auch die eigene Wirtschaft des Industriebezirks täglich zehrt, erschöpft ist, wird es ihnen nichts nützen, daß sie in gewissem Umfange Kohle nach Westen transportieren können; denn diese Kohle wird nicht da sein. Nach französischen Meldungen, die von deutscher Seite bestätigt werden, ist die Förderung im Ruhrbecken schon jetzt auf etwa ein Viertel ihrerer früheren Tagesmenge zurückgegangen. Die Bergarbeiter haben bisher noch Kohle für den Zechenselbstverbrauch, für die Versorgung der Industrie des neubesetzten Gebiets und bis zu einem gewissen Grade auch für die Aufstapelung von Vorräten gefördert. Die Produktion zur Lagerung ist im Begriffe aufzuhören, weil die Halden überfüllt sind, und die Aufbewahrung neu geförderter Mengen technisch unmöglich wird. Die Produktion für den Bezirk selbst wird eingeschränkt oder eingestellt werden, wenn auch die Industriewerke keinen Lagerraum mehr haben oder wenn der Verkehr innerhalb des Bezirks durch französische Eingriffe gestört oder unterbunden wird oder wenn sich die Franzosen diese für den Eigenverbrauch des Reviers bestimmte Kohle in größerem Umfange anzueignen vermögen. Übrig bleiben wird schließlich nur ein Minimum von Förderung für den unmittelbaren Zechenselbstverbrauch. Die Bergarbeiter werden, wenn nicht französische Gewaltakte sie an der Arbeit verhindern, nicht streiken, sondern sie werden täglich in die Gruben einfahren, die Schichtzeit unter Tage verbringen und Reparatur-, Verrichtungs- und Verbesserungsarbeiten durchführen, die der künftigen Produktivität des Ruhrbergbaus sehr zu statten kommen können. Ihre Tätigkeit wird in einem höheren Sinne durchaus produktiv sein, aber sie wird für den Augenblick wenig oder gar keine Kohle zu Tage fördern. Natürlich werden die Bergleute für diese veränderte Arbeit den vollen, den Teuerungsverhältnissen entsprechenden Lohn erhalten müssen. Da die Gruben keine Kohle verkaufen, also auch keine Einnahmen erzielen, wird die Entlohnung der Arbeiter, direkt oder indirekt, dem Reiche zur Last fallen. Vorkehrungen, um Stockungen der Entlohnung zu verhüten, sind, wie man annehmen darf, in ausreichendem Maße getroffen.

Die Franzosen können diese passive Resistenz derjenigen, die die Kohle fördern sollen, nicht überwinden, indem sie etwa die deutschen Bergleute durch andere ersetzen. Zwar hört man immer wieder von Anwerbungen polnischer Grubenarbeiter für das Ruhrgebiet und niemand zweifelt daran, daß die Franzosen kein Bedenken tragen würden, die deutschen Bergleute aus ihren Wohnungen zu jagen, um für ihre eigenen Arbeitertruppen Platz zu schaffen. Aber wenn es schon unmöglich ist, die rund vierzigtausend Eisenbahner des Bezirks durch landfremde Kräfte so weit zu ersetzen, daß ein einigermaßen geregelter Verkehr erreicht wird, so ist es noch in viel höherem Grade unmöglich, ohne die halbe Million ansässiger deutscher Grubenarbeiter eine irgendwie nennenswerte Kohlenförderung zu erzielen. Wenn die Franzosen wirklich an der einen oder anderen

Stelle unter dem Schutze ihrer Bajonette und Maschinengewehre polnische Arbeiter einsetzen sollten, so werden sie dabei vermutlich eher die Einschüchterung der deutschen „Kumpels" im Auge haben als die Kohlenproduktion. Aber es sieht vorläufig nicht so aus, als ob solche Einschüchterung den von den Franzosen gewünschten Erfolg zeitigen könnte.

Die Bergarbeiter des Ruhrbezirks sind fest entschlossen, ihren Widerstand fortzusetzen, solange sie physisch dazu imstande sind. Die Franzosen können sie auf die Straße treiben und niederkartätschen und sie können durch gewaltsame Aushungerung ihre Abwehr zerbrechen. Verhungernde leisten keinen Wiederstand mehr. Aber vielleicht hat doch auch die „friedliche" Kriegführung Frankreichs ihre Grenzen.

# Unsere Brotversorgung

Von Maria Hellersberg (Mitglied des Reichswirtschaftsrats)

Jeder kluge Hausvater wird darauf bedacht sein, alle Vorräte, über die er nur in beschränktem Umfange verfügt, möglichst sparsam und zweckmäßig auszunützen. Wir alle wissen, daß wir in Deutschland nicht so viel Getreide ernten, wie wir zur Volksernährung brauchen. Wir sind gezwungen, einen Teil des notwendigen Getreides einzuführen. Aber handeln wir mit dem Korn, das uns unsere deutsche Ernte bringt, so wie der kluge Hausvater es mit seinen Vorräten tut? Wer diese Frage ernstlich prüft, muß zu einem entschiedenen Nein kommen.

Das vorhandene Getreide mahlen wir derart aus, daß ein Viertel aller Nährwerte des Korns der direkten menschlichen Ernährung entzogen und der Kleie zugeführt wird, die dann allerdings zur Ernährung des Viehs Verwendung findet. Da die über das Tier geführten Nährstoffe aber nur zu einem geringen Prozentsatz (2—5%) für den Menschen ausgewertet werden, so bedeutet dieser Umweg, über den ein großer Teil unseres Getreides geführt wird, volkswirtschaftlich eine gewaltige Verschwendung. Wenn dazu noch im Jahre 1922 ein stark unter dem Durchschnitt liegender Ertrag aus der inländischen Getreideernte kommt und die Einführung ausländischen Getreides infolge des niedrigen Markwertes Unsummen der einheimischen Volkswirtschaft entzieht, so erscheint doch die Forderung berechtigt, daß von Staats wegen alles geschieht, um die sparsamste, der Volkswirtschaft und Volksernährung dienlichste Art der Verwendung des inländischen Getreides herbeizuführen.

Es muß Aufgabe der für die Volksernährung zuständigen Stellen sein, zu prüfen, inwieweit eine stärkere Ausmahlung des Getreides allgemein durchführbar ist, und dann müßte die Anordnung der Herstellung eines Einheitsbrotes eine unseren Verhältnissen entsprechende Verwertung der Nährstoffe sichern. Es ist von sachkundiger Seite ausgerechnet worden, daß wir in Deutschland durch stärkere Ausmahlung des Getreides und Einführung eines Vollkornbrotes (wie es Dänemark hat) jährlich 2¼ Millionen Tonnen Getreide, d. h. etwas mehr, als wir im Jahre 1921 eingeführt haben, sparen. Wenn wir uns ver-

gegenwärtigen, daß jetzt im Januar 1923 der Zentner Auslandsgetreide 22 235 M. kostet, so ist es nicht schwer zu errechnen, wie hoch sich für uns solche Ersparnisse beziffern. Statt dessen mahlen wir Weizen und Roggen in einer Weise aus, wie es sich nur ein im Überfluß schwimmendes Volk erlauben dürfte und entziehen täglich der Volksernährung unersetzliche Werte.

Daß die stärkere Ausmahlung des Getreides nach sachkundigen Angaben erfolgen muß, ist selbstverständlich. Bedauerlicherweise haben wir in dem letzten Jahrzehnt, selbst im Kriege, versäumt, Erfindungen auf diesem Gebiete für die Allgemeinheit richtig auszunutzen. So ringt z. B. seit einer Reihe von Jahren ein Mahlsystem, das sogenannte „Steinmetzverfahren", um Beachtung, nach dem das Getreide, ehe es in den Mahlprozeß kommt, unter Wasser gesetzt und von der äußeren Holzfaserschale befreit wird, während das ganze übrige Korn in den Mahlprozeß geht und der menschlichen Ernährung bis auf einen kleinen Rest Kleie zugänglich gemacht werden kann. Dieses Mahlverfahren sichert eine derartig gesteigerte Ergibigkeit des Korns und bringt eine so bedeutende Verkürzung des Mahlweges, daß nach Angabe des Erfinders das Brot um die Hälfte verbilligt wird. Das auf diese Art gewonnene Mehl aber liefert nach wissenschaftlichem Gutachten ein gesundheitlich einwandfreies Brot.

Mit der Prüfung solcher Erfindungen müssen wir uns in unserer jetzigen Lage ernstlich beschäftigen. Wir haben im vorigen Jahre 2 Millionen Tonnen Auslandsgetreide eingeführt. Wir werden, wenn wir unsere Vorräte nicht besser ausnützen, infolge der ungünstigen Ernte in diesem Jahre 3½—4 Millionen Tonnen, also das Doppelte, an Auslandsgetreide brauchen. Wenn schon die vorjährige Getreideeinfuhr eine gewichtige Ursache der Passivität unserer Handelsbilanz war, so werden sich die Summen, die dieses Jahr zur Zahlung der Einfuhr aufzubringen sind, ins Ungeheure steigern. Es besteht ein Weg, diese Getreideeinfuhr um ein Beträchtliches zu verringern, und es kommt nur darauf an, ob wir den Weg gehen. Denn wie weit wir schließlich mit unseren eigenen Erzeugnissen reichen, das hängt nicht allein von dem Umfang der Ernte ab, sondern auch von ihrer haushälterischen Auswertung durch uns.

# Was die Prohibition in Amerika angerichtet hat

Von Johannes Gaulke

Nach dem der Verfassung der Vereinigten Staaten angefügten 18. Amendement (Volstead Act.) ist die Herstellung, der Verkauf oder der Transport alkoholischer Getränke, der Import nach oder der Export aus den Vereinigten Staaten und allen ihrer Jurisdiktion unterworfenen Territorien verboten. Wohlgemerkt Herstellung, Verkauf und Transport! Nicht das Trinken an und für sich. Dennoch macht sich jeder, der ein über einhalb Prozent enthaltendes Getränk genießt, einer Gesetzesverletzung schuldig, die mit einer schweren Geld-

oder Freiheitsstrafe geahndet wird. Denn, so argumentiert der weise Gesetzgeber, der Trinker ist ja an sich nicht schuldig, er wird es aber dadurch, daß er direkt oder indirekt die Herstellung oder den Vertrieb alkoholischer Getränke begünstigt hat.

Diese Rechtsauffassung und Rechtsauslegung, die einem mittelalterlichen Rabulisten alle Ehre gemacht hätte, kennzeichnet den Geist des modernen Amerikas. Bigotterie und Scheinheiligkeit sind seine Komponenten. Das Gesetz wäre wahrscheinlich nie zustande gekommen, schreibt Fabian Franklin in seinem ausgezeichneten Buche „Was die Prohibition in Amerika angerichtet hat" (What Prohibition has done to America by Fabian Franklin, Newyork, Harcourt, Brace and Company), wenn die Gesetzgeber von vornherein hätten Farbe bekennen müssen. Auch das amerikanische Volk trifft ein großer Vorwurf, weil es sich zu keinem energischen Protest gegen das ungeheuerlichste Bevormundungsgesetz, das je über ein Kulturvolk verhängt worden ist, aufgerafft hat. Man nahm überhaupt die Alkoholgegner, die sich in ihren Propagandafeldzügen meistens höchst grotesker Mittel bedienten, nicht ernst, man ahnte überhaupt nicht, über welche Machtmittel sie verfügten und wie weit sich ihr Einfluß erstreckte, als die Regierungsvorlage dem Kongreß unterbreitet wurde. Die Herren Volksvertreter und Senatoren fielen einfach um, viele von ihnen stimmten für das Gesetz wider bessere Erkenntnis, lediglich aus Furcht, daß sie von den Anti-Saloon Liga als Vertreter der Interessen des Gährungsgewerbes verdächtigt werden könnten oder — was amerikanische Volksvertreter noch peinlicher berührt — daß sie in den Ruf von Trinkern gelangen könnten. Niemand scheint sich in Amerika überhaupt über die Folgen eines das gesamte Gebiet der Vereinigten Staaten umfassenden Alkoholverbotgesetzes klar gewesen zu sein. Die bisherigen Verbotgesetze erstreckten sich nur auf einzelne Staaten und Bezirke und wurden von der Bevölkerung kaum als schwere Last empfunden, da ein jeder seinen Alkoholbedarf mit Leichtigkeit aus einem Nachbarstaat decken konnte. Es kam auch vor, daß das Verbotgesetz im wohlwollendem Einverständnis mit den Behörden stillschweigend beiseite geschoben wurde und eine Alkoholflut wie nie zuvor sich über Gerechte und Ungerechte ergoß. Dergleichen willkürliche Gesetzesausschaltungen gehören eben zu den Besonderheiten des amerikanischen Lebens.

Nunmehr hat sich, nachdem das nationale Alkoholverbotgesetz in der Verfassung der Vereinigten Staaten verankert worden ist, die Situation vollkommen verschoben. Will man die Verfassung nicht lächerlich machen, muß das Alkoholverbotgesetz mit äußerster Strenge durchgeführt werden. „Die Einfügung des 18. Amendements in die Verfassung", sagt Fabian Franklin „ist eine solche Ungeheuerlichkeit, daß kein Amerikaner dies noch vor dreißig Jahren für möglich gehalten hätte. Es ist nicht nur ein Verbrechen gegen die Konstitution der Vereinigten Staaten, nicht nur ein Verbrechen gegen den Geist des Förderalismus, sondern auch ein Verbrechen gegen die ersten Grundsätze eines vernunftgemäßen Regierungssystems". Franklin wirft daher die Frage auf, ob ein Gesetz, dem kein Platz in der Verfassung gebührt, unter allen Umständen zu respektieren sei, und verneint sie. Er begegnet sich in dieser Beziehung mit dem ersten

Richter vom Obersten Gerichtshof d. U. S. A., dem Justice Clark, der in einer Ansprache an die Studierenden der Universität Newyork das Prohibitionsgesetz dahin charakterisierte: „Das 18. Amendement fordert von Millionen Männern und Frauen eine sofortige Aufgabe der Lebensgewohnheiten und Bräuche, die sie bis dahin weder für unmoralisch noch für unrecht, sondern im Gegenteil zur Förderung ihres persönlichen Wohlergehens für notwendig hielten, woraus sich, wie wir es jetzt alle erleben, eine Nichtachtung jenes Gesetzes herausgebildet hat, die für unser Land eine schwere moralische Schädigung, deren Auswirkungen wir gar nicht zu übersehen vermögen, bedeutet."

Fabian Franklin läßt sich in seinem Buche nicht von Sonderinteressen leiten — er vertritt weder den Standpunkt der Alkoholproduzenten noch den der Alkoholkonsumenten —, sondern behandelt das Problem von der hohen Warte des Freiheitswächters. Dadurch, daß das Prohibitionsgesetz, also ein Gesetz, das eine private Angelegenheit der Bürger in seiner Weise „regelt", der Verfassung angegliedert ist, hat man mit den freiheitlichen Traditionen der transatlantischen Republik grundsätzlich gebrochen. Das Mittelalter hatte seine Kleiderordnungen, jedem Stande wurde von Amts wegen vorgeschrieben, wie und in welcher Farbe er sich zu kleiden habe. Das war gewiß ein Eingriff in die natürlichen Rechte des Individiums — was hat aber diese Art von Bevormundung zu bedeuten gegenüber einem Gesetz, das tief in die Lebenshaltung der Bürger eingreift und den Genuß von geistigen Getränken, eine Angelegenheit, die jeder mit sich abzumachen hat, verbietet! Selbst wenn die Majorität für ein Zwangsgesetz, das sich gegen eine immerhin starke Minorität wendet, zu haben wäre, so ist es dennoch vom Standpunkt der persönlichen Freiheit durchaus zu verwerfen. Fabian Franklin weist darauf hin, daß in der Verfassung der Vereinigten Staaten, wie kaum in einer andern Verfassung, das Recht der Minoritäten gewahrt sei. „Die Hauptaufgabe einer Konstitution ist, die Macht der Majoritäten einzuschränken. Man braucht nur einen Augenblick darüber nachzudenken, um sofort zu erkennen, daß die unbegrenzte Herrschaft der Majorität die schrecklichste aller Tyranneien bedeutet; die Minorität würde zu jeder Zeit nichts weiter als Sklaven sein, deren Rechte auf Leben, Eigentum und sonstige Annehmlichkeiten des Lebens von keinem der sich zur Majorität zählt, geachtet würden."

Von diesem Idealzustand sind freilich alle Völker weit entfernt, auch das amerikanische trotz seiner freiheitlichen Konstitution. Das im 18. Amendement festgelegte Alkoholverbot ist eine der schlimmsten Majorisierungen, die ein Volk über sich hat ergehen lassen müssen. Aus diesem Grunde kann Fabian Franklin nicht mit jenen Mäßigkeitsfreunden sympathisieren, die nur eine Revision des Antialkoholgesetzes anstreben und sich mit einer Wiederzulassung von Wein und Bier begnügen, das Prohibitionsgesetz als solches aber unangetastet lassen. Es handelt sich hier nicht um eine der Tagesmode unterworfenen Streitfrage, sondern um eine kulturelle Angelegenheit von weitestem Aktionsradius, nämlich um die Frage, ob eine durch Zufall oder Bestechung zustande gekommene Majorität die Lebens-

führung der Staatsbürger nach einem von ihr als richtig anerkannten Modus festlegen darf. Es wird ja von den Abstinenten aller Länder in schöner Offenheit erklärt, daß das Alkoholverbot nur eine Teilerfüllung ihres Programms bedeutet. Dem Alkohol sollen die andern „Kulturgifte", wie Kaffee, Tee, Tabak usw. folgen, bis schließlich das ganze Genußleben nach einem abstrakten Schema „geregelt" sein wird. Schon aus diesem Grunde müssen wir auch in Deutschland auf der Hut sein, damit wir nicht eines guten Tages von den Abstinenzfanatikern überrumpelt werden.

# Frida Bettingen

Von C. F. W. Behl

Im Jahre 1919 erschien, mit einer kurzen, sehr warmen Einführung des rheinischen Dichters Wilhelm Schäfer versehen, ein schmales, braunes Heftlein von nicht mehr als achtzehn Seiten Umfanges: „Den Müttern zugeeignet!" Es enthielt die Totenklage einer Mutter um ihren im Weltkriege gefallenen Sohn. Schon nach der Lektüre der ersten Verse wußte man unbedingt, daß Frida Bettingen, die Unbekannte, die hier das abertausendfache Schicksal der Zeit aus eigenem Erlebnis heraus gestaltet hatte, eine Dichterin von höchster Ausdruckskraft war. Man wußte es gerade deshalb, weil schon eine ganze Literatur des Mutterschmerzes vorlag, aus der ihr Werk in Einsamkeit steil herausragte. Nichts, was das unerschöpfliche Leid einer qualzerrissenen Gegenwart zu künstlerischer Form gebildet hatte, schien diesen Versen vergleichbar, durch endgültige Prägung, deren ins Tiefste der eigenen Seele hinablauschende Empfindungskraft schlechthin erschütterte. Aus Evas Leid, da Kain den Abel erschlug, strömte in diese Gedichte unmittelbare Gleichniskraft. Ohne Reflektion, ohne Tendenz, ganz nur sich einschmiegend in ein überaus zartes und reiches Naturempfinden, fügten die Verse sich zusammen. Es war, als fiele ein Wiederschein des Paradieses, um dessen verlorenen Frieden Eva klagt, in die Landschaft, durch die immer wieder der bang erschrockene Ruf der Mutter nach ihrem gemordeten Kinde tönte. Der Ruf erschütterte die Natur:

Und ab fällt aller Wipfel Duft und Traum,
Und aller Kräuter gläsernes Gespinst,
Und aller Knospen junger Wiesenschlaf . . . . .

Schlicht und stark rührte diese Dichtung „Eva und Abel" (Verlag A. Bagel, Düsseldorf) an das allgemeine Geschick. Und sanftester Trost, köstlichste Erhöhung des großen Schmerzgefühles über sich selbst, lag in den einfachen und künstlerisch vollendeten Versen von „Abels Grablegung":

Er — er ging allein.
Mein Knabe schläft,
Die schweren Lider ruhn.

O komme nicht gewaltsam, ew'ger Schlaf!
Komm wie ein Traum,
Komm wie ein Schmetterling,
Der in der frühen Kühle einer Nacht
In jungen Rosenblättern fröstelt und dabei
Die zarte Seele süßbeglückt verliert . . . . .

Wer immer diese Dichtung las, dem mußte es offenbar sein, daß nicht nur der Zufall eines besonderen Erlebnisses die Künstlerin Frida Bettingen geschaffen, daß vielmehr hier ein reiches und reifes Schaffen wider Verdienst im Verborgenen gewirkt hatte. Er durfte erwarten, daß ein deutscher Verleger uns nach „Eva und Abel" endlich auch mit dem übrigen beschenken würde.

Nun hat Frida Bettingen, wiederum geleitet von ihrem Entdecker Wilhelm Schäfer, uns die ganze reiche Ernte ihres vierundfünfzigjährigen Lebens geschenkt. Und wir müssen — schamerrötend für unsere Zeit — erkennen, daß hier eine Dichterin fast ein Menschenalter unerkannt unter uns weilte, deren Schaffen dem der größten Frauen im deutschen Schrifttum ebenbürtig sich zugesellt. Und wenn Wilhelm Schäfer in seinem freimütig-klugen, bei aller Bescheidenheit blicksicheren Geleitwort nicht anstieht, den Namen der Droste zu nennen, so können wir das, nachdem wir Frida Bettingens Buch aus der Hand gelegt haben, unter keinen Umständen für eine Vermessenheit nehmen.

Klar und eindeutig liegt die künstlerische Entwicklung dieser Frau heute vor uns. Da ist nichts, was den Blick auch nur vorübergehend verwirren oder das Gefühl des Lesers über den inneren Wert ihrer Schöpfungen täuschen könnte. Denn mit geradezu wundersamer Schlichtheit und beglückender Endgültigkeit hat Frida Bettingen seit fünfundzwanzig Jahren der Stimme ihrer Seele Gestalt verliehen. Ihr lyrisches Grunderlebnis, das zart-melancholische Weltgefühl, ist schon in den frühesten Gedichten mit verblüffender Einfachheit und einer überwältigenden Ehrlichkeit des persönlichen Ausdrucks gestaltet. Ihr Mut, immer nur das wirklich Wesentliche zu sagen, gibt ihr die Kraft, alles Tiefste aufklingen zu lassen, und prägt die Form jedesmal so, daß in der letzten Zeile jedesmal das Ganze gipfelt, daß ihr Gedicht sich am Ende gewissermaßen selber krönt, alles bloß Stimmungsmäßige zauberhaft überhöhend. Wenn etwa in dem Gedichte „Allein" das Gefühl menschlicher Einsamkeit inmitten festlich lärmenden Gepränges über sie kommt, so steigert sie aus Stimmungsumriß und Symbol dieses Erlebnis sicher und zwingend zu den drei Worten empor: „Wir sind allein" — so zwar, daß diese schlichte Aussage blütenhaft aus dem natürlichen Wachstum der Verse aufsprießt. Oder ein anderes Mal errichtet sie über dem Gleichsnis vom verstummenden, moosbewachsenen Bronnen, darin die vergeblichen, leidvollen Liebesströme schlafen, als ein bedeutendes Sinnbild den Satz: „Niemand wird schöpfen!" Die Phrasenlosigkeit ihrer lyrischen Hingabe an sich selbst, die beinahe traumhafte Selbstverständlichkeit ihrer Wortfügung gibt schon den frühen Gedichten dieser Frau das Unbedingte einer geschlossenen künstlerischen Form, eine seltene Reife des Ausdrucks. Wundervoll ist es, zu bemerken, wie Gleichnishaftes plötzlich aus der Wiedergabe des Stimmungserlebnisses hervorstrahlt und sich dann schmerzlos ins

Ganze einfügt, wenn ihr besonderes Lebensgefühl zum Weltgefühl wird. Kein mühsames Suchen nach schmückendem Bild oder Beiwort, nur ein ruhiges Sichfinden von Sein und Sinn ist es hier . . . . . Eine Linienklarheit, fremd jeglichem Alexandrinertum . . . . . Man wäre versucht, sie klassisch zu nennen, bliebe nicht auch das ein allzusehr verpflichtender, bindender Ausdruck. Wenn durch Frida Bettingen die Gottesmutter Maria von sich aussagt: „Weh, meiner Ruhe sanfte Ampel schwankt!" — so lebt dieses Gleichnis, ist Wirklichkeit im selben Augenblick, verschmelzend Bild und Nachgebildetes. So umwächst die Schale, fest sich anschmiegend, den Kern. In dem Gedicht „Allein" heißt es von den in sich einsamen Menschen:

Blind tastet sich Gemüt zu Gemüte . . . .
ein fremder Hauch — geschlossen sinkt die Blüte.

Wie entfaltet sich hier unspürbar und rein das Gleichnis aus der Realität! Das ist dieselbe schöpferische Anschauung, die etwa das Bild des „liebekranken Königs unsrer Wälder", des schreienden Hirsches, aus einer abendlichen Landschaft hervorzaubert oder Jesus in Gethsemane nach inbrünstigem Ringen mit Gott dem Vater der Schar seiner Häscher gegenüberstellt:

„Wen suchet ihr?"
Und stand
gelassen, reif
im Flackerlicht der Ruhelosen.

Immer hat man das Gefühl: ein Mensch spricht sich aus, ohne Umstände, zurückhaltend, keusch und doch ganz sich einsetzend, sein Eigenstes verspinnend in das Gebilde seiner künstlerischen Form. Die Entwicklung brachte es mit sich, daß dieser Ausdruck reicher wurde, verästelter, daß auf der zweiten Stufe des Schöpferischen Frida Bettingen ihr Ich vertauschend hingeben mußte an fremde Gestalt. Sie aber findet sich immer wieder auch im Fremden und bewährt so ihr Dichtertum in der Metamorphose, wenn beispielsweise ihre Mütterlichkeit, der tiefste, der wirkende Ursprung ihrer Kunst, das Erlebnis Kleists oder Grabbes mit wundervoller Wärme durchsonnt. Auch hier bleibt sie schlicht, nichts ist Ausschmückung, nichts Verzierung, nichts ins Leere ragender Schnörkel. Medea und Sappho, Maria Magdalena und Hölderlin, in liebehinströmender Dankbarkeit seiner Diotima opfernd, sind immer wieder nur Neugestalten ihres Selbst.

Ein Gipfel aber steht auch über dieser Sammlung ihrer Gedichte, der Zyklus von „Eva und Abel", darin ihr wehestes, schmerzvollstes Muttererlebnis sich lösendes Gleichnis schuf aus dem Schicksal der ersten Menschenmutter, die ihrem Sohne die Totenwache hielt. — „Abel, der Hirtenknabe schläft!" — in fragend-klagender Wiederkehr durchklingen diese Worte das ganze Gedicht. „Das ist immer durch meine Seele gegangen in der Wucht der Schmerzen, ehe an Dichten zu denken war", — so schrieb mir Frida Bettingen vor wenigen Jahren, und hat damit den schöpferischen Antrieb, das Geheimnis des künstlerischen Prozesses in ihr bloßgelegt. Denn in gleicher Weise tönt eine starke, stets wiederkehrende innere Melodie durch viele

ihrer Gedichte. Sie ist mehr als ein bloß untermalendes Leitmotiv — sie gibt den Seelenumriß. So haftet auch aus den vier breithinflutenden Sätzen ihres „Ahasver" die eine Wortfolge, sinnoffenbarend, im Ohr: „Ich stand vor deinen Pforten, Paradies!" Frida Bettingen hat tief in sich hineingehorcht, ehe sie Sprachgebilde fügte — und um dessentwillen ward ihr die Gnade zuteil, sich ganz und innig auszudrücken.

Ihr Buch (bei Georg Müller, München, erschienen) entläßt den Leser mit einem ernsten Dank- und einem noch ernsteren Schuldgefühl. Was dieser deutschen Dichterin zu Früchten von herbsüßer Reife gedieh, muß ihrem Volke fortab unverloren bleiben. Es ist nicht weniges darunter, was ein noch unempfangenes Geschenk für unsre besten Vortragskünstler bedeutet, manch balladeskes Gedicht von verhaltener Romantik oder das herrliche Wiegenlied „Knospende Bäume", darinnen zwischen Schlaf und Traum eine verwunschene Märchenwelt zu magischem Leben erwacht.

Leise — nur leise —
Nicht rühren — nicht sprechen —
Keins dieser feinen Geheimnisse brechen.
Dornröslein schläft.
Nur die sanftesten Winde
Dürfen zu meinem verzauberten Kinde.
Eia!

Dornröschen lächelt. Es freut sich. Es bebt.
Hat etwas Süßes im Traume erlebt.
Im Schloßhof stapft knurrig der Schlaf in den Bronnen.
Husch. Husch. Dieser Brummbär. Ihm sind wir entronnen.
Eia!

Der Page rückts Wämslein, die nickende Feder.
Schnallt auf das Rößlein flugs Scharlach und Leder.
Eia! — Wie beide verschlafen sich recken:
„Der Prinz! Oh, der Prinz in den duftenden Hecken".
Eia!

Im Erker das Spindlein mit silbernem Blinken
Wiegt sich. Und dreht sich. Verstohlenes Winken.
Das raunt und das flüstert. Und spukt in den Bohlen.
Eia! Der Prinz kommts Prinzesselein holen.
Eia!

Leise — nur leise —
Nicht rühren — nicht sprechen —
Keins dieser feinen Geheimnisse brechen.
Mit zartestem Kusse über Nacht — über Nacht —
Kommt der Lenz — unser Prinzlein — und alles erwacht.
Eia!
Gib acht.

Eine tiefinnerliche Todesschwermut hat Macht über Frida Bettingens Lebensgefühl. Das erste Gedicht der Dreißigjährigen sehnt

sich: „O wäre ich alt!" Und eine ihrer letzten Schöpfungen klagt die fehlende Kraft an, die sich der erahnten Vollendung versagen könnte. Schmerz ist der Stern, der am stetigsten über den Weg dieser Dichterin strahlend blieb. Und ihr Weg ist Läuterung ... Wir aber, die wir spät — doch nicht zu spät — seine teilnehmenden Gefährten werden durften, wollen ein weniges nur von der Schuld einer ganzen Generation an Frida Bettingen abtragen helfen, indem wir den Dank für das geschaffene Werk und eine frohe Zuversicht in das künftige Leben ihrem Genius darbringen.

# Autodafe

Novelle von Richard Rieß

Doktor von Mierenstudt ging langsam die kleine Treppe hinab, die von dem Eichentore der Villa in den Vorgarten führte. Unter dem Arme hielt er einen Stoß Bücher, deren weiße Schweinslederrücken sich von dem schwarzen Grunde des Pelzmantels leuchtend abhoben. Man sah sie noch, als der Doktor schon das Ende der Straße erreicht hatte und dem Bahnhofe des kleinen Vorortes zuschreiten wollte. Da aber blieb er plötzlich stehen, legte die Bücher auf den Erdboden und knöpfte hastig den oberen Teil seines Pelzes zu. Dann hob er den Buchpacken wieder auf und setzte beschleunigt seinen Weg fort.

Zwei Frauen, die sich im Vorgarten der Nebenvilla zu schaffen machten, blickten ihm nach.

„Ja, der Herr Doktor!" sagte die eine.

„Der Herr Baron ...!" die andere.

„A komischer Mensch ist er. Das große, schöne Haus und koan Deanstbotn net. A solcher Mo, a solcher ... Net amal a Zuageherin hat a gnomma. Wie der Mo nur fertig werd mit der Arbat ..."

„Und imma mit de Büacha ... I glaub, der Mo spinnt. San ja alle spinnat, die wo alleweil mit de Buacha z' toa habn. Schaugns nur, Frau Hertrich, d' Sonn brennt und noch immer geht er mit 'n Pelz spaziern. Und recht zuaknöpferln tut er 'n ... Habt's es scho so was gsegn ..."

Die beiden Frauen schüttelten den Kopf und setzten ihre Arbeit fort. Doktor von Mierenstudt aber fuhr der Stadt entgegen.

Er sah sich um, ehe er den Laden Nathanael Backers betrat. Der Inhaber eilte ihm entgegen, seine Begrüßung klang ein wenig gar zu familiär. Früher, als Doktor von Mierenstudt noch kaufte, nicht verkaufte, hielt Nathanael mehr auf Distanz. Die Hand, die er dem Kunden entgegenstreckte, mußte er freilich wieder zurückziehen. „Was bringt mir der Herr Baron?" fragte er.

Mierenstudt legte den Pelz ab und wies auf das Kleidungsstück. Was das Stück koste.

Mierenstudt begehrte hastig einen Vorschlag zu hören. Und als Herr Backer schwieg, sagte er schnell: „Also dreitausend." Die Luft

in diesem Laden drückte auf ihn. Unbehagen, zum Ekel gesteigert, würgte ihn. Nathanael aber hatte es nicht gar so eilig.

„Dreitausend?" sagte er und schüttelte den Kopf. „Ja, aber, was ich da seh . . . Da fehlen ja die schönsten Fellchen . . . Da seh ich ja . . . da sind ja ein halbes Dutzend Felle herausgetrennt . . ."

„Sie wissen selbst, daß ich vor einigen Wochen vier Nerzfelle verkauft habe . . . Haben Sie selber erworben . . . Also, was soll da Ihr Erstaunen? Im übrigen, wenn Sie nicht wollen . . . meine Zeit ist kostbar."

„Zweitausend," sagte der Händler und zählte umständlich schmierige Scheine auf. Backer schätzte neue Kassenscheine nicht. Man hätte meinen können, sie seien nachgemacht.

Ohne zu antworten, schob Mierenstudt das Geld in die Jackettasche. Ohne Gruß ging er. Er wußte, daß ihm unrecht geschah. Er wußte es, aber er ließ es sich gefallen. Er empfand es als Stärkung seines Selbstgefühls. Auch diese Zeit sollte ihn nicht zum Händler erniedrigen. Ein Mierenstudt machte Alttrödlern ihre Kniffe nicht streitig. Warum auch? Er hatte nun die fünfzehnhundert Mark, die er Professor Meut als Arzthonorar schuldete. Am dritten war die Rechnung gekommen, und heut schrieb man bereits den achten. Das mußte sofort erledigt werden. Und es blieben noch ein paar Scheine übrig.

Es fröstelte Mierenstudt, obwohl aus tiefblauem Himmel eine frühe Aprilsonne warme Strahlen sandte. Aber der nun des Pelzes Beraubte empfand die leichtere Bekleidung fröstelnd. Er hatte es zum Glücke nicht weit bis zum Buchhändler Felsner. Dort gab er die Schweinslederbände ab.

„Stellen Sie das zu dem übrigen. Wann ist übrigens die Auktion?"

„Übermorgen," erwiderte der bucklige Buchhändler. Und er fügte hinzu, indem er Mierenstudt aus gütigen blauen Kinderaugen anblickte: „Wollen Sie sich's nicht doch nochmals überlegen, Herr Baron? Ich kenn' ja Ihre Bibliothek . . . ich hab" Ihnen ja selber geholfen, manches Stück zu ergattern . . . in der guten alten Zeit . . . Soll das wirklich nun dem Mob vor die Füße geworfen werden . . . Es ist ein Jammer . . . Lassen Sie nur mal sehen, was Sie mir da heute bringen . . . Ts, ts . . . Die schönen Drucke der Heinse-Ausgabe . . . und da . . . schade . . . zu schade . . . das Beardley-Werk. Es ist zum speien, wenn man denken muß, welches reiche Rindvieh das in seinen Bücherkasten legen wird. Es freut einem schon gar nimmer, Buchhändler zu sein."

„Ich kann meine Bibliothek nimmer halten . . . das heißt: ich will nicht . . . Wissen Sie, wenn ich die Wände sehe . . . alle voll mit dem gedruckten Zeug . . . dann graut mir bisweilen. Die aufgestapelte Weisheit drückt auf mich . . . Es ist wie eine stete, stumme Anklage: Leiste . . . schaffe . . . Ich bin so feig, diese Forderung nicht immer hören zu wollen, und so . . . so verkaufe ich denn." Er hatte das hastig gesagt, und merkte gar nicht, daß seine mageren Wangen purpurn erglühten. Herrn Felsner aber war es nicht entgangen. Da er nicht helfen konnte, machte er sich schnell ein wenig zu schaffen. Denn auch er schämte sich.

Ein paar Tage später kam Herr von Mierenstudt wiederum in die Stadt. Bei Felsner war heute Auktion, und der wünschte er beizuwohnen. Vorher aber ging er zu dem kleinen Antiquar, an den er gestern den Bücherballen gesandt hatte. In wenigen Minuten war das Geschäft abgeschlossen. „Sie haben ein Vermögen in Ihrer Bücherei" hatte man ihm gesagt, als er — es war nun schon ein Jahr her — zum letzten Male Gäste bei sich gesehen. Nun, da er dazu gekommen war, in seinen Büchern jenes Vermögen zu suchen, da fand er nichts anderes als etliche zerschlissene Banknoten.

„Ich hab' Ihre Sendung durchgeschaut, Herr Baron," sagte der Antiquar, ein dürres blondhaariges Männchen mit spitzem Ziegenbockbärtlein. „Sie wissen ja: Konjunkturumschwung . . . Wenig Geld . . . Zinsverluste bei langem Lagern . . ."

„Wieviel?" fragte Mierenstudt. Er sah seine Bücher über dem Ladentisch gehäuft. Es waren schöne Extraausgaben darunter: Romantiker, Rokoko, auch moderner Dichter, schön gebundene Widmungsexemplare. Sollte das alles en bloc verhökert werden . . . wie Altpapier oder schmierige Lumpen? Mierenstudt hatte keine Zeit, darüber nachzudenken.

„Also, ich will den ganzen Posten kaufen," krähte der Ziegenbock. „Für . . ." er nannte eine lächerliche Ziffer. — Mierenstudt machte eine Bewegung. Der Abwehr? Schon zuckte der Antiquar furchtsam zusammen. Aber das Wort, mit dem er sein Angebot beträchtlich erhöhen wollte, verschluckte er wieder, als Mierenstudt sein Einverständnis auf den Tisch trommelte: „Geben Sie . . ."

Es ekelte ihn! Aber das Leben tat recht daran, ihn zu verhöhnen. Warum auch so gierig sein, den ungleichen Kampf aufzunehmen! Achtlos schob er die Geldpapiere ein.

Kurze Zeit darauf stand er neben dem Regal, das die für die Versteigerung bestimmten Bücher enthielt. Er wohnte dem Schauspiel bei. Kauflustige kamen und besahen die Werke. „Ist viel in Schweinsleder dabei?" fragte eine wohlriechende Dame den Buchhändler. „Ich brauche noch dreiviertel Meter Schweinsleder für meine Bibliothek."

Mierenstudt sah mit verlorenen Blicken über die Ankommenden hin, die den kleinen Nebenraum der Buchhandlung fast ganz füllten. Mancher drängte sich zu dem Regale vor. Er wandte sich an Felsner: „Sie können für mich steigern: Ganzpergament, Halbpergament und rotes Leder. Bis 40 Zentimeter hoch. Ich muß in mein Bureau zurück . . ." Dann ging er.

„Ein Kinobesitzer," flüsterte Felsner Mierenstudt zu. Der aber hatte genug und schaffte sich Bahn durch das wartende Publikum. Gegen seine Gewohnheit machte er dabei von seinen Ellenbogen Gebrauch. Er fühlte sich hundeelend: seine Denkkraft schien ihm gelähmt. Die Bücher, die die Wandregale füllten, drückten auf ihn, als wollten sie gerade ihn all ihren Staub fühlen lassen.

Kaum war er wieder daheim, da klingelte es. Sein Schritt hallte durch das Haus, als er über die der Teppiche beraubte Halle zur Eingangstür rannte. Der Postbote brachte einen Brief mit dem Aufdruck der ihm sattsam bekannten Anwaltsfirma und eine Postanweisung. Eine Rechnung auch. Die lautete auf einhundert Mark

für die Reparatur eines Paars Stiefelsohlen. Die Anweisung betrug 43,25 Mark: das Honorar für eine elfseitige Abhandlung über die deutsche Lyrik von Walther von der Vogelweide, das Ergebnis von einer Arbeitswoche. Rechtsanwalt Sonnbichler schrieb aber, die Übergabe des Hauses werde für den fünfzehnten erwartet.

Also doch! Er mußte aus diesem Hause, das ihm nun drei Jahre Obdach gegeben hatte. Der Verleger seiner Suso-Ausgabe hatte es ihm zur Verfügung gestellt, als er aus dem Kriege zurückgekehrt war und für sich und seine Habseligkeiten: die drei alten Gebetteppiche und die schöne Bibliothek kein Dach hatte. Warum auch nicht? Die Vorstadtvilla stand dem reichen Manne leer. Der Sohn, der sie gebaut, war in Italien gefallen . . . Nun aber war der alte Kommerzienrat gestorben, und die Erben hatten die Villa verkauft.

Doktor von Mierenstudt ließ, als er von diesem Verkauf gehört, sofort Maler und Zimmerleute kommen, um die von ihm bewohnten Räume neu herzurichten. Er nahm von dem Filmverleiher Burger, dessen junger Reichtum sich hier breitmachen sollte, nichts geschenkt. Den entferntesten Gedanken, als sei durch sein Wohnen der Wert des Hauses auch nur um ein Geringes gemindert, wollte er unmöglich machen. Er holte die Rechnungen der Handwerker und addierte. Wenn er den aus der Versteigerung zu erwartenden Erlös den für Pelz und Bücher erzielten Beträgen hinzuzählte, dann mochte die Sache stimmen.

Mierenstudt fiel müde über das breite Ruhebett. Es krachte, als der Körper darüberfiel, denn der Teppich, der das Polster einst überdeckte, war längst gegen Papiergeld eingetauscht. Die Anstrengungen des Tages zwangen den Erschlafften nieder. Ein Eisenband lag um seine Stirn. Die Haltung, die Doktor Mierenstudt bewahrte, sobald er sich unter Menschen zeigte, glitt nun von ihm. Und es blieb ihm nur der Nachgeschmack des Ekels, den diese Zeit und ihr Treiben ihm verursachten. Und die Sorgen . . . die Sorgen . . .

Als er die Hast dieses Tages in sich verdämmern fühlte, erhob er sich und setzte das Wasser auf dem Gaskocher zurecht. Das Tee-Ei, vom Morgen noch gefüllt, ließ er in der aufzischenden Flut untertauchen: Er gönnte sich am Abend nur einen Aufguß. Das Getränk schmeckte ein wenig spülig, aber es machte wenigstens den harten Schiffszwieback weich, den er in die Tasse brockte.

Er aß. Aber er wurde den Geschmack des Ekels nicht los, den er schon seit Stunden empfand. Er würgte seine Mahlzeit hinunter. Dann erhob er sich und ging schleppenden Schrittes durch den riesigen Raum. Er blieb bei den gelichteten Regalen stehen und starrte auf die Bücher. Aber, während es sonst froh in ihm aufleuchtete und der Griff seiner Hand weich und zärtlich wurde, wenn er eines der Werke betastete, stand er heut stumpf vor seinen Freunden. Sogar die schönen Schweinslederausgaben der deutschen Mystiker gaben ihm nichts, obwohl er zu ihnen, den getreuen Helfern seines letzten Buches, den liebevollen Genossen so manchen verträumten Tages sich in den vergangenen Monaten wie zu geliebten Menschen hingezogen gefühlt hatte. Was war mit ihm vorgegangen? Mierenstudt schien in einer Art traumwandlerischer Benommenheit befangen. Seine Augen flackerten. „In die Kiste . . . vermodern . . . ruhelos . . .“ Abge-

brochene Worte und Satzteilchen warf er von sich, kraftlos, daß sie ihm vom Munde fielen wie der unbeherrschte Speichel unreinlicher Greise. Seine Augen starrten. Schließlich raffte er sich mit aller Kraft zusammen. Was ... sollte ... denn ... das bedeuten ..? Was diese Fremdheit? Die Dinge, an denen er mit allem Herzen gehangen, konnten ihn nimmer rühren? Sprachen die Bücher nicht mehr zu ihm? Blitzartig stand vor seinem Auge, was er bei Felsner gesehen! Wer besaß jetzt die Werke, an denen er so tief und innig gehangen? „Ganzpergament, Halbpergament und rotes Leder können Sie für mich steigern" hörte er. Lumpen ... Proleten! Er lachte auf und fuhr sich durchs Haar. Da fiel ihm ein Vers Goethes ein:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

In ihnen lag es eben nicht, das Göttliche! Mochten sie Gelder häufen, ihren Tisch mit Speisen, mit kostbaren Kleidern ihren Körper überladen — das „Göttliche" wird sie nie entzücken, des „Gottes eigene Kraft" fehlt ihnen. Die Weltordnung ist gerecht!

Doktor von Mierenstudt fühlte sich durch diese Erkenntnis erleichtert, befreit fast. Er sprang auf und trat an das große Fenster. Die Bäume hinter der Wiese, gegenüber, warfen lange Schatten. Mildes Abendsonnenlicht flirrte kühl über den Rasen. Aus der Ferne bellte der Vorortszug, der zur Stadt zurückfuhr. Es war schön und still hier draußen. Und nun bald Abschied? Wieder hilflos unter Menschen leben müssen, unter den Menschen dieser fremden, ihm fremd und feind gewordenen Gegenwart? Ein, zwei Nächte noch und dann — — —

Ein, zwei Nächte noch? Was ist die Zeit? Vergangenes und Zukünftiges verschwimmen im Atem, der dem Menschen enthaucht. Und dieser Atem heißt Da—sein, heißt Augenblick. Mierenstudts Denken wurde wach, und wieder fielen ihm Verse ein: Worte des cherubinischen Wandersmannes:

„Du selber machst die Zeit: das Uhrwerk sind die Sinnen;
Hemmst du die Unruh' nur, so ist die Zeit von hinnen."

O köstliche Weisheit eines Großen, eines Gläubigen! Der Gelehrte wandte sich seinem Buchgestelle zu, den ganzen, reichen Born springen zu lassen, der hier in dem Buche des „schlesischen Verkünders" seiner harrte. Er fingerte in den Reihen, aber — nein ... nein ... Die Sprüche des Angelus Silesius waren ja auf feinstes Hadernpapier gedruckt und in rotes Maroquin gebunden; die hatte ja ... der dicke Kinomann gekauft ... nicht die Sprüche ... das rote Leder ... „Hemmst du die Unruh nur ..." Mierenstudt bezwang sich. Die Unruh hemmen ... vergessen. Heute noch Herr im eigenen Hause, wollte er seine Einsamkeit ganz genießen. Er entkorkte die Kognakflasche, für Tage der Krankheit zurückgehalten ... War er nicht krank? ... Seine Nerven schmerzten schon seit Tagen ... Er nahm einen Band Goethe zur Hand, die Gedichte an Suleika, und stellte die Flasche neben sich. Ein einziges Glas, das er noch besaß, ein goldig schimmernder Rubinkelch wurde gefüllt und auf einen Zug geleert. Dann glitt seine Hand zärtlich über die Seiten. Er las. Er

kostete die Verse wie seltene Früchte, Goethes Worte zerschmolzen ihm auf der Zunge; ein wenig ausrastend, sog er tief ihren Duft ein. Wieder füllte er nun den Pokal und wieder gönnte er sich das Behagen, seinen ganzen Körper durchglühen zu lassen von dem Feuerstrom, den er niedergoß. Er hatte das Buch aus der Hand gelegt. Wie er es aber aufnahm, fühlte er die Glätte des Leders. Dieses Buch ist dem Pack entgangen, dachte er. Was wärst du Herrn Malzschieber, du lieber Freund? Bogen aus Bütten in Leder gebunden! Ein Ding, nichts anderes, ein fremdes Ding. Eine Sache, die man auf den Markt stellt und verhökert! Suleika, Goethe, Hafis . . . und ihr, die Sänger süßer Minne . . . Du, Nibelungenschatz, Herre Walther . . . Novalis, mein Führer durch die Unendlichkeit des Gefühls . . . Was seid ihr, die ihr da vor mir steht? Seid ihr noch die Freunde, mit denen ich Zwiesprache hielt? Ihr seid Edelpapier in reichen Einbänden . . . Ihr seid Zimmerschmuck . . . Ihr seid Fassade . . . nichtswürdiger Putz . . . Ware seid ihr . . . verflucht noch einmal! . . . Ding seid ihr geworden . . . Ich verachte euch . . . Und ich werde hingehen, euch zu verhandeln . . . einen nach dem anderen . . . werde euch preisgeben . . . einen nach dem anderen. Denn ihr seid feil, ihr Schöngewandeten. Und ich verhandle euch, meinen Hunger zu stillen . . .

„Meinen . . . Hunger . . . zu . . . stillen . . ." wiederholte er. „Und was dann? Wenn auch das letzte Buch dem reichen Pöbel ausgeliefert ist? Artikel schreiben für Pfennige, die anzunehmen ein Schusterlehrling sich schämen würd'? Und einsam sein . . . Ohne die Freunde . . . Einsam und das Bewußtsein des Judashandels . . .!"

Mierenstudt griff mit zitternden Händen nach der Flasche. Wozu den Becher nehmen . . . Wozu Umstände in dieser Zeit? Tier sein unter Tieren . . . Her mit der Flasche.

Er trank den Rest in einem Zuge. Glut erfüllte seinen Leib, Glut stieg ihm zu Kopfe. Nadeln stachen in sein Hirn. Das trieb ihn auf. Seine Füße hackten auf das Büchergestell zu. Augen, tief aus den Höhlen, starrten.

„Leder . . . Ganz-Maroquin . . . Pergament . . . Luxus . . . Luxus . . . Japanpapiere . . . holzfreie Edeldrucke . . . Holz . . . Holz . . . Holzwürmer ticken . . . Holz . . . würmer in meiner Lebensuhr . . . Pfui Teufel . . . Der Geist ist tot . . . Ich besitze Leder und Pergament . . . zwei, drei Meter lang. Der Geist ist verraten . . . Verschachert . . . Der Geist ist gelähmt. Nur die Schwere herrscht Nicht Freunde . . . angestrotzte, lederbekleidete Parvenüs . . . Ich . . . has—se euch!!!

Er langte nach einem der Bücher und riß es aus dem Einband. Das Heftleinen knirschte unter seinem Griff, wie zersägt brach es dann auseinander. Mit geschlossenen Augen packte Mierenstudt Bücherballen, schleppte sie auf das Ruhebett und trennte nun mit schnellem Risse die Einbände von den Bogen.

Verwüstet lag sein Besitz, Einbandfetzen und Papiere, gehäuft um das Ruhelager. Er aber, überwältigt von dem ungewohnten Alkohol, müde auch von dem Werke der Zerstörung, streckte sich lang, für ein paar Minuten, wie er kurz vor dem Entschlummern meinte. Als er erwachte, schien Mondlicht durch das offene Fenster. Ein kühler Luftzug, der ungehindert Eingang fand, ernüchterte ihn vollends.

Er sah, was er getan, und schüttelte den Kopf. Seine Hände griffen in das Chaos. Kraftlos ließen sie lederumkleidete Pappstücke durch die Finger gleiten. Sein Mund wollte Worte formen, aber die Lippen folgten ihm nur unwillig. Schwer und tonlos kam es: „Al—les zweck—los . . . Al—les . . . aus!"

Mierenstudt erhob sich und taumelte. Es warf ihn wieder über das Ruhebett. Da raffte er sich zusammen und betonte die Schritte, daß der leere Parkettboden knirschte. Auf dem Tische lagen die Rechnungen und das heute gewonnene Geld. Verächtlich glitten seine Blicke über die Scheine. „Gesindel . . ."

Morgen also mußte die Villa geräumt werden. Es war nicht mehr viel zu „räumen". Er ging hinaus, blank, leer. Räumen? Doch! Die Bücher . . . die . . . auf dem Boden dort . . . die er gestraft hatte, weil sie dem Pöbel etwas galten . . . Er fühlte ein weiches Gefühl der Rührung in sich keimen, aber er wollte vor sich selber in Mannheit bestehen, und zwang es nieder. Verschlossenheit der Seele ist ja die Keuschheit des Mannes.

Eine Zeitlang besah er sich die Verwüstung. Ihres Prunkes beraubt, hilflos, lagen die Bücher vor ihm. Es war ihm, als habe er an Kindern einen Mord begangen: so hilflos erschienen ihm die Papierbündelchen. Risse schändeten die Vorsatzpapiere; ein harter Griff mochte wohl die Seitenecken einiger Bogen erfaßt und abgerissen haben: flockig waren kleine Fetzen umhergestreut.

Mierenstudt beugte sich nieder und streichelte seine Bücher. Ein Gedanke kam ihm, und er säumte nicht, ihn Tat werden zu lassen. Sommer war ja nahe. Bald würden die Feuer auf den Bergen lohen. So wollte er auch seine Lieblinge durch die Flammen reinigen. Als Feuermal des Geistes sollten . . . Mierenstudt dachte nicht länger, sondern handelte. Treppab . . . treppauf . . . treppab . . . treppauf . . . Er eilte hinab . . . huschte durch die Nacht. Immer wieder. Reiser breitete er über den Grasboden des Gartenrondells . . . darüber die Bücher . . . wie die Altvordern geliebte Tote. Es kostete ihn viel Mühe, bis der sonderbare Scheiterhaufen in Flammen stand.

Rauchfahnen zogen gen Himmel. Die Rauchwürze des verbrennenden Papiers teilte sich der Luft mit und erfüllte sie mit süßlichem Verwesungsdunste. Das hinwelkende Leder roch aasig.

Doktor von Mierenstudt wandte sich und ging ins Haus zurück.

Kurze Zeit darauf fiel drinnen ein Schuß.

---

# RANDBEMERKUNGEN

## Das progressive Sanktionsprogramm

An der Ruhr sehen wir uns einem progressiven Sanktionsprogramm gegenüber. Jeder Widerstand auf deutscher Seite wird von den Franzosen mit einer neuen Gewalttat beantwortet. Immer schärfere Methoden gelangen zur Anwendung und bekunden täglich deutlicher die feste Absicht unserer Feinde, das Pfand, das sie in Händen halten, nicht herauszugeben. Anfangs versuchten sie es mit Lock-

mitteln. Sie boten den Arbeitern und den Beamten hohe Frankenlöhne und feste Anstellung, sie ließen sich Listen armer Leute geben, denen sie Scheine zur kostenlosen Beschaffung von Fleisch, Kohle, Fett übermittelten, sie versprachen in Flugblättern, die sie zu Hunderttausenden auf Autofahrten verteilten, goldene Berge für den Fall, daß sich die westfälische Bevölkerung willig fügte. Als dies nichts fruchtete, griffen sie zur Gewalt. Die Krankenhäuser wurden ausgeräumt und selbst mit ansteckenden Krankheiten Behaftete auf die Bevölkerung losgelassen. Zahlungen wurden beschlagnahmt, Verhaftungen und Ausweisungen in großer Zahl vorgenommen. Viele Schulen mußten geräumt werden, so daß für unsere Jugend zur körperlichen Not noch die geistige hinzutritt. Redakteure und Gewerkschaftsführer wurden bedroht. Die ganze preußische Verwaltungsorganisation sucht man durch eine französische zu ersetzen und so den Übergang zum Sonderstaat vorzubereiten. Zeitungen, welche die Tatsachen umlügen, werden von Haus zu Haus verbreitet, ohne Rücksicht auf die ungeheuren Kosten, die daraus entstehen. Für das unbesetzte Deutschland bestimmte Kohlentransporte werden festgehalten und jetzt auch die Transporte von Erzeugnissen der Metallindustrie. Den Ministern will man das Betreten deutschen Bodens verbieten. So wird Unrecht auf Unrecht, Gewalttat auf Gewalttat gehäuft.

Um so erhebender und erfrischender wirkt es, daß alle Kreise der rheinisch-westfälischen Bevölkerung dem steigenden Druck standhalten, den Lockmitteln wie den Drohmitteln zum Trotz. Von dem Grade und der Dauer dieser Widerstandskraft hängt das Ende des furchtbaren Ringens ab. Eine Nachgibigkeit ist schon deshalb nicht möglich, weil damit das Schicksal des Ruhrgebiets besiegelt und die Not noch vergrößert wäre. An ein Verhandeln mit Frankreich denken weder die bürgerlichen Parteien noch die Mitglieder der jetzigen Regierung. Das Ergebnis könnte nur Unterwerfung und nicht Verständigung sein. Frankreich würde das Pfand, das es sich raubte, in der Hand behalten, und, wenn wir unterschrieben, sich nur einen Rechtstitel verschafft haben. Sollte dieser Kurs sich ändern, so müßten neue Männer an das Steuer treten. Aber auch die Sozialdemokraten, die nach dem Auftreten Breitscheids in London dem Verhandlungsgedanken mehr geneigt zu sein scheinen, als das Kabinett Cuno, haben keine Lust, eine Regierung zu bilden. Hier zeigen sich die Keime zu inneren Konflikten, die sehr gefährlich werden könnten. Eine reine Arbeiterregierung würde das Reich als Ganzes und die Länder im Einzelnen nicht ertragen.

Anders wäre die Lage aber, wenn von der Entente als solcher die Aufforderung käme. Doch dazu besteht einstweilen keinerlei Aussicht. Bonar Law ist auf das Programm gewählt, daß die Entente nicht gesprengt werden dürfe. Er wird also keinerlei unfreundliche Handlungen gegen Frankreich wagen, mindestens so lange nicht, als die Orientfrage nicht gelöst ist, die den Engländern wichtiger als die Rheinfrage erscheint. Von Amerika ist ebenso wenig eine Einmischung zu erwarten. Der Senator Borah, der eine sehr vernünftige Rede im Senat gehalten hat, steht ziemlich allein, und seine Anregung zu einem Millionenkredit ist ohne praktische Folgen

geblieben. Für Rußland bietet ein geschwächtes Deutschland wenig Interesse. Italien spielt auch diesmal eine zwiespältige Politik, wenn es auch nicht Truppen schickte, so schickte es doch Ingenieure und gewährte damit den Franzosen mindestens eine mittelbare Unterstützung. Die Schweiz hat ebenfalls ein Einschreiten abgelehnt. Der Völkerbund ist selbst nach dem Urteil Brantings in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung viel zu gebrechlich, als daß er eine irgendwie belangreiche Initiative entfalten könnte. Einem Beitritt Deutschlands setzt Frankreich zur Zeit den bestimmtesten Widerspruch entgegen.

So bleibt uns nur übrig, auszuharren bis zum letzten Atemzuge. Was bisher zur Abwehr des Einbruchs geschehen ist, war richtig und notwendig. Das wird von allen Parteien, die äußerste Rechte und die äußerste Linke immer abgerechnet, anerkannt. Wir müssen mit dieser Politik des elastischen Widerstandes fortfahren in dem Bewußtsein, daß ein Zurückweichen erst recht zur Katastrophe führt. Die wirksamere Form der Abwehr, die mit den Waffen, bleibt uns versagt. An einen Krieg ist einstweilen nicht zu denken. Es fehlen dafür nicht mehr als alle Voraussetzungen. Wir dürfen nur auf die Zukunft hoffen, in der Überzeugung, daß die Weltgeschichte nicht stillsteht und alles Unrecht einmal seine Sühne findet.

Die eine Waffe aber hat nicht nur die Ruhrbevölkerung, sondern das deutsche Volk schon jetzt und sollte sie gebrauchen: den Boykott. Mit den Franzosen nicht in Geschäftsverkehr treten, ihnen nichts abkaufen und nichts an sie verkaufen, wenn sie nicht ausdrücklich die begangenen Rechtsverletzungen verurteilen, ihnen keine Wohnung geben und sie so fühlen lassen, daß unser Volk noch Selbstachtung genug besitzt, um den Feind auch als Feind zu behandeln — das ist das Gebot des Augenblicks.

Dr. Pachnicke, M. d. R.

## Steuerermäßigung für die freien Berufe

Die deutsche Öffentlichkeit und die deutschen Gesetzgeber sind sich immer noch nicht genügend klar darüber, daß die soziale Fürsorge in Deutschland umgebaut werden muß, daß ihre Objekte zu wechseln haben. Selbst da, wo diese Einsicht vielleicht in gewissem Umfange vorhanden ist, fehlt es an der praktischen Konsequenz. Man kann sich eben noch immer nicht von der Auffassung losmachen, daß die Sozialpolitik nur für die Arbeiter und Angestellten da sei. Tatsächlich sind aber diese Bevölkerungsklassen, wenigstens so weit sie Beschäftigung haben, heute viel weniger notleidend und fürsorgebedürftig als die Angehörigen der freien Berufe, die Privatlehrer, Rechtsanwälte, Ärzte, bildenden Künstler und andere Stände, deren Tätigkeit heute von unserm verarmten Volke nicht mehr ausreichend bezahlt werden kann. Hier ist es dringende Pflicht der Allgemeinheit, helfend einzugreifen, gerade weil zur Behebung dieser schwersten sozialen Mißstände bisher so gut wie nichts geschehen ist.

Natürlich müssen die Wege, auf denen hier Sozialpolitik geübt werden soll, andere sein als bisher. Zu positiver Unterstützung der Angehörigen der freien Berufe werden die Mittel des Staates und der Gemeinden unter den heutigen Verhältnissen meistens nicht ausreichen. Was aber unbedingt verlangt werden muß, das ist eine

Berücksichtigung bei der Lastenverteilung. Der Staat ist bemüht, den Beamten, den Angestellten, den Arbeitern die Altersversorgung nach Kräften zu erleichtern. Für die notleidenden freien Berufe geschieht nichts dergleichen. Dafür werden sie steuerlich in gleicher Weise wie alle anderen Steuerpflichtigen belastet, ohne daß der Staat daran denkt, daß von dem Einkommen der freien Berufe erhebliche Teile dazu dienen müssen, die Existenz im Alter zu sichern, eine Vorsorge zu treffen, die für die Beamten und in gewissem Umfange auch für die Privatangestellten und Arbeiter der Staat übernimmt. Mit Recht ist deshalb die Forderung aufgestellt worden, daß bestimmte Einkommensteile steuerlich als Altersversorgungsbeiträge angesehen werden und daher steuerfrei bleiben sollen. Eine gewisse Berücksichtigung findet dieser Wunsch ja bereits durch die Bestimmung des Einkommensteuergesetzes, daß Lebensversicherungsbeiträge bis zu einer gewissen Summe von den Steuereinkommen in Abzug gebracht werden dürfen. Aber diese Regelung ist in jeder Hinsicht ungenügend. Auch ist die Lebensversicherung ja durchaus nicht die einzige Form der Altersvorsorge. Man wird vielmehr verlangen müssen, daß grundsätzlich bei der Einkommensteuer 20% des Einkommens der freien Berufe für die Zwecke der Altersversorgung steuerfrei gelassen werden. Darüber hinaus müssen die aufgesparten Alterszuschüsse aber auch von jeder Vermögenssteuer, Zwangsanleihe usw. freigelassen werden.

Es ist hier nur nötig, daß sich der Steuergesetzgeber in die Lage der Angehörigen der freien Berufe richtig hineinversetzt, und nicht Beträge als verbrauchbares Einkommen ansieht, die in Wirklichkeit nur Altersversicherungen sind. Der Staat soll also steuerliche Gerechtigkeit nicht im formellen, sondern im höheren Sinne üben. Die freien Berufe verlangen vom Staat keine Geschenke, sondern nur Berücksichtigung ihrer besonders gearteten Verhältnisse. Wenn sich der Steuerbürokratismus nicht von dem Schema frei machen kann, daß Einkommen einfach Einkommen oder daß Papiermark Mark ist, so muß die Volksvertretung ihm das durch entsprechende Umgestaltung der Steuergesetze klar machen.

# BÖRSENSPIEGEL

## Die Mark und die Effekten

Ein altes Börsenwort sagt bekanntlich, daß die Börse eine Lawine sei; einmal herauf und einmal herunter. Aber nicht nur die Börse, auch der Dollar ist eine Lawine, und auch bei ihm geht es einmal herauf und einmal herunter. Es ist eine ziemlich selbstverständliche Erscheinung, daß in Zeiten besserer politischer Nachrichten und ebenso in Tagen günstiger wirtschaftlicher Ereignisse die Valuta eines Landes sich bessert. Aber diesmal lagen die Dinge genau umgekehrt. Je mehr deutsche Städte von den Franzosen besetzt wurden, je mehr Gewaltmaßnahmen unerhörter Art von den Eindringlingen getroffen

wurden, um so mehr stieg die Mark, und um so schwächer wurden die Devisenkurse. Alle Logik war mit einem Male auf den Kopf gestellt, und gerade deshalb wurde die Börse nervös. Denn nun wußte sie in der Tat nicht recht, woran sie war. Es ging alles genau umgekehrt, wie es eigentlich hätte erfolgen müssen. Ungünstige politische Meldungen, ungeheure Vermehrung des Notenumlaufs, wachsende Passivität der deutschen Handelsbilanz, und trotz alledem steigender Markkurs. Was sollte das werden?

Die Reichsbank versuchte mit einem Male, einen gewaltsamen Druck auf die fremden Devisenkurse auszuüben, und zwar ganz einfach, indem sie aus ihren Beständen Verkäufe vornahm. Die große Frage ist die: Wie lange denkt sie diese Verkäufe noch fortzusetzen, und was soll geschehen, wenn eines Tages wieder Devisen gebraucht werden? Zu Reparationszahlungen oder zu anderen Zwecken. Außerdem legt man sich die Frage vor, warum die Reichsbank nicht diese starken Devisenverkäufe vorher bereits vorgenommen hat; denn damals hätten sie erreicht, daß der Dollarkurs niemals auf 50 000 oder auch nur auf 40 000 gestiegen wäre. Jetzt auf einmal, nachdem der Dollar bereits diesen hohen Stand erreicht hatte, kam man plötzlich auf den Gedanken, die Kurse durch forcierte Devisenabgaben zu drücken. Die Logik kann man als klardenkender Mensch eigentlich nicht verstehen, und im Gegenteil muß man sagen, daß es sich hier um ein ganz unverständliches System oder vielmehr um eine vollkommene Systemlosigkeit handelt.

Wie aber soll sich der Effektenbesitzer zu den neuesten Ereignissen stellen? Einstweilen ist er einmal ein wenig nervös geworden, was man ihm nicht verargen, sondern im Gegenteil sehr wohl nachfühlen kann. Er hatte sich im Laufe der Monate daran gewöhnt, die Effekten als das Erstrebens- und Besitzenswerte, und die Papiermark als das nicht gerade Schätzenswerte anzusehen. Sollte es nunmehr mit einem Schlage anders geworden sein? Sollte es wieder richtiger sein, Papiermark zu besitzen, und sollten die Kurse nach so langer Zeit der Aufwärtsbewegung einen Rückgang erfahren? Mußte man wieder einmal „umlernen", wie man im Laufe der jüngsten Jahre schon so oft umgelernt hat?

Die große Frage ist die, wie lange die Markbesserung noch dauern wird. In Wirklichkeit nämlich lagen die Verhältnisse niemals weniger günstig für uns, als gegenwärtig. Niemals konnte weniger von einer internationalen Anleihe und von einer im Zusammenhang damit vorzunehmenden „Markstabilisierung" die Rede sein, als gegenwärtig. Wie fern liegen die Zeiten, als man über derartige Möglichkeiten debattierte. Was unter diesen traurigen Umständen aus der deutschen Währung werden soll, weiß kein Mensch, und ganz ernsthafte Leute behaupten heute, wir würden die alte Markwährung jedenfalls eines Tages als ziemlich hoffnungslos aufgeben müssen, um auf irgendeinem Wege zu einer andern Währung zu gelangen. Das ist eine Frage, die sich heute wohl nicht entscheiden läßt. Jedenfalls aber steht doch mit Sicherheit fest, daß in weiten Kreisen wenig Vertrauen zur Mark herrscht; ganz unabhängig davon, wie heute oder morgen der Dollarkurs steht. Denn wenn man von einer Sache sozusagen unbegrenzte Mengen herstellt, ohne daß es sonderliche

Mühe und Kosten verursacht, was kann die betreffende Sache dann wohl wert sein? So aber sieht es leider mit der deutschen Papiermark aus.

Man darf sich daher nicht wundern, daß die meisten Leute immer noch auf dem Standpunkt stehen, es sei besser, Effekten aller Art, als Papiermark zu besitzen, selbst wenn die Effektenkurse vorübergehend einmal zurückgehen sollten. Lediglich als Folge der Dollarabschwächung. Denn eines Tages werden sie auch wohl wieder steigen, und es ist alsdann sehr wahrscheinlich, daß die Effektenkurse mitgehen werden.

Vor allem darf man das deshalb annehmen, weil sie heute noch sehr weit unter Devisenparität stehen. Nämlich auch bei einem Dollarstande von 20000 würde „pari" einen Kurs von einer halben Million Prozent bedeuten, also gewiß einen Kurs, wie ihn kein Papier, mit Ausnahme der paar besonders schweren Werte, jemals in letzter Zeit erreicht hat. Es liegt also für den Effektenbesitzer wirklich keine Veranlassung vor, seine Papiere fortzugeben. Er ist dann zwar aus dem einen Engagement heraus, hat dafür aber ein neues, und zwar mindestens ebenso riskantes. Nämlich in Papiermark. Ist das aber vorzuziehen? Es können nämlich sehr wohl auch wieder Tage kommen, wo der Besitzer am meisten Angst vor seinen Barbeständen empfindet, und zwar deswegen, weil sie ebenfalls der Entwertung unterliegen können, und sogar einer sehr radikalen.

Es wird daher immer besser sein, man hat Effekten in ihrer Sachwerteigenschaft, als man hat eine Valuta, der man zwar vielleicht innerlich alles Gute wünscht, zu der man aber in der Praxis kein rechtes Vertrauen hat, und die man immer wieder am liebsten gegen Sachwerte aller Art umtauschen möchte. Er macht daher einen großen Fehler, wenn er unter dem ersten Eindruck der schwächeren Tendenz die besten Sachen weit unter ihrem inneren Werte fortgibt, anstatt ruhig durchzuhalten und sogar an schwächeren Tagen zuzukaufen, wie es wirklich kluge Leute zu tun gewöhnt sind. Denn eines Tages kommt auch wieder der „Dreh nach oben".

Florian.

Nampes Gute Stube

Kurfürstendamm 14/15 · Nürnberger Str. 14/15 · Friedrichstr. 169
Friedrichstraße 185 (am Untergrundbahnhof) · Veteranenstraße 24
Hamburg, Gänsemarkt 2

Unveränderter Betrieb wie in der Vorkriegszeit. Mit Kachelöfen behaglich durchwärmte Räume. Kein Konzert

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57.

# Die Gegenwart

52. Jahrgang | Märzheft | 52. Jahrgang

## Die Not der geistigen Arbeiter

Von Dr. Richard Bahr

Die Not der geistigen Arbeiter ist heute in aller Munde, ist fast schon zum Schlagwort geworden. Man bestöhnt das Elend der Anwälte, Ärzte, Journalisten, seltener schon das der schaffenden Künstler, der Privatdozenten oder gar der höheren Beamten, bei denen man sich in einer politisch und sozial von Grund auf veränderten Zeit noch immer mit dem alten Spruch zu getrösten scheint: Justinianus dat honores. Im allgemeinen kann man wohl sagen: Das Maß gesellschaftlicher Teilnahme für die von dem großen Umwälzungsprozeß betroffenen Schichten ist abhängig von dem Gewicht, das sie politisch in die Wagschale zu werfen haben. Indes bestöhnt man diese Schicksale doch nicht viel anders als etwa das Los der Kleinrentner oder der (sonst vermögenslosen und nicht mehr arbeitsfähigen) Hausbesitzer. Ich habe das Gefühl, daß man in weiten, sehr weiten Kreisen, die von Bildung und Besitz nicht einmal ausgenommen, keine rechte Vorstellung von dem hat, was in der Beziehung in Deutschland wirklich vorgeht. Daß vor unseren Augen die Klassen und Gruppen ins Bodenlose versinken, die bislang die Träger unserer Kultur und deren Vermittler von einer Generation zur anderen gewesen sind. Die schmächtige, aber immerhin genügend ausgebreitete Schicht, die es ermöglichte, daß auch die ganz großen, schöpferischen Leistungen, selbst die in die Sphäre des Genialischen hineinreichenden, überhaupt hervorgebracht wurden. Denn wenn die auch nicht immer aus ihrer Mitte kamen, so bereitete sie ihnen doch den Boden. Und lieferte „Kommilitonen" und Publikum, Mitstreiter und Mitarbeiter und die zum Verstehen, das hinterher ja ebenso gut in Ablehnung umschlagen konnte, erzogene Hörerschaft.

Die Revolution „als Lohnbewegung" hat unser aller Dasein verwirtschaftlicht. Auch dort, wo man sich nicht ihrer „Errungenschaften" zu berühmen pflegt und als politischen, vielleicht gar kulturellen Gewinn bucht, daß das (auf das 14. Lebensjahr zurückdiskontierte) Gesamtlebenseinkommen eines höheren Beamten kaum noch höher ist als das eines ungelernten Arbeiters, nahm man sich zwischen Börsenspiel und allerlei Verlegenheitsgeschäften, von der Angst vor der ungewissen, leicht subsistenzlosen Zukunft durch das Leben gehetzt, keine rechte Zeit, dem wahren Sinn dieser Vorgänge nachzudenken. Bis zum Frühjahr 1922 hatten Arbeiter und Angestellte etwa 80% ihres einstigen Realeinkommens, mittlere und untere Beamte rund 50% zu retten vermocht. Die eigentlichen Geistesarbeiter aber, höhere Beamte und freie Berufe, brachten, derweil ihr bißchen „Kommißvermögen" vor der versengenden Glut

nachbarlicher Edelvaluten hinschwand, es höchstens auf 25% ihres immer schon zu niedrig bemessen gewesenen Friedenseinkommens. Das bedeutete nicht nur, daß alle diese Leute nun schlechter aßen, schlechter wohnten, sich dürftiger kleideten; daß sie auf Anregungen, die gerade der produktive Kopf nur schwer und immer zu seinem Schaden entbehrt: auf Reisen, Kunstgenuß, Verkehr zu verzichten hatten. Zu gleicher Frist ward mit alledem (mit diesem an sich persönlichen und privaten Jammer: wem es just passieret, bricht es das Herz entzwei) doch ein ansehnliches Stück, vielleicht das stolzeste, deutscher Freiheit zerstört. Die hatte im Geistigen immer davon gelebt, daß es eine Schicht gab, der Arbeitseinkommen und Geldverdienen nicht als das Wesentliche galten. Es waren nicht gerade die Kapitalisten im engeren Wortsinn gewesen, nicht die, seit 30 bis 40 Jahren viel zu sehr in das Erwerbsleben verstrickten reichen Leute aus Handel, Industrie und Landwirtschaft. Im großen Durchschnitt hatten vielmehr die (ererbten oder erheirateten) mittleren und kleineren Vermögen ihren Inhabern mit der Möglichkeit auch die Neigung vermittelt, sich rein geistiger Beschäftigung hinzugeben. Sie mochten Gehalte und Honorare nicht ganz entbehren; aber sie waren nicht schlechthin auf sie angewiesen; nicht für die lange Vorbildungs- und die Karenzzeit bis zum Vollverdienst, nicht für die Erziehung des Nachwuchses. Zur Not — und das machte sie innerlich frei, stärkte ihnen das Rückgrat, hob Elan und Elastizität — konnten sie des Zuschusses aus dem Einkommen auch entraten. So erfüllten diese Vermögen geradezu eine öffentliche Funktion. Sie waren, wie Alfred Weber sie einmal genannt hat, „die breite und sichere Freiheitsbasis für Idee und ideelles Sein", ein Asyl der überökonomischen Gedankengänge, die beinahe einzige noch leidlich unabhängige Insel außerhalb der Klassen- und Interessengegensätze. Diese Insel ist nun zerstört. Zum Teil hat sogar die pseudodemokratische Steuerpolitik der ersten Jahre nach dem Zusammenbruch den Freiheitsfonds fortsteuern helfen. Und aus der vielgestaltigen Not der geistigen Arbeiter (auch der Nieder- und Untergang von Zeitungen und Zeitschriften gehört dazu, die Verkümmerung von Bibliotheken und gelehrten Instituten, die Umstellung selbst alt eingewurzelter wissenschaftlicher Verlage auf Modeliteratur und leichte Tagesware) löst sich als ernsthaftestes und vielleicht gewichtigstes das Problem: Wie schaffen wir wieder die wirtschaftliche Unterlage für im tiefsten Sinn unabhängige, von ökonomischen Rücksichten freie geistige Produktion? Wie eine Kategorie von Menschen, die, wenn es sein muß, sich von der bedächtigen Philisterweisheit loszusagen vermag, des „Primum vivere, deinde philosophari"?

In einem starken Band, der an sich den achtungswerten Versuch einer theoretischen Grundlegung für eine Soziologie der freien Berufe, der „Erzeuger von Idealgütern", darstellt, hat Siegbert Feuchtwanger*) dieser Frage eine Antwort zu finden sich bemüht. Er ist dabei, auch sonst mehr als dem Werk frommt, von sozialistischen Ideologen beeinflußt, auf das Allheilmittel der Organisation gestoßen,

*) „Die freien Berufe. Versuch einer allgemeinen Kulturwirtschaftslehre." Duncker & Humblot, München und Leipzig.

der er in diesem Fall freilich eine besondere Einkleidung, eine neue Art der Verknüpfung der Teile zu geben wünscht. Darauf hat schon im Herbst, auf der Jubiläumstagung des Vereins für Sozialpolitik, Alfred Weber erwidert, daß Organisation und Organisationen hier nicht ausreichten. Vornehmlich um deswillen nicht, weil die Schichten, auf die es in diesem Zusammenhang ankommt, nicht gewillt sind, die letzten wirtschaftlichen und sozialen Mittel für die Entlohnung ihrer Arbeit anzuwenden. Sie leiden, ökonomisch, an habitueller „Kampfschwäche": wer ein Buch, an dem sein Herz hängt, zu publizieren trachtet, wird es auch für ein Butterbrot, ein Spielhonorar, eine „Anerkennungsgebühr" hingeben. Alfred Weber hat in dem Vortrag, den er vor ein paar Wochen auch als Flugschrift*) hat erscheinen lassen, dafür auf eine andere Möglichkeit hingewiesen, den geistigen Arbeitern an Stelle des weggefallenen Vermögenshintergrunds eine neue Freiheitsbasis zu sichern. Er rät ihnen, um eine doppelte Ausbildung besorgt zu sein: eine für freie geistige Zwecke und gleichzeitig noch um praktisch verwertbare Kenntnisse. Und führt das im einzelnen so aus: „Je nach der Sparte des Geistes, die er vertritt, wird er, sei es als praktischer Volkswirt, sei es als Lehrer, als Anwalt oder Arzt, aus seiner rein geistigen Produktivität, wenn sie ihn nicht mehr trägt oder wenn er in ihr mit Unfreiheit bedroht ist, in einen anonymen, praktisch verwertbaren Zweckberuf jeweils zurücktreten, der ihm auf diese Art die ökonomische und die geistige Freiheit gewährt. Dieselbe Freiheitsbasis würde ich auch für jeden höheren Beamten, ja für jeden Journalisten wünschen, ebenso wie sie ja schon heute für jeden Berufspolitiker verlangt werden muß, wenn dieser nicht ein gemeiner Stellenkleber und Sklave seines Parteimechanismus werden soll." Dazu wird zu sagen sein, daß dergleichen auch schon jetzt geübt wird und wohl zu allen Zeiten geübt worden ist: „Des Morgens aufs Gericht mit Akten, des Abends auf den Helikon." Aber die Doppelbürde eignet sich nicht für alle Schultern, ist nicht in allen „Sparten" durchführbar und erfordert wohl ganz allgemein Ausnahmemenschen. Es brauchen noch keine Säkularerscheinungen zu sein, aber potenzierte geistige und, bisweilen, wohl auch körperliche Energien.

Alfred Weber hat diesen Einwand vorausgefühlt und darum meint er abschließend: es sei eine Frage des Geistes der Allgemeinheit. Die Allgemeinheit, Staat und Gesellschaft, Regierung und Regierte, müßten wieder wollen, daß das Notwendige für die Rettung des Geistigen geschieht. Das aber ist der Punkt, auf den es ankommt und von dem allein das Übel zu kurieren ist. Es gilt, in einer Zeit der Verwirtschaftlichung aller Lebensinhalte und Lebensformen dem Geistigen von neuem den Primat über das Ökonomische zu erkämpfen. Der Allgemeinheit, wenn nicht die Erkenntnis, so doch eine Ahnung davon zu vermitteln, daß mit der Verkümmerung des Geistigen ihre eigenen Daseinsquellen abgegraben werden. Denn es ist nicht wahr, auch heute nicht, daß nur von der Wirtschaft her dies deutsche Land und sein Volk „wieder aufgebaut" werden könnten. Im Anfang war das Wort. . . .

*) „Die Not der geistigen Arbeiter." Duncker & Humblot, München und Leipzig.

# Was wird?

Von Kuno Tiemann

Daß bei uns der Schwulst nationalistischer Phrasen angesichts der brutalen Nichtswürdigkeiten sogenannter französischer Pfänderpolitik nicht ab- sondern zunimmt, ist völlig einleuchtend; weniger gut kann man dagegen die Haltung einer Reihe sonst verständiger deutscher Preßorgane verstehen denjenigen Alliierten gegenüber, die heute dem Erobererzug der Franzosen „Gewehr bei Fuß" zuschauen.

„Wer schimpft, hat Unrecht", sagt ein altes Sprichwort. Den Engländern heute Schwäche, Passivität oder Kriegsscheu anzudichten, ist mindestens schief gesehen. England als „lachenden Dritten" hinzustellen, der die Rolle eines „ehrlichen Maklers" schnöde von sich weist, ist von deutschem Standpunkte höchst unklug, ja sogar falsch.

Unbewußt scheinen diese politischen Kritikaster deutscher Observanz noch stark von den politisch-diplomatischen Kunstfertigkeiten eines Wilhelm II. und seiner Staatsmänner beeindruckt zu sein, denn sonst müßten diese Männer wissen, daß in politisch reifen Kulturvölkern die öffentliche Meinung, mit der die Regierenden dort stets rechnen müssen, nicht so schnell und leicht umzustellen ist.

Die Politik des heutigen Kabinetts Cuno, die ohne ein vorhergegangenes „Kabinett der Erfüllung" Wirth gar nicht denkbar ist, hat durch die Proklamierung des passiven Widerstandes gegen einen uferlosen französischen Imperialismus unter den Alliierten die Unstimmigkeit und Uneinigkeit der Meinungen über die Erfüllbarkeit oder Unerfüllbarkeit der gestellten Forderungen und über das Weiterbestehen oder die Änderung des Versailler Friedensinstruments nur noch erweitert und verschärft. Aber abgesehen davon, daß die Entente als solche tatsächlich nicht mehr besteht, finden wir Deutsche allmählich die Sympathien im Auslande wieder, die uns nicht zum wenigsten durch unsere eigene unverständliche Unterschätzung dieser politisch höchst wichtigsten Imponderabilien gänzlich abhanden gekommen waren. Dafür verfällt heute Frankreich dieser „splendid Isolation", in die wohl jeder Staat hineinkommen muß, der als wirksamstes politisches Mittel nur die krasse Gewalt angewandt wissen will.

Frankreichs Ziel — die Zertrümmerung der als letzten Rest früherer Herrlichkeit gebliebenen Einheit des Deutschen Reiches — steht klar vor aller Augen! Weniger fest umrissen sind die Absichten Großbritanniens. Hier können wir drei politische Aufgabenkomplexe unterscheiden: Die Lösung der internationalen Schuldenfrage, die Vereinigung des orientalischen Problems und zuletzt die für England notwendige Einmischung in die kontinentalen Streitigkeiten! — Alle drei Fragen stehen trotz äußerer Trennbarkeit zueinander in engster Wechselbeziehung. Deshalb kann England gar nicht an die Lösung der letzten Aufgabe herantreten, bevor nicht jene Fragen, die Großbritannien zur Zeit als die wichtigeren erscheinen, ihre Erledigung gefunden haben. Der große englische Premierminister Disraeli läßt 1847 seinen Tancred die Worte sagen: „Wenn Asien in Verfall ist, dann ist Europa in Verwirrung, jene Ruhe mag Tod sein, aber

unser Leben ist dann Anarchie." Bei der Kritik englischer Staatskunst müssen wir Deutsche uns stets bewußt bleiben, daß in der englischen Politik mehr als in irgendeinem anderen Staatswesen Überlieferung und die durch die geographische Lage des Inselvolkes herbeigeführten Zwangsmomente geradezu eine Riesenrolle spielen! Trotz der so oft in der deutschen Presse geschilderten Angst der Briten vor wirtschaftlicher Konkurrenz mit dem wiedererstarkten Deutschland und trotz der abnehmenden Arbeitslosigkeit durch deutsche Kohlenbestellungen in England wird Großbritannien zwangsläufig nie und nimmer die „balance of power" auf dem europäischen Kontinent missen können. Hier kommt nämlich der Bestand des britischen Weltreiches in Frage. Die politischen Geschicke Hollands im 17. Jahrhundert sprechen dafür Bände.

Politik ist der Kampf mit dem Weltlichen! Diese Kunst, aus gegebenen Tatsachen das für die Zukunft des Staates Mögliche zu errechnen, ist Englands ererbtes großes Talent. England kennt dabei keine Sympathien, aber seine Kühle und klare Berechnung geht fast immer restlos auf. Wenn wir die Sätze der englischen liberalen Wochenschrift „New Statesman" lesen: „Wir sind im allgemeinen nicht ‚Prodeutsche'. Doch in dem Kampf, der sich jetzt zwischen den Regierungen Frankreichs und Deutschlands entsponnen hat, sind wir ohne Einschränkung prodeutsch. Es ist die Ausdauer Deutschlands, die als die erste europäische Verteidigungslinie gegen die wahnsinnige Zielsetzung Frankreichs angesehen werden muß. Herr Poincaré kann durch passiven Widerstand geschlagen werden, wenn dieser entschlossen genug ist. Die Einwohner der Ruhr kämpfen unsere Schlacht ebenso gut wie auch die ihrige." Dann sollten wir Deutsche nicht nur sagen: „So ist Albion; es läßt wieder durch einen Dritten, durch uns, sich die Kastanien aus dem Feuer holen, aber denkt nicht an Hilfe." — Nein, an Hilfe für Deutschland denkt dieses Albion gewiß nicht. — Aber an etwas ganz anderes. Die Räder der englischen Politik mahlen langsam aber sicher. Wollen wir Deutsche nicht ein wenig mehr aus der Geschichte lernen?

# Kohle und Erz

Von Erwin Steinitzer

Wie im großen Kriege gewisse deutsche Interessentengruppen hartnäckig darauf bestanden, daß man das Gebiet von Briey und Longwy annektieren müsse, um für die Hochofenindustrie Rheinland-Westfalens das Eisenerz sicherzustellen, das Lothringen in nicht mehr genügender Menge zu liefern vermochte, so versteifen sich jetzt einige Häupter, und vor allem die Syndizi der französischen Schwerindustrie, darauf, daß Frankreich um der Ruhrkohle und des Ruhrkokses willen das Ruhrgebiet und die Ruhrindustrie in irgendeiner Form beherrschen und besitzen müsse. Es ist müßig, heute die Frage zu erörtern, ob und bis zu welchem Grade die Wünsche jener deutschen Inter-

essenten sich praktisch durchgesetzt hätten, wenn Deutschland siegreich geblieben und in der Lage gewesen wäre, den Frieden zu diktieren. Frankreich, das seinen Frieden nicht allein diktieren konnte, hat im ersten Anlaufe das Ziel der Beherrschung der Ruhr nicht erreicht. Der Friedensvertrag beschränkte die französische Annektion im großen und ganzen auf Elsaß-Lothringen und die Besetzung des linken Rheinufers; das eigentliche Zentrum der westdeutschen Schwerindustrie blieb außerhalb des französischen Kommandobereichs. Man hat die Meinung vertreten — und sie hat in der Tat viel für sich —, daß die ganze französische Reparationspolitik seit der Unterzeichnung des Friedensvertrages nur darauf eingestellt gewesen sei, diesen grundlegenden „Mangel" der Versailler Regelung zu korrigieren und das Betätigungsgebiet der französischen Bajonette, der französischen Ingenieure und der französischen Industriekapitalisten vom Duisburger Kohlenhafen bis nahe an die westfälische Pforte auszudehnen. Auch der spätere Historiker wird kaum mit völliger Sicherheit feststellen können, ob dies wirklich von Anfang an das ausschließliche Ziel der französischen Staatsmänner gewesen ist, oder ob, wie man in Frankreich behauptet, eine andere englisch-amerikanische Politik, die den Franzosen in der Frage der militärischen Garantien sowohl wie in der Verteilung der Reparationen und der Regelung der interalliierten Schulden mehr entgegengekommen wäre, friedlichere Ergebnisse hätte zeitigen können. Wie dem auch sei — Frankreich steht an der Ruhr, und die Wünsche und Zielsetzungen derjenigen, die die Pariser Regierungen stets zur Ruhraktion drängten, haben deshalb aktuellste Bedeutung gewonnen.

Von Plänen, die sich auf das künftige Schicksal der Ruhrindustrie beziehen, ist in der jüngsten Zeit wiederholt die Rede gewesen. Im französischen Gelbbuche über die letzten Reparationskonferenzen wird bestätigt, daß einige führende Vertreter der westdeutschen Schwerindustrie — Stinnes, Klöckner, Silverberg — mit der französischen Regierung und der französischen Industrie über den Abschluß von Interessengemeinschaftsverträgen verhandeln wollten. Herr Poincaré hat diese Angelegenheit auf der Londoner Konferenz in sehr heuchlerischer und heimtückischer Weise behandelt; er hat den Eindruck zu erwecken versucht, als wollten deutsche Industriekapitalisten heimlich hinter dem Rücken der Alliierten Frankreichs einträgliche Privatgeschäfte abschließen und dadurch den französischen Fiskus und vor allem die Gesamtheit der Reparationsgläubiger um ihre Ansprüche prellen. In Wahrheit entsprach der Versuch einer direkten und konkreten Aussprache mit Frankreich nur einem wiederholt geäußerten französischen Wunsche, und die erwähnten deutschen Industriellen wollten keineswegs als Privatinteressenten verhandeln, sondern als Beauftragte der deutschen Regierung. Das ergibt sich ja schon aus der Tatsache, daß der Botschafter des Deutschen Reiches in Paris die Anregung zu der Besprechung dem französischen Ministerpräsidenten übermittelte. Zu den Zielen der von deutscher Seite in Aussicht genommenen Verhandlungen gehörte freilich auch der Abschluß eines gegenseitigen Lieferungsabkommens — Ruhrkohle und Ruhrkoks gegen französisches Eisenerz und vielleicht auch lothringisches und luxemburgisches Halbzeug — zwischen den beiden Industrien. Aber ein

solches Lieferungsabkommen war schließlich die unentbehrliche Voraussetzung für eine erträgliche Lösung der Reparationsfrage selbst. Denn solange es nicht bestand, schraubte Frankreich im Interesse seiner Eisenindustrie seine Reparationskohlenansprüche so hoch, daß die Erfüllung dieser Forderungen die deutsche Produktionsfähigkeit und auch die deutsche Zahlungs- und Handelsbilanz aufs schwerste beeinträchtigen mußte. Nur wenn jene Austauschvereinbarungen zustande kamen, konnte die französische Industrie so viel deutsche Kohle erhalten, wie sie brauchte und konnte gleichzeitig die reine unbezahlte Reparationskohlenlieferung so begrenzt werden, daß Deutschland sich vom Standpunkt einer Handels- und Zahlungsbilanz und seiner Finanzen schließlich mit ihr abzufinden vermochte.

Die Franzosen haben Verhandlungen auf dieser Basis abgelehnt und vereitelt, weil ein paritätisches Abkommen, bei dem, abgesehen von den Reparationsverpflichtungen, die wir im Sinne des Waffenstillstandsvertrages erfüllen müssen und auch erfüllen können, die Gewinne und die Lasten gleichmäßig verteilt gewesen wären, ihren Ansprüchen nicht genügte. Sie wollten nicht die ökonomische Interessengemeinschaft, zu der wir, wie der Reichskanzler in seiner Rede am Dienstag ausdrücklich betonte, immer bereit waren und noch bereit sind; sie wollten politische Kontrolle und wirtschaftliche Ausbeutung. Vor der Ruhrbesetzung und auch in den ersten Tagen nach dem Einmarsch ließen die Interessenten der französischen Schwerindustrie an führende Werke und Konzerne Westfalens die Frage richten, ob sie ihnen eine kapitalistische Beteiligung von etwa 60% des Gesamtkapitals einräumen würden. Diese Frage ist selbstverständlich verneint worden; ihre Bejahung hätte nichts weniger als die Auslieferung der deutschen Industrie an den französischen Kapitalismus bedeutet. An sich ließe sich der Gedanke der Verständigung und des Zusammenwirkens der beiden Industrien auch im Rahmen einer engeren finanzkapitalistischen Interessengemeinschaft verwirklichen; auf die Dauer vielleicht sogar besser als durch bloße Lieferungsverträge. Aber eine solche Gemeinschaft könnte nur fruchtbar werden, wenn ihr Inhalt und ihr Ziel gleichberechtigtes Zusammenwirken wäre, nicht Beherrschung und Ausbeutung eines Teils durch den andern. Sie ist nur möglich, wenn sie die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der deutschen Industrie und die vollkommen politische Unabhängigkeit des Landes und der Bevölkerung von fremdem Einfluß unangetastet läßt.

# Staatsgesinnung

Von Rektor Paul Hoche

Was ist der Staat? Humboldt und Schiller haben ihn dargestellt als den relativ vollkommenen Menschen, als den Menschen im vergrößerten Maßstabe, der alle Erscheinungen des Kulturlebens in sich faßt, der alle menschlichen Kräfte äußert und vereinigt und wirken läßt, die im einzelnen Menschen nur getrennt und zeitweilig in Tätigkeit treten. Der Staat ist, wie unsere bedeutenden Staats-

rechtslehrer es ausgesprochen haben, eine Persönlichkeit, nicht nur eine sinnbildliche, sondern eine wirkliche. Denn das Merkmal der Persönlichkeit ist der Wille, und der Staat hat einen Willen, einen Gesamtwillen, der sich aber nicht nur aus den vielen Einzelwillen zusammensetzt, sondern selbständiger Art ist, nur daß er von den Einzelwillen beeinflußt wird, ebenso wie diese in ihm aufgehen, ohne doch ihre Eigenart zu verlieren. Der Staat steht zu seinen Bürgern in demselben Verhältnis, wie der Mensch zu seinen einzelnen Zellen. Jede von ihnen lebt auch ein Leben für sich allein, ist sozusagen selbständig und doch abhängig vom ganzen Menschen und ein Teil von ihm. Jedenfalls ist der Staat im Verhältnis zum einzelnen etwas Riesengroßes, etwas Erhabenes und Ehrfurchtgebietendes, etwas, was Achtung einflößt und alle Kräfte mit fortreißt; er ist, wie Kabisch im „Neuen Geschlecht" bemerkt, die in dieser sichtbaren Welt uns entgegentretende Größe, die allein alles umfaßt, was menschlich ist und durch das Geldopfer, das ihm der Mensch bringt, ihn mit starken Kräften emporhebt.

Der Begriff Staat ist vielfach falsch eingeschätzt worden. Am meisten trifft das vielleicht für die Zeit vor hundert Jahren zu, wo das deutsche Staatsleben wohl mit den tiefsten Stand erreichte, obwohl gerade damals das Geistesleben mit am meisten blühte. Die großen Geister jener Zeit fühlten sich mehr als Weltbürger und schätzten den eigenen Staat nur gering ein. Aber auch nach dem Kriege von 1870 und 71 kam es noch vor, daß ein Nietzsche, den man ja allerdings nicht als den Vertreter deutschen Staatsbewußtseins wie etwa Fichte oder später Treitschke hinstellen kann, das Wort aussprach: „Der Staat sei das kälteste aller Ungeheuer; da, wo der Staat aufhört, beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist." Man wird nicht widersprechen wollen, daß sich viele Leute die Anschauung dieses Wortes zu eigen gemacht hatten. Es gab viele, denen die Größe, die Heiligkeit, die Notwendigkeit des Staates niemals aufgegangen war, die daher auch nicht in das rechte innerliche Verhältnis zu ihm kamen, die gegen ihn murrten, an ihm herumnäkelten, die jedes Opfer nur gezwungen darbrachten, die ihm fremd, teilnahmslos gegenüberstanden, die seinen Fäden nicht erkannten, die sie selbst mit dem Staate unlöslich verbanden, die sich nicht entblödeten, sich auf Kosten des Staates zu bereichern und dabei noch des Gefühles mangelten, damit ein Unrecht zu begehen. Daher klagte Kabisch: „Die wahrhaft sich erhebende, wahrhaft innerlich machende, befriedigende, ins Übermenschliche hebende Staatsgesinnung, ach, Gott, wie selten, wie selten!" Zur rechten Staatsgesinnung! Zu ihr aber gehört die Einsicht „in das Leben des Staates als einer zusammengesetzten, höheren Form des Menschseins, die Einsicht in den Segen seiner Einrichtungen und der aus solcher Einsicht hervorgehende Wille, an der Erhaltung und Vervollkommnung des Staates mitzuwirken, Opfer für ihn zu bringen und durch Eingehen in sein umfassenderes Dasein über die eigene, beschränkte Daseinsform hinübergehoben, geadelt zu werden".

Die rechte Staatsgesinnung verlor sich sonderbarerweise immer am meisten in Friedenszeiten, wie man ja häufig das Gut nicht schätzt, das man ungestört besitzt. Dagegen hatten die Kriege, man

denke an den Siebenjährigen, die Befreiungs- und Einigungskriege, fast immer auch eine Stärkung des Staatsbewußtseins zur Folge. Im Kriege zeigt sich's auch besonders, wie der einzelne für den Staat große Opfer bringen muß, unter Umständen des eigene Leben, denn der einzelne stirbt ja doch früher oder später, aber der Staat muß bleiben, das deutsche Volk darf nicht untergehen. Selbst derjenige, der mit manchen Erscheinungen im Staatsleben durchaus nicht einverstanden sein darf, der wohl genug Grund zur Klage hat, muß dennoch seine Pflicht in dem Bewußtsein tun, daß er den bestehenden Staat natürlich bejahen muß, wenngleich dem einzelnen das Recht durchaus verbleibt, an diesem und jenem Kritik zu üben und Besseres an Stelle des Schlechteren vorzuschlagen.

Der Staat macht Gewaltschnitte ins Leben des einzelnen; der selbstbewußte Bürger spürt oft nur zu sehr, wie der Staat seine schwere Hand auf so vielen Dingen und Lebensgewohnheiten lasten läßt. Und dennoch müssen wir es hindurchspüren, wie unlöslich wir auf Gedeih und Verderb mit ihm verbunden sind, wie es uns wohlgeht, wenn es ihm wohlgeht, wie wir uns daher fügen müssen, auch wo es uns noch so schwer fällt. Es kann leicht vorkommen, daß sich eine Maßregel des Staates als falsch, als unheilvoll erweist. Dann müssen wir eben bedenken, daß er auch aus Menschen, die irren können, besteht. Kabisch redet daher vom sündigen Staat. Uns sei genug, daß wir uns trotzdem zu unserm Staat, selbst mit allen seinen Schwächen, bekennen müssen, daß wir aber an unserm Teile diese Schwächen abzustellen mit berufen sind.

Der Krieg hat in einer eindringlichen Sprache von der hohen Bedeutung unseres Staates geredet; er ist ein erfolgreicher Zuchtmeister zum erhöhten Staatsbewußtsein bei vielen gewesen. Wir alle, die wir den Krieg miterlebt haben, sollten in Zukunft dem Staate noch freudiger dienen, als es vielfach vor dem Kriege geschah, wir werden die Lehren nicht sobald vergessen, die uns die letzten Jahre gegeben haben. Aber es ist auch eine der wichtigsten Aufgaben der Zukunft, auch die Jugend, die jetzt kaum flügge ist, zu rechter Staatsgesinnung zu erziehen. Vor Jahren ging eine Bewegung für eine vertieftere staatsbürgerliche Erziehung durch unser Volk. Diese Bewegung muß jetzt erst recht weite Wellen schlagen. „Unser Staat muß vor der Jugend erwachen und endlich dastehen in seiner ganzen Herrlichkeit, auch in seinem ganzen Verlangen nach neuen Opfern, neuer Vervollkommnung, Läuterung, Erhebung. Er muß vor ihnen dastehen mit all den Einrichtungen und Organen, die das Ganze seines Wesens und Lebens bilden." Es ist selbstverständlich, daß unsere Jugend zur Einsicht kommen muß in das Wesen und Gewordensein unseres Staates; diese Einsicht ist, wie ein gewisses Gemeinsamkeitsgefühl, die erste Stufe der Staatsgesinnung. Die rechte Staatsgesinnung wurzelt ebensosehr im Gefühl und im Wollen wie im Erkennen. Es kommt daher darauf an, den ganzen Menschen zu erfassen, was natürlich in jedem Fache möglich ist, ihn anzuleiten, sein Ich zu besiegen, auch für andere zu leben, seinen Willen zu bändigen und dabei die Notwendigkeit und Hoheit des Staates zu verspüren. Es wird ungemein viel auf den Lehrer ankommen, wie er selbst zum Staate steht. Die Persönlichkeit tut hier das

meiste. Der Erzieher sollte das Nietzsche-Wort, aber im umgekehrten Sinne, recht lebendig machen: Der wahre Mensch hat nur Geltung innerhalb des Staates; er ist überflüssig, ja, unmöglich, wo dieser fehlt.

# Kunstschaffen und mediale Leistung

Von Wilhelm Ueberhorst

Manchem ist es sicherlich schon aufgefallen, wie sehr das Äußere des Kunstschaffens mit dem gewisser medialer Leistungen übereinstimmt. Die Frage drängt sich auf, ob dieser äußeren Übereinstimmung die innere entspricht.

Zunächst: Was ist eigentlich Kunst? Eine Definition, d. h. eine Bestimmung, worin die sämtlichen Merkmale zusammengefaßt sind, ist nicht leicht. Mir scheint es am richtigsten, so zu definieren: Kunst ist die in den Sinnen zugängliche, menschliche Schöpfung, deren Bedeutung es ist, Ewiges in die Erscheinung zu bannen. Kunstschaffen ist die Tätigkeit, die zu solchem Endziel führt. Ihr Zweck ist es, allen Erfüllung ihrer Sehnsucht nach dem Ewigen zu geben, die sie allein nicht gestalten können. Als Mittel ist ein jedes recht, wenn es nur den Sinnen zugänglich ist und den Zweck erfüllt.

Alles das sind Bestimmungen, unter denen sich etwas sehr Reales denken läßt. Nur „das Ewige" macht eine Ausnahme. Aber jeder, der Kunst liebt, der mystischen Dingen zugänglich ist, weiß sofort, was ich meine. Es ist das Unbegreifliche, nicht zu Deutende, nur zu Fühlende, das, was wir in uns und in allen Wesen, ja in der gesamten Schöpfung wohnend wissen, was ihr Kraft und Seele gibt; die Idee der Dinge (Plato), das Ding an sich (Kant), das ewige Wesen, das dämonische, die Mütter (Goethe), der Weltatem (Richard Wagner). Gefühl ist alles: Name, Schall und Rauch!

Der wahre Künstler weiß es auch aus der eigenen Erfahrung, daß dem so ist. Er ist sich dessen bewußt, daß seine Schöpfung nicht auf Kombination, nicht auf scharfsinniger, logischer Analyse beruht. Es ist etwas Geheimnisvolles in ihm. Und aus diesem Geheimnisvollen fließt sein Schaffen. Der Künstler glaubt, Inspirationen unterworfen zu sein, er fühlt sich als das Werkzeug eines höheren Wesens. Wie dieses befiehlt, so muß er schaffen. Goethe war überzeugt, daß die Erscheinungswelt in ihm gewissermaßen im kleinen vorgebildet lag. Die äußere Welt war ihm nur Anlaß, Tatsachenmaterial, Leben und Blut aber gewannen seine Werke durch eine geheimnisvolle Kraft, die aus ihm sprach, durch den inneren Mikrokosmus, der vor aller Erfahrung in ihm war und sich durch den Schöpfungsakt in Erscheinung umformte. So sprach er einmal (Juni 1831) zu Eckermann davon, daß den Künstler der dämonische Geist seines Genies in der Gewalt habe, so daß er ausführen müsse, was jener gebiete. „Poesie ist Eingebung", sagt er in Wahrheit und Dichtung, und ähnliches mehr an vielen anderen Stellen. Der geniale Mensch ist eben ein Exponent, ein Kraftzentrum der ewigen

Fülle. Durch seinen Mund spricht der ferne geahnte Geist in unserer Sprache zu uns. Selbst ohne Raum, ohne Zeit, überall und ewig zeigt er sich unseren Sinnen, daß wir alle ihn erkennen und beglückt den dornenvollen Weg des leiderfüllten Lebens gehen. So ist es uns denn bei der Betrachtung großer Kunstwerke, als stünden wir einem Lebendigen gegenüber, das einer rationalen Auflösung nicht zugänglich ist. Daher das sinn- und wertlose alles Geredes über Kunstwerke, da diese doch nur dem naiven, empfänglichen Geiste im Augenblicke der Betrachtung sich eröffnen.

Der Gegenstand der Kunst ist so mannigfaltig und unerschöpflich wie das Leben selbst. Ihre Mittel sind unbegrenzt. Mehrere vermögen sich zu vereinigen. Neue werden ständig gefunden. Falsch ist es daher, mit vorgefaßten, von Kunsthistorikern und Kritikern erfundenen Klassifikationen und Ordnungen an die Betrachtung von Kunstwerken zu gehen. Individualität des Künstlers als des eigenartigen, einzigartigen Vermittlers des Ewigen für das Zeitliche ist das allein zulässige Kriterium der Mittel.

So bedient der Dichter sich der Worte, um entweder — in der Lyrik — seine eigene Persönlichkeit zu exponieren, oder aber — in Epik und Dramatik — fremde Persönlichkeiten oder sonstige Vorstellungskomplexe darzustellen. Der Maler schafft in Farben auf der Leinwand; der Bildhauer meißelt aus Stein, bildet in Holz, gießt in Bronze. Der Musiker kombiniert Laute der Natur, besonders menschliche, sofern sie einen Gefühlsinhalt haben, mit ästhetisch wirkenden Momenten der reinen Zeitanschauung und der Rhythmik, dieses „Pulsschlages des Kosmos" (Schleich).

All diese Leistungen vollbringt — wenngleich qualitativ verschieden — das Medium. Es schreibt, es bildet, es musiziert. Es bedient sich jeweils der Mittel, die seiner medialen Veranlagung gemäß sind. Doch findet man auch hier Kombinationen. Die Willkür ist wie beim Künstler ausgeschaltet, nur auf höhere Eingebung — meist im Trance — erfolgt die Schöpfung. Die Disposition wechselt wie beim künstlerisch Gestaltenden. Die Stunde des Experiments bleibt leer, indes in einem freien Augenblick plötzlich die großartigste Manifestation sich zeigt.

Oft findet sich beim Künstler sowohl wie beim Medium eine ungeheure Qual des Schaffens. Bei Michelangelo ist dies besonders deutlich. Und wenn man in das qualverzerrte Gesicht der im Trance befindlichen Eva C. schaut, so fühlt man, welchen entsetzlichen Martern das arme Mädchen ausgesetzt ist. Es ist, als ob die persönliche Seele sich aufbäumte gegen das Eindringen der Weltseele, als ob sie mit schrecklicher Anstrengung sich davon freizumachen trachtete. Wie groß ist dann aber die Freude nach vollbrachtem Werke, wie erleichternd die Lösung der inneren Spannung!

Schon dieser kurze Vergleich scheint mir auf die innere Verwandtschaft der Kunstleistung und des medialen Schöpfungsaktes zu deuten. Zweifel können bestehen. Aber ich meine, daß, wer die Dinge, um die es sich handelt, zu erfühlen vermag, zur Überzeugung gelangen muß, daß Identität des Ursprungs besteht.

Ich glaube — und wodurch wäre die wissenschaftliche Überzeugung gesicherter, als der Glaube? —, daß der Weltgeist, das

unbegreiflich-geheimnisvolle Urgrundwesen es ist, das auch durch den Mund des Mediums die Zeitlichkeit, den Menschen mit sich verbindet, zu sich hinaufzieht. Und wenn ich ein Organ nennen soll, das zu solchem Behufe am Menschen taugt, das rechteigentliche Seelenorgan, so ist es, wie die neuesten Forschungen, besonders Schwabs, zu ergeben scheinen, der Nervus sympathicus, die Markoniplatte des Weltalls, wie sie Schleich in Anlehnung an elektro-dynamische Vorstellungen nennt. Wessen Sympathikus-Apparat besonders leicht reagiert, besonders vielfältig differenziert ist, den nennt man sensibel. Sensibel aber ist der Künstler sowohl wie das Medium. Durch ihre Sensibilität stehen sie mit dem Wesen der Dinge in näherer Verbindung als der gewöhnliche Mensch. Nichts anderes aber als Sensibilität scheint mir die Intuition zu bedeuten, nur daß diese sich auf das Ästhetische an der Sache bezieht, während jene lediglich biologisch gedacht ist. Mit allgemeiner Nervosität hat jedenfalls die viel mißdeutete Sensibilität nichts zu tun, wenngleich es natürlich richtig ist, daß der Sensible auch äußeren Schädigungen leichter zugänglich, daß er organisch schwächer und feiner ist.

Bei alledem bleibt unklar, auf welche Art und Weise der Sympathikus seiner Aufgabe genügt. Man mag sich in dieser Hinsicht erinnern, daß die Anschauungsformen von Zeit, Raum und Kausalität dem Gehirn eignen, daß aber der sympathische Nerv schon tätig war, bevor ein Gehirn dachte. Raum, Zeit und Kausalität sind Denkformen unserer Anschauung, d. h. sie sind Voraussetzung unseres Denkens, sind vor aller Erfahrung fertig in uns vorbereitet. Kann man vom Nervus sympathicus, der am Aufbau des sogenannten „Zentral"-Nervensystems beteiligt war, sein Herrscher, der es sich schuf, um sich bei der Bewegung auf der Erde nach Lösung von festem Grunde orientieren zu können, kann man von ihm erwarten, daß er in dessen Formen tätig ist? Dann hätte er nicht eigens ein Organ zu diesem Zwecke zu schaffen brauchen. Sich vorzustellen allerdings, auf welchem Wege nun die Arbeit des Sympathikus vonstatten geht, ist uns unmöglich. Wir bleiben, sobald wir uns überhaupt etwas vorstellen, in den Denkformen unseres Intellekts, in Raum, Zeit und Kausalität befangen. Aber sollte es nicht noch andere Formen des Seins geben, deren Artung unserem eingeschränkten, menschlichen Verständnis unerklärbar bleibt? Es ist das ein Einfall, eine Intuition, nichts mehr, ich gebe es zu. Aber es zeigt, wie schwierig die Erörterung dieser Dinge ist, wie schwer die Erklärung besonders der Wissenschaft mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln werden wird, wenn sie ihr überhaupt gelingt.

Nach dem Gesagten ist die innere Verwandtschaft zwischen Kunstschaffen und medialer Tätigkeit einleuchtend genug. Auffallend bleibt immerhin das tiefe geistige Niveau, auf dem in der Regel die medialen Leistungen bleiben. Ausnahmen gibt es hier allerdings. Österreich spricht geradezu von „genialen Medien". Er denkt dabei wohl hauptsächlich an Helene Smith und Eva C.., denn diese beiden sind es, deren Leistungen auch einer künstlerischen Prüfung ohne Schwierigkeit standhalten. Flournoy ist von Helene Smith geradezu begeistert. Er kann sich nicht genug tun in der Schilderung der besonderen Naturtreue und konzentrierten Besonderheit ihrer schau-

spielerisch-menschenschöpferischen Mediumleistungen. Sogar ihre äußeren Züge verändern sich, gleichen sich dem des eingedrungenen Geistes an, welche Merkwürdigkeit auch Thomas Mann an dem Vortragskünstler Ludwig Hardt hervorhebt. Auch Eva C.'s dem Munde entquellenden, aus einer Art Schleierstoff bestehenden Materialisationen müssen von einer tiefen und wahren Lebensechtheit gewesen sein, wie die Betrachtung der von Schrenk-Notzing in seinem umfangreichen Werke über sie veröffentlichten Photographien lehrt. Das sind keine Journalabbildungen. Solche mögen bisweilen als Erinnerungsbilder der Anlaß zur Produktion gewesen sein, aber es ist noch außerdem etwas Unheimlich-Lebendiges in ihnen. Physiognomie und besonders der Blick der Dargestellten sind von starker Ausdruckskraft. Es ist, als sähe man von wirklichen Künstlern geschaffene Porträts. Bei manchen der seelenvollen Frauenbildnisse taucht Mona Lisas Gedenken auf, dieses Prototyps rätselhaft-lockender Weiblichkeit.

Man kennt auch einige automatisch entstandenen Schriftstücke und Zeichnungen, die von hoher künstlerischer Reife zeugen. Viel ist es nicht. Fast alles sonst ist banal bis zur Unerträglichkeit. Und soweit Medien musizieren, zithern oder Klaviere in Bewegung setzen, ist nicht einmal ein Ansatz künstlerischer Leistung vorhanden. Der Grund scheint mir nahe zu liegen. Man experimentiert eben mit den Medien zu viel. Ihre Leistungen sind Zweckleistungen. Es soll etwas bewiesen werden. Die Medien selbst lassen es sich in der Regel angelegen sein, ihre spiritistische Auffassung der Erscheinungen — unbewußt — zu beweisen. Man denke nur an die verstiegenen Gestaltungen der Helene Smith, welche schließlich gar den Planeten Mars und andere Himmelskörper für ihre Zwecke bemühte. Warum stellt man nicht an dazu veranlagte Medien einmal künstlerische Forderungen? Ich erlebte dergleichen und war erstaunt. Ich glaube, man wird auch in anderen Fällen schöne Erfolge zeigen, wird einen geistigen Aufschwung, eine Freude an der Produktion erleben, wie man es bis jetzt noch nicht gekannt hat. Die Leistungen der Traumtänzerin Madeleine lagen auf dieser Linie.

Was andererseits die medialen Leistungen so interessant macht, das ist ihre augenfällige Spontanität, ihre Unwillkürlichkeit, die das Walten einer höheren Kraft besonders deutlich macht. Der Künstler gibt zur Inspiration willkürlich von seinem persönlichen Geist hinzu. Deshalb schafft er kulturelle Werte, wird Führer und Mittelpunkt geistiger Gemeinschaften. Wie, wenn auch auf medialem Gebiete eine Stärkung des Willkürteils, der Leistung möglich, wenn eine Steigerung durch den Zusammenhang der unwillkürlichen, geistig-kulturellen Kräfte zu erreichen wäre? Welche Höhen wären dann zu erklimmen? Ein schönes Ziel, auf das der Laie wird hoffen können, der künstlerisch denkende Forscher aber sein Streben wird richten müssen.

# Der Turmfalke und die Gänse

Von Theodor Etzel.

Am Teich beim Städtchen watschelten
und putzten sich und patschelten
ein Dutzend Gänse oder mehr,
und schnatterten, wer weiß wie sehr.

Es war zur Vesperstunde,
da klangen in der Runde
die Glocken all
mit lautem Schall
aus erzgegossenem Munde.
Da rief ein alter Gänserich
gar väterlich und ängstiglich
zum feisten Watschelvolke:
„Es donnert aus der Wolke!"
Der Turmfalk in der Erle
sprach drob: „Ihr dummen Kerle!
Was seid ihr so erschrocken?
Es läuten nur die Glocken!"
Die Gänse blickten blöde auf
und schnatterten zum Baum hinauf:
„Was sind denn Glocken, dreister Wicht?
Wir kennen keine Glocken nicht!"
Der Turmfalk in der Erle
sprach drob: „Ihr dummen Kerle!
In jedem Kirchturm hängen hoch
die Glocken, horcht, sie läuten noch.
In einer Form von blankem Erz
schlägt fest ein Klöppel hin und her,
und dies macht jenen Lärm, der schwer
beängstigt euer Gänseherz.
Ich weiß es, glaubt mir's ganz genau,
denn droben hab' ich meinen Bau."

Die Gänse schauten aus der Pfütze
empor zur hohen Kirchturmspitze.
Dann schrien sie: „Wir sehen nicht,
was da dein Schelmenschnabel spricht.
Es macht dir wohl Vergnügen,
uns Gänse anzulügen?"
— Als noch der Turmfalk drauf bestand,
kam da ein Schaf wohl übers Land
behaglich von der Weide.
Die Gänse: „Schaf, entscheide
hier unsern Zwist!"
Das Schaf darauf: „Wer von euch ist
der Ansicht, daß dort Glocken tönen?
Wer hält den Schall für Donnerdröhnen?"
Der Falke trat fürs erste sein,
die Gänse aber schrien: „Nein,
der Schall kann nur ein Donner sein!"
Da sprach das Schaf: „Der Fall ist klar:
recht hat der Gänse große Schar!
Die eine Stimm' des Falken kann
doch nimmer gegen zwölfe an!"

* * *

Sehr trefflich! — Die Majorität
von jeher stets im Rechte steht.
Drum ist auch unser deutsches Land
so wohl bestellt mit allerhand
Gesetzen, die von Jahr zu Jahr
bestimmt des Reichstags Gänseschar.

# In allen Sätteln gerecht

Von Martin Feuchtwanger

Habt ihr auch einen Onkel Balthasar in der Familie, den Onkel, der alles kann und der alles weiß, der sämtliche gute Eigenschaften des Mannes in sich vereinigt und der im Leben doch nichts ist als eine große Null?

Onkel Balthasar hat mehrfach den Beruf gewechselt. Er spricht von seinen Universitätsstudien und scheint demnach früher Akademiker gewesen zu sein. Er spricht auch von dem großen Modewarengeschäft, das er in Berlin hatte; später scheint er ein Exporthaus besessen zu haben. Fabrikdirektor war er, Direktor einer Versicherungsgesellschaft, Verbandsvorsteher. Heute lebt er nur mehr seinen Geschäften. Nein, du würdest ihn nicht in Verlegenheit bringen, wenn du ihn nach der Art seiner Geschäfte fragtest. Er würde dir in unermüdlichem Schwall von diesen Geschäften erzählen, und du wüßtest nicht mehr und nicht weniger als jetzt: Nämlich, daß es sehr armselige Geschäfte sind, die Onkel Balthasar treibt, Geschäfte, die meist zu keinem Abschluß führen.

Niemand kann leugnen, daß Onkel Balthasar schlecht gekleidet ist. Er meint, was ein richtiger Mann sei, der gebe nichts auf die Mode und nichts auf Äußerlichkeiten. Sein Hut, seine Schuhe, sein Kragen; nein, er kann kein reicher Mann sein. Und wenn ihn ein Familiermitglied im Sommer ein paar Tage einlädt, dann erscheint er unverzüglich, erzählt, daß er eigentlich keine Zeit habe, und man freut sich über seinen gesunden Appetit.

Onkel Balthasar erzählt dir, daß er Violine spiele und Klavier, daß er früher einen wundervollen Baß gehabt habe, auch heute könne er zuweilen noch recht gut singen. Onkel Balthasar versteht auch einiges von der Philosophie. Er spricht von Nietzsche „dem Übermenschen", von Schopenhauer. „Nimm die Peitsche„ wenn du zum Weib gehst", sagt er, und zwinkert harmlos mit den Augen. Im übrigen hält er sich nicht gern an den berühmten Philosophen; denn er hat seine eigenen Systeme. Er versteht auch vieles von der Literatur. Er sagt, daß der Idealismus Schillers der heutigen Jugend fehle, daß er Roda Roda und Ludwig Thoma besonders gern lese, daß er die Leitartikel und die Feuilletons vieler großer Zeitungen zu studieren pflege, und er berichtet von dem Leben der Fürsten, Prinzen, Diplomaten, Abgeordneten, Minister, Professoren, Künstler, Journalisten. Er kann radfahren und einen Motor auseinandernehmen, er kann eine Uhr reparieren, er weiß die billigsten Quellen für Stoffe, Zigarren, Hüte, Lampenschirme, Perlen, Pelze, Schreibwaren. Er unterhält sich mit dem Schaffner der Elektrischen über die niederen Löhne, er frägt den Bauern nach dem Stand des Getreides, den Chauffeur nach den Pferdekräften, er unterhält sich mit dem Künstler über den Expressionismus. Er weiß alles, er kann alles, er ist in allen Sätteln gerecht, er ist ein Mann der Welt.

Und nur weil er überall und immer Pech hatte, hat er es im Leben zu nichts gebracht.

O nein, er hat nicht Pech gehabt, der Onkel Balthasar. Er hat von frühester Jugend auf in alles seine Nase gesteckt, was ihn nichts anging. Er war einer von denen, die alles hören und sehen mußten, die sich nicht konzentrieren konnten, da sie keine Zeit zum Konzentrieren hatten, denen das Bergsteigen keine Erholung ist, weil sie dabei Statistiken über den Fremdenverkehr und über die Milchpreise aufstellen, die in jedem Buch nur eine halbe Stunde lesen können, weil sie hundert Geschäfte haben und im Vorstand des Kegelklubs sitzen, die aus ihren Geschäftsbüchern nichts lernen können, weil sie keine Zeit für sie haben. Sie haben keine Zeit; denn sie müssen für Tante Eulalia die Koffer packen und für Cousine Adelgunde ein neues Dienstmädchen mieten.

*

Die Onkel Balthasars geben sich schon in der Jugend zu erkennen. Die Eltern sind stolz auf das Balthasarlein, das treppauf, treppab rennt, das als sechsjähriges Kind zum Bäcker und zum Fleischer läuft, das als achtjähriges Kind mit der Marktfrau feilscht und als neunjähriges den Koffer für die Mutter aufgibt. Was ist das Balthasarlein so praktisch! Der bringt es im Leben zu etwas! Um den braucht uns nicht bange zu sein! Und mit Spott sehen die Eltern auf fremde Kinder, die schüchtern und verträumt in die Welt blicken und in Scham erglühen, wenn sie der Bäckerfrau eine belanglose Antwort geben.

Seltsam, daß aus den schüchternen Kindern energische Kaufleute, Professoren, bedeutende Männer werden, Spezialisten, während aus dem behenden Balthasarlein nichts wird als der gute Onkel Balthasar, der sein ganzes Leben alles weiß, alles kennt, der in allen Sätteln gerecht ist.

*

Es ist nicht so ungerechtfertigt, wenn man denen mit Mißtrauen begegnet, die mehrfach den Beruf wechseln, wenn der Künstler auf den Dilettanten herabblickt, der Gelehrte auf den Kaufmann, der wissenschaftliche Abhandlungen schreibt, der Kaufmann auf den Gelehrten, der Geschäfte macht.

Die in der Gesellschaft das große Wort führen, die alles wissen und von allem verstehen, die ihren Mitreisenden in der Eisenbahn die politische Lage auseinandersetzen, die im Laufschritt herbeieilen, wenn ein Fuhrwerk verunglückt ist, um ihre Ratschläge zu erteilen, die Onkel Balthasars selbst freilich merken es nicht, wie lächerlich sie sind; denn die konventionelle Höflichkeit hindert jedermann daran, ihnen die Wahrheit zu sagen.

# RANDBEMERKUNGEN

## Die Berliner Häfen

Es ist der breiten Öffentlichkeit nicht genügend bekannt, daß die Reichshauptstadt Berlin auch eine der größten deutschen Hafenstädte ist. Die Güterversorgung der ungeheueren Bevölkerungsmenge Berlins kann nicht ausschließlich auf dem Eisenbahnwege erfolgen, sondern sehr beträchtliche Massengüter werden zu Wasser herangebracht. Die Stadt Berlin besitzt deshalb bedeutende Hafen- und Speicheranlagen, um deren Ausbau sich die frühere bürgerliche Verwaltung Berlins große Verdienste erworben hat. Als dann die Sozialdemokratie die Mehrheit in Magistrat und Stadtverordnetenversammlung eroberte, mußten natürlich neben anderen kommunalen Einrichtungen auch die städtischen Häfen restlos kommunalisiert werden. Aber je größer die Anlagen wurden, desto weniger rentierten sie sich. Bald war die Stadt nicht mehr in der Lage, die finanziellen Lasten dieser wie vieler anderer Kommunalbetriebe zu tragen, die Häfen konnten als städtisches Unternehmen nicht genügend ausgenützt werden. Es war ein übermäßiges Angebot von Lagerräumen vorhanden, ohne daß die zur Ausnutzung notwendigen Gütermengen aus Berlin selbst zusammenzubringen gewesen wären. Der im Bau befindliche neue Westhafen erfordert z. B. allein zur Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals, sowie an Betriebs- und Erhaltungskosten eine Milliarde Mark jährlich. Um die Häfen rentabel zu gestalten, hätten sie mit der Binnen- und Seeschiffahrt, die sich in den Händen des Privatkapitals befindet, in Verbindung gebracht werden müssen. Hierzu erwies sich die Stadt Berlin als Besitzerin der Häfen außerstande. so blieb schließlich, wenn man den Pleitegeier von der Stadt Berlin fernhalten wolte, nichts anderes übrig, als die stolzen Kommunalhäfen an eine privatkapitalistische G. m. b. H. auf 50 Jahre zu verpachten, wie man schon kurz vorher die städtischen Güter an eine Privatgesellschaft verpachtet hatte. Trotz des Einspruchs der Gewerkschaftskommission und des radikalen Flügels der Sozialdemokraten sowie der Kommunisten hat die Berliner Stadtverordnetenversammlung den Verpachtungsantrag mit großer Mehrheit angenommen. Auch die sozialdemokratische Fraktion stimmte schließlich schweren Herzens zu, nachdem ihre Fachleute, an der Spitze der sozialdemokratische Stadtrat Schüning, die Verpachtung als das einzige Mittel erklärten, um die Häfen endlich einträglich zu gestalten und sie zu einer gedeihlichen wirtschaftlichen Entwicklung zu bringen.

Es war den sozialdemokratischen Rednern in der Verpachtungsdebatte anzumerken, daß sie nur ungern und nach Überwindung erheblicher innerer Widerstände dem Antrage zustimmten, denn die Verpachtung der Berliner Häfen stellte im Zusammenhang mit der Verpachtung der städtischen Güter eine schwere Niederlage des Kommunalisierungsgedankens dar. Aber es war der unwiderlegbare Nachweis erbracht worden, daß die Häfen in städtischer Verwaltung nicht ausgenützt werden könnten, sondern nur bei Übergang an eine Privatgesellschaft. Für die Stadt Berlin, der es un-

möglich war, die zur Rentabilität ihrer Häfen nötigen Umschlagsgüter zu beschaffen, bedeutet der Verpachtungsbeschluß die Befreiung von einer untragbaren finanziellen Last. Für die Sozialdemokratie und ihre Kommunalisierungsbestrebungen aber konnte es keine unangenehmere Wahrheit geben als das Eingeständnis des sozialdemokratischen Stadtrats Schüning, daß die Aufgabe, die in der günstigen Lage Berlins als Hafenstadt gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten praktisch zu verwirklichen, nur durch privatkapitalistische Kräfte gelöst werden könne.

## Das Verlustkonto der Prohibition

Im Anschluß an den in der letzten Nummer der „Gegenwart" veröffentlichten Aufsatz „Amerika von heute und morgen" werden wir von einem Leser auf eine in der weit verbreiteten Zeitschrift „The Minute Man", die in New Jersey erscheint, vorgenommene bemerkenswerte Abrechnung mit dem Prohibitionsgesetz aufmerksam gemacht, der wir folgendes entnehmen:

Die Unmäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke ist unter dem Prohibitionsgesetz größer als je zuvor. Die Herstellung von giftigen Ersatzstoffen hat sich im ganzen Lande eingebürgert. Die Wissenschaft überwacht nicht mehr die Herstellung von alkoholischen Getränken. John Barleykorn (Gerstenkorn) hat sich mit dem Schleichhandel und dem Tod verbunden zur Verbreitung eines teuflischen Getränks. Es wird nicht allein denaturierter, aus Holzalkohol hergestellter Sprit verarbeitet, verkauft und getrunken, sondern es wird auch der reine Holzalkohol direkt von den Schleichhändlern in gewaltigen Mengen an ihre Kunden im ganzen Lande vertrieben. Wenn auch nicht immer der Tod durch Genuß methylalkoholischer Getränke herbeigeführt wird, so kann doch eine baldige Entartung der inneren Organe, namentlich des Herzens und der Nieren, nicht ausbleiben.

Der einzige Erfolg der Prohibition ist, daß die Herstellung alkoholischer Getränke nach wissenschaftlichen Methoden verhindert wird. Der wissenschaftlich vorgebildete Chemiker wird ausgeschaltet und an seine Stelle treten Quacksalber, die keine Ahnung von chemischen Dingen haben. Die Prohibition hat, anstatt die Mäßigkeit und damit die Volksgesundheit zu fördern, die schlimmsten Formen der Unmäßigkeit hervorgerufen. Aber die Prohibition hat noch ein schlimmeres Übel im Gefolge, das schlimmer ist als der Massenkonsum von giftigen Ersatzstoffen, das ist die Beschränkung der persönlichen Freiheit. Wir haben durch die Machinationen der Anti Saloon-Liga, die das 18. Amendement (Volstead Act) durchgedrückt hat, in dieser Beziehung mehr eingebüßt, als wenn Deutschland den Krieg gewonnen und uns eine ungeheuerliche Kontribution auferlegt hätte. Unser Heim gilt nicht mehr als unverletzlich, da es jederzeit von den Angestellten der Prohibitions-Überwachungsstelle betreten und durchsucht werden kann. Wir können jederzeit auf der Landstraße im Automobil zu demselben Zweck angehalten werden. Wird auch nur eine kleine Flasche Whisky oder Wein vorgefunden, werden wir festgenommen, ins Gefängnis gesteckt und unser Automobil wird beschlagnahmt. (Auf

Grund einer Bestimmung im Volstead Act verfallen Transportmittel ohne Ausnahme der Beschlagnahmung, wenn auch nur eine Probe von Alkohol darin vorgefunden wird.)

Nicht unerwähnt mögen auch die ungeheuren Kosten, welche die nationale Prohibition erfordert, bleiben: Die Kosten für den Unterhalt einer gewaltigen Armee von Angestellten der Überwachungsstelle, denen als Passivposten der Verlust von Steuereinnahmen gegenübersteht, außerdem der Verlust, der durch die Ausgaben der Amerikaner in fremden Ländern, wo sie sich ungestört der Freiheit erfreuen können, entstehen. Dazu gesellen sich die gewaltigen Kosten, welche zum Schutze des Publikums gegen eine Horde von Verbrechern aller Art, von Räubern, Dieben, Schleichhändlern, die eine Folgeerscheinung der Prohibitionsgesetzgebung sind, erforderlich sind, ferner die Kosten für die ungeheuren Mengen von giftigen narkotischen Ersatzstoffen, die an die Stelle der bekömmlichen, gut ausgegorenen alkoholischen Getränke treten. Alles zusammen genommen dürfte eine Verlustsumme von vier Milliarden Dollar, die uns durch das Prohibitionsgesetz auferlegt wird, zusammenkommen.

Dennoch kommt die Anti Saloon-Liga mit der lächerlichen Forderung, daß wir unsere persönliche Freiheit opfern müssen, damit ein paar schwachsinnige Personen, die jede Selbstkontrolle im Genuß alkoholischer Getränke verloren haben, vor sich selbst geschützt werden.

## Von Goethe bis Hauptmann

Von Goethe bis Hauptmann! Welche Perspektiven öffnen sich hier für den, der es liebt, Parallelen zu ziehen. Es zuckt einem verführerisch im Federhalter, wenn man die Namen dieser beiden Großen nebeneinanderstehen sieht und dabei der vielen verwandten Züge gedenkt, die zwischen ihnen hinüber- und herüberspielen. Mag man auch gegen Hauptmann sagen, was man will. Ein großer Mann hat eben nur Feinde.

Also Parallelen zwischen Goethe und Hauptmann? Hier ist eine: Goethe wurde 1791 Theaterleiter und Regisseur des Hoftheaters in Weimar, Hauptmann 1920 Regisseur am Deutschen Theater in Berlin.

Hie Weimar 1791 — hie Berlin 1920.

Nun fehlt zwar Hauptmann sicher jenes überschäumende Temperament, wie es Goethe während seiner Theaterherrschaft so oft zeigte. Doch gesetzt, er hätte es. Er ließe sich auch einmal von seinem Unwillen fortreißen, wie Goethe es an jenem Abend tat, als sich die Jenaer Studenten durch Schreien, Johlen, Rauchen und Leeren von Bierflaschen während der Vorstellung besonders rüpelhaft benahmen. Würde sich da nicht manche lustige Szene ergeben? Wenn beispielsweise während des Faustmonologes die Käsestullenschmatzer mitten in ihrer schönsten Beschäftigung sind, wenn die Stullenpapiere knistern und rascheln, daß es eine Freude ist, wenn dann eine markante Gestalt aus der Direktionsloge herauswüchse und den Fressern in die Ohren schrie: „Man vergesse nicht, wo man ist!“

Oder wenn ein wüster Pöbelhaufe politischer, religiös-überspannter, antisemitischer Maulhelden mit mehr oder weniger Erfolg versucht, den Gang der Handlung durch sein unflätiges Toben

zu stören, wenn dann die Sicherheitspolizei einen Ukas erhielte, wie ihn Goethe damals (in der guten alten Zeit) an den Kommandanten von Weimar sandte: „Bey uns kann kein Zeichen der Ungeduld stattfinden, das Mißfallen kann sich nur durch Schweigen, der Beyfall nur durch Applaudieren bemerklich machen. Kein Schauspieler kann herausgerufen, keine Arie zum zweitenmale gefordert werden. Alles, was den gelassenen Gang des Ganzen, von Eröffnung des Hauses bis zum Verschluß auf irgendeine Weise stören möchte, ist bisher unterblieben und darf auch in der Folge nicht Statt finden. Wobey ich noch die Bemerkung hinzuzufügen habe, daß die Wache nach der schon lange bestehenden Einrichtung höre, nunmehr wiederholte Ordre hat, jede ungewöhnliche Bewegung nachdrücklich zu steuern."

Am schlimmsten hätten es aber wohl die Schauspieler unter einem Goethe-Hauptmann. Ade! Film, mit deinen märchenhaften Gagen! Ade Cabaret, ade, ade! Nur dem Theater, dem man angehört, hat man zu leben. Wehe dem, der nicht pünktlich zu jeder angesetzten Probe erschien. Oder gar dem Unverschämten, der es wagte, überhaupt wegzubleiben. Nicht Verweise, nicht Gagenabzüge oder Beschwerden beim Betriebsrat gab es! Nein, zu richtiggehendem Hausarrest wurden solche Verbrecher verurteilt!

Heute? Du lieber Gott!

Der arme Hauptmann, wenn er wirklich könnte, er dürfte garnicht zu solchen drakonischen Mitteln greifen, denn dann würde er wohl kaum an einem Abend — sein Ensemble beisammen haben! —

Ernst Grau.

## Das unheilige Haus

In der Reihe der jungen Dichter, denen der Expressionismus keine Manier, sondern persönlichstes und kraftvolles Ringen um künstlerischen Ausdruck ist, steht Leo Weismantel unter den ersten. Als Epiker wie als Dramatiker von gleicher Gewalt und von gleichem Erfolg. Sein Erstling, „Mari Madlen", ein Roman aus der Rhön, verriet bereits seine eigenwüchsige herbe Kunst und erregte vielfach Aufsehen. Nun tritt Weismantel mit einem neuen Werk in die Öffentlichkeit, mit dem Roman „Das unheilige Haus" (Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten), der das ewige Problem von Schuld und Sühne, von Naturrecht und historischem Recht behandelt. Es sind zwei Helden — und doch sind beide eins: Vater und Sohn gehen wider die eherne Starrheit der Satzungen an, sie werden Brecher wohlgefügter Ordnungen des Bestehenden, denn ihre Seelen flammen auf in der Leidenschaft für das Recht, das mit ihnen geboren ist. Der Vater verließ einst als Zweitgeborener den elterlichen Hof, sündigend wider altes Erbrecht der Erstgeburt, und gründete ein eigenes Heim als kunstreicher Schmied, ein Mensch mit starken Sinnen und mit der Begabung einer glühenden Phantasie, die ins Visionäre umschlägt. Seiner Ehe, die aus einem mystisch-verwunschenen Haus ein heiliges schaffen wollte, entsprießt ein Sohn, ein Jürg Dill, der als Diener am Worte des Herrn, als streitbarer Ritter Georg auf seine Art für Gott gegen die Macht des Bösen kämpfen soll. Nach wohlumhüteter Kindheit ringt er schließlich blutenden Herzens den inneren Zwiespalt nieder,

den Zwiespalt zwischen einer jäh aufschießenden Liebe und dem Gelübde der Eltern, das er als Priester einlösen soll. Er hält Vater und Mutter die Treue. Als er aber nach tausendfältiger Seelenqual zum Sünder gegen das alte Gesetz eines Gnadenortes wird und dafür seine Schuld an die einst verlassene Geliebte bezahlt, da zerbricht ihm die Kraft seiner Sendung. —

Mit poetischer Kraft stellt der Dichter Weismantel diese Handlung dar. Er ist in diesem Werke noch über seine einzigartige „Mari Madlen" hinausgewachsen. Der Grund, auf dem er die neue Erzählung aufbaut, ist noch lebenstreuer, mit der heimatlichen Rhönerde inniger verbunden. Neben der epischen Schilderung sicheren bäuerlichen Lebens und der kunstvollen Verwendung und Deutung alter Volksbräuche steht die eigenartige Kraft in der Zeichnung wirren Spukes und gespenstisch-bleicher Träume. Kurz: ein neues Buch ist uns geschenkt worden, dessen dichterischer Inhalt rein erklingt, weil alle wühlenden und tobenden Kräfte in ihm in stärkster Kunst gebändigt sind.

## Ein fröhlicher Spötter

Theodor Etzel hat sich das außerordentliche Verdienst erworben, eine fast in Vergessenheit geratene Kunstgattung, die Fabel, wieder zu Ehren gebracht zu haben. Sein soeben erschienenes Fabelbuch (Walter Seifert Verlag, Stuttgart-Heilbronn), das den Ertrag eines Vierteljahrhunderts enthält, ist ein vollwertiger Beweis für die spezifische Begabung des Dichters auf diesem Gebiet. Etzel ist beileibe kein blaßwangiger Moralist, der die Menschen durch eine dröhnende Philippika „bessern" will, sondern ein liebenswürdiger, welterfahrener Spötter, der es seinen Lesern überläßt, die Nutzanwendung aus seinen Fabeln zu ziehen. Kein Gebiet ist ihm verschlossen geblieben; jedem Typus in der großen Menschenherde reißt er die gleißende Maske, die er mit unnachahmlicher Würde zur Schau trägt, vom Gesicht. In ihrer Nacktheit sind sie alle gleich, da bleibt nichts mehr übrig von den fein konstruierten Standes- und Klassenunterschieden, von den fadenscheinigen Sittlichkeits- und Ehrbegriffen, auch nichts von der höheren Bildung, mit der jeder Dummkopf protzt. Wer sucht, findet in Etzels Fabelbuch liebe Freunde und getreue Nachbarn naturgetreu abkonterfeit, und wer sich besondere Mühe gibt, kann selbst Gemeinschaftszüge und Wesensgemeinschaften der Art homo sapiens mit der weitverbreiteten Art der Dickhäuter, Langohre und Wollträger darin entdecken. Auch die Erbweisheit oder die von Parlamenten dekretierte Unfehlbarkeit gehört in dieses Kapitel. Gar trefflich weiß Etzel die unantastbaren Majoritätsbeschlüsse in der Fabel „Der Turmfalke und die Gänse" (abgedruckt in diesem Heft) zu bespötteln. Als er das schrieb, stand der Scheinparlamentarismus bei uns in hoher Blüte, jetzt, da wir den echten Parlamentarismus haben, kann natürlich ein so greifbarer Fehlschluß nicht passieren. Theodor Etzel hat den politischen Schwadroneuren nur im Vorübergehen Seitenhiebe versetzt, an Anlässen dazu dürfte es ihm nicht fehlen; die närrischen Zwischenfälle in der großen Menschheitskomödie mehren sich von Tag zu Tag. Etzel hat das

Zeug zum Satiriker: er sagt uns bittere Wahrheiten, manchmal mit einem Anflug von Bosheit, aber er ist kein grimmer Hasser und Menschenverächter. Der Grundzug seines Wesens ist ein fröhlicher Optimismus, seine Hiebe, mögen sie auch hageldicht niedersausen, verletzen nicht, er zwingt uns im Gegenteil, über unsere Torheiten zu lachen. Und das ist der köstlichste Gewinn, den wir aus seinem Fabelbuche ziehen.

Joh. Gaulke.

# BÖRSENSPIEGEL

## Mark und Dollar

Es gibt wieder einmal etliche Leute, die der Meinung sind, die Mark sei nunmehr gewissermaßen in alle Ewigkeit stabilisiert, und es sei im Grunde die einfachste Sache der Welt, eine Valuta zu stabilisieren. Man brauche einfach Devisen zu verkaufen, wie es die Reichsbank bekanntlich getan hat, und das schwere Problem sei gewissermaßen gelöst. Gewissermaßen allerdings; aber nur gewissermaßen.

An dem Verhalten der Reichsbank ist in letzter Zeit viel Kritik geübt worden, und man hat gefragt, warum sie ihre große Aktion nicht bereits viel früher begonnen habe, und man hat die Reichsbankleitung sogar deswegen getadelt, weil sie sich eines einzelnen Bankhauses bei „ihrer" Aktion bedient und dieser Firma gleichsam eine Art Monopol gegeben habe. „Ihre" Aktion war indessen in Wirklichkeit gar nicht „ihre" Aktion. In mehrfacher Beziehung sogar, und es ist sehr viel Falsches darüber in der Öffentlichkeit verbreitet gewesen. Der Gedanke, der politische Gedanke der Markstützung, war nicht von der Reichsbankleitung ausgegangen, sondern von anderer Seite. In erster Linie vom Reichswirtschaftsministerium, und die Ausarbeitung ist ebenfalls nicht im Berliner Reichsbankdirektorium vor sich gegangen, sondern vielmehr in Amsterdam, und aus diesem Grunde konnte man beim besten Willen das Bankhaus Mendelssohn nicht übergehen oder ihm eine Stellung zweiten Ranges anweisen. So sieht es in Wirklichkeit um den großen „Markstützungsplan der Reichsbank" aus. Schrieben wir noch das Jahr 1915 oder 1916, so hätten wieder verschiedene Leute Ordensauszeichnungen erhalten wegen ihrer hervorragenden Verdienste um die Hebung der deutschen Valuta. Natürlich in erster Linie die Herren in beamteten Stellungen; denn sie sind es ja immer, welche die Dinge richtig machen, und die anderen sind nur die „Handlanger". So war es früher, und so ist es auch heute. Das heißt, mit dem Unterschiede, daß es heute keine Orden mehr gibt.

Was wird nun weiter werden? Das ist die große und einstweilen ungeklärte Frage. Zu den auffallendsten Zuständen gehört es, wenn eine Valuta ihren Stand gar nicht bewegt, zumal wenn die inneren

Verhältnisse, die Finanzverhältnisse des betreffenden Landes sich ständig sehr erheblich ändern. Zum Beispiel dadurch, daß sich der Notenumlauf allmonatlich um eine Billion Mark und darüber vermehrt. Wie wir ehedem mit den Millionen und seit dem vorigen Jahre mit den Milliarden rechneten, so sind wir in diesem Jahre langsam, aber sicher in die Billionenrechnung hineingeglitten. Der Notenumlauf nähert sich der vierten Billion, die schwebende Schuld der fünften Billion, das Defizit bei der Reichspost beträgt mehr als eine Billion, die Beamtengehälter des laufenden Jahres erfordern etwa 6 Billionen Mark. Alles das ist in den letzten Tagen und Wochen bekannt geworden, aber die deutsche Valuta bleibt stabil. Ist das ein gutes Zeichen, oder sind andere Gründe dafür maßgebend?

Man kann wieder einmal feststellen, daß sich auf eine gewisse Dauer sehr viel erreichen läßt, wenn man „durchhalten" kann. Das gilt auch von der deutschen Valuta. Aber darf man für die Mark weiter unentwegt fest gestimmt sein? Das Traurige ist nämlich, daß die wirklichen Notwendigkeiten gerade an den leitenden Stellen nicht erkannt werden. Gerade in dieser Zeit nämlich wäre es unbedingt erforderlich, den deutschen Export mit allen Kräften zu heben, anstatt ihn zu hemmen. Es ist die falsche Parole ausgegeben worden: „Devisen heraus!" Umgekehrt müßte es heißen, genau umgekehrt, nämlich: „Devisen herein!" Das heißt: Devisen ins Land herein durch vermehrte Ausfuhr. Welchen Erfolg hätte beispielsweise in dieser Beziehung die Leipziger Messe haben können, wenn das Ausland große Bestellungen daselbst erteilt hätte. Welche Vorteile wären dort und auf der Breslauer Messe zu erzielen gewesen, wenn man nicht das Ausland vor den Kopf gestoßen hätte durch die Bewegung am Devisenmarkt und durch die ständigen offiziösen Mitteilungen vom „notwendigen Preisabbau". Aber es war, als habe man in den leitenden Kreisen des deutschen Geldwesens an solche Möglichkeiten gar nicht gedacht, sondern nur an die sogenannten „moralischen Erfolge".

Was aber hat man tatsächlich erreicht? Durch den Rückgang der Devisenkurse hat die Reichsbank manchen schwächeren Devisenbesitzern, die ihren Besitz, da er mit einem Male unbeleihbar geworden war, nicht durchhalten konnten, ihre Devisen abgenommen, und zwar zu Kursen, die für sie selbst — das heißt für die Reichsbank — sehr vorteilhaft waren. Dadurch aber hat das deutsche Nationalvermögen nicht einen Dollar gewonnen. Es ist die gleiche Politik wie in den Tagen, da die Reichsbank aller Welt das Gold herauslockte und den „vollen Preis" dafür zu zahlen versprach. Das Gold wanderte ins Ausland, und innerhalb Deutschlands hatte es nur seinen Besitzer gewechselt. Wodurch das Nationalvermögen natürlich keinen Zuwachs erfahren hat.

Es kommt, wenn man wirklich großzügige Devisenpolitik treiben will, nicht darauf an, wie der Dollar im Inlande steht, und ob man durch eine Einengung des deutschen Geldmarkts ein paar schwach gewordenen Leuten ihre Dollars zu niedrigen Preisen abnimmt. Es kommt vielmehr darauf an, Devisen ins Land zu bekommen gegen Warenausfuhr. Dadurch nämlich wird die Valuta innerlich tatsächlich besser, das Land reicher. Wie aber steht es in dieser Be-

ziehung? Wir könnten heute noch, auch bei einem Dollarstande von 20 000, am Weltmarkt vollkommen wettbewerbsfähig sein, wenn wir die unsinnig hohe Kohlensteuer herabsetzten. Darauf hat die Industrie schon wiederholt hingewiesen; aber natürlich ohne Erfolg. Wie nicht anders zu erwarten. Die Kohlensteuer ist es, die heute unsere Exportmöglichkeiten in der furchtbarsten Weise beeinträchtigt. Die gesamte Industrie klagt darüber, sogar im Parlament gibt es einige kluge Köpfe, die für ihre Ermäßigung eintreten. Indessen besteht wenig Aussicht, daß sich die Regierung zu einem Abbau entschließen wird. Denn wenn eine Steuer einmal eingeführt worden ist — wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen und Voraussetzungen — kann man sie doch nicht ohne weiteres abschaffen oder nur ermäßigen. Ebenso dürfen die Eisenbahntarife nicht ermäßigt werden, obwohl das Beispiel der deutschen Privateisenbahnen zeigt, daß bei einigermaßen guter Verwaltung auch bei den heutigen Tarifen ansehnliche Überschüsse erzielt werden können. Und so kommt denn alles, wie es leider kommen muß. Der Industrie wird der Export erschwert, die Einfuhr nimmt zu, die Ausfuhr ab, die Handelsbilanz verschlechtert sich; aber solange der Markkurs dadurch nicht äußerlich beeinflußt wird, weil die Reichsbank über die Devisen verfügt, die sie den schwach gewordenen Herren X. und Y. abgenommen hat, kommt man sich als Sieger vor.

Ein ziemlich harmloses Vergnügen billiger Art. Aber kommt es eigentlich letzten Endes darauf an, Fassaden- und Prestigepolitik zu treiben? Oder darauf, die Valuta innerlich zu bessern? Und ist es ein durchaus zu erreichendes, so sehr erstrebenswertes Ziel, deutschen Devisenbesitzern ihre paar Dollars und Pfunde abzunehmen, anstatt daß die Devisenpolitik darauf gerichtet wäre, von Amerikanern und Engländern Dollars und Pfunde gegen deutsche Waren zu erhalten? Kurzsichtiger kann man in der Tat kaum handeln, als wenn man auf diese Weise die Mark „bessern" will. Denn eine „Besserung" besteht letzten Endes nicht darin, daß der Kurs künstlich gehalten wird, sondern daß er aus natürlichen, sachlichen Gründen steigt. Indessen, wenn man so leicht und billig „Triumphe" feiern kann...

Florian.


# Nampes Gute Stube

Kurfürstendamm 14/15 · Nürnberger Str. 14/15 · Friedrichstr. 169
Friedrichstraße 185 (am Untergrundbahnhof) · Veteranenstraße 24
Hamburg, Gänsemarkt 2

Unveränderter Betrieb wie in der Vorkriegszeit. Mit Kachelöfen behaglich durchwärmte Räume. Kein Konzert


Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. W. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57.

# Die Gegenwart

52. Jahrgang | Aprilheft | 52. Jahrgang

## Der „stärkste Staatsmann der Erde"

Von Josef Baier

Natürlich ist es Herr Poincaré — im Urteil seiner Getreuen. Das „Echo de Paris", das seinen Lesern täglich dreimal die frohe Mär von der unmittelbar bevorstehenden Kapitulation Deutschlands verkündet, ist beauftragt worden, die Entdeckung von dem ungeheuren weltpolitischen Erfolge Poincarés zu machen. Die Ruhrexpedition ist, so wird der französische Steuerzahler belehrt, das Meisterstück des Ministerpräsidenten und die Krönung seiner ruhmreichen Laufbahn. Sie habe die Sympathien der ganzen Welt der französischen Sache zugewandt und ihr Prestige auf der ganzen Erde erhöht. Schon möglich, daß diese köstlichen Worte bei den Boulevardlesern einigen Glauben finden, denen man Tag für Tag in hübsch zurechtgemachten Depeschen die Nachrichten serviert, daß das englische Volk vor Frankreichs Luftstreitkräften zittere, daß Amerikas Finanzgewaltige vor seinem Interventionsverbot stramm stehen wie Rekruten, und daß die ganze Welt der schneidigen Bestrafung und übermäßig milden Behandlung des betrügerischen Bankrotteurs Deutschland mit bewundernder Sympathie zusehe. Der gutmütige Leser merkt nicht, wie dieser „mächtige" Staatsmann und seine journalistischen Helfer ungeduldig und in der Stille nachhelfend die Fühler nach allen Seiten ausstrecken, damit sich doch irgendwie durch Verhandlungen der Ausweg aus dem Frankreich erhöhenden Ruhmeszug eröffne. Er merkt noch nicht einmal, daß der „mächtigste Staatsmann der Erde" vor ihm selber Angst hat und ihm darum so zu imponieren bemüht ist.

Also das ist's. Es naht die Zeit, in der der Finanzminister wieder einmal eine Kostenrechnung für das Ruhrgebiet vor Kammer und Senat zu präsentieren hat, die diesmal schon in die Hunderte von Millionen geht. Von verschiedenen Seiten wird schon die Absicht angekündigt, den Mann, der das System der „produktiven Pfänder" erfunden hat, einmal etwas schärfer über die „Produktivität" seiner Pfänderpolitik zu interpellieren. In einer Sprache, die Eindruck auf ihn gemacht hat, ist dem Staatsmann, der angeblich mächtiger ist als das gesamte Ausland, zu verstehen gegeben worden, daß es wenigstens in Frankreich noch mächtigere gibt als ihn. Das „Comité des Forges", dessen Mitglieder den Schaden davon zu tragen haben, daß nur wegen des Ausbleibens der Ruhrkohle 80% der Hochöfen in Lothringen stillstehen, hat ihm den Bannfluch als dem Zerstörer der französischen Industrie entgegengeschleudert. Diese Schwerindustriellen sind ja nicht Feinde des Ruhrunternehmens, im Gegenteil, sie sind seine eigentlichen Erfinder und Anstifter. Aber sie sind

Gegner des erfolglosen Ruhrunternehmens und werfen der Regierung, der von ihnen beauftragten Regierung vor, sie habe ihre Pflicht nicht getan. Als ihre Pflicht habe sie vor allen Dingen zu betrachten, daß die 400 000 Tonnen Kohlen, die an der Ruhr auf den Halden liegen, nach Frankreich geschafft werden. Sie solle zu schärferen Methoden greifen. So kam der Befehl, Herr Coste müsse weg. Aber ein anderer kann es auch nicht machen. Säbel und Bajonett können es auch nicht machen, die Kohle bleibt, wo sie ist, und mächtiger als der „mächtigste Staatsmann" bleibt der Ruhrbergmann, der nicht satt zu essen, aber Ehrgefühl und ein Herz im Leibe hat. Das Komitee der Hüttenbesitzer hat auch viele treuergebene Männer in Kammer und Senat, die sehr gern dessen Kritik auf die Bühne tragen. Wenn auch vorläufig, mitten im „Kriege", der Schein der heiligen Einigkeit gewahrt bleibt, so verspricht doch die bevorstehende Debatte nichts Gutes für den Regierungschef und eine üble Rückwirkung auf das Volk.

Es ist auch nicht so weit her, wie er tut, mit der Anerkennung seiner Machtstellung durch die anderen. Die Italiener empfinden eine so starke „Sympathie" für das großartige Ruhrunternehmen, in das sie hoffnungsvoll und gewinnsüchtig mit hineingeschliddert sind, daß sie sich bereits nicht mehr ganz sachte daraus zurückziehen, französische Bündnisangebote mit einiger Kälte haben abfallen lassen und in der Presse wieder einmal die Notwendigkeit der dicksten Freundschaft mit England als oberstes Prinzip verkünden. Aber noch mehr: Die Belgier, obwohl sie fortfahren, die Schmach des friedensbrecherischen Raubzuges mit auf ihre Schultern zu nehmen, haben doch, seit der wirtschaftliche Mißerfolg klar ist, genug davon und eine Heidenangst vor den politischen Zielen, die Frankreich damit verknüpft. Diese können nur den einen Effekt haben, den Hafen von Antwerpen seines natürlichen Hinterlandes, Deutschland, zu berauben und damit für immer zu ruinieren. An der Entwicklung, die genau seit der Brüsseler Konferenz eingesetzt hat, kann man, so sorgfältig es verschleiert wurde, recht gut merken, daß dort die Parole der Liquidation der verfehlten Kampagne ausgegeben worden ist. Wie ein begossener Pudel ist in Wirklichkeit Herr Poincaré von der Pariser Konferenz mit den Belgiern nach Hause gegangen, trotz aller für die Öffentlichkeit bestimmten Drohungen mit der Verschärfung der Ruhraktion. Und England? Empfindet es wirklich vor der Ruhrbesetzung sympathische Bewunderung und vor dem übermächtigen Staatsmann zitternde Furcht? Ach nein, Herr Poincaré zittert, daß die immer mehr zunehmende Abneigung gegen die egoistische französische Politik, die neun Zehntel des englischen Volkes erfüllt, eines Tages der „wohlwollenden Neutralität" der Regierung Bonar Laws oder aber dieser Regierung ein Ende machen könnte. Und er weiß sehr wohl, daß, wenn eine englische Regierung nur ernstlich will, sie sich der amerikanischen Mitwirkung versichern kann, und daß beide zusammen stark genug sind, daß sie sich von keinem französischen Interventionsverbot imponieren zu lassen brauchen. Er hat tatsächlich mit ausgezeichnetem Erfolge Bluffpolitik England gegenüber getrieben; aber jede Bluffpolitik wendet sich gegen ihren Urheber, wenn sie nicht rechtzeitig aufhört.

So schlecht ist das Gewissen Poincarés gegenüber seinem eigenen Volke, daß er nun schon, um doch irgendeinen Erfolg heimzubringen, nach Ablenkungen und Umwegen sucht, die die Befriedigung der aufgestachelten imperialistischen Begehrlichkeiten sichern könnten. Nicht ohne Grund wird plötzlich die Aufmerksamkeit vom Ruhrgebiet auf das Rheinland hingelenkt und die ganze Frage des deutsch-französischen Verhältnisses auf ein Gebiet geschoben, das mit der Reparationsfrage, die Vorwand für den Ruhreinbruch war, gar nichts zu tun hat. Plötzlich bindet Frankreich die Maske der Besorgnis um seine Sicherheit vor, hoffend, die anderen aus Besorgnis vor künftigen Friedensstörungen auf seine Seite zu bringen. Aber diese Politik des „stärksten Staatsmannes" ist vollends eine Politik der Schwäche und des Rückzuges, was in Wirklichkeit keinem der Staatsmänner, die sich von Anfang an über den Sinn der Ruhraktion klar waren, verborgen bleiben kann. Deutschland hat gar keine Veranlassung, Herrn Poincaré auch noch eine goldene Brücke zu bauen. Bangt er um die Sicherheit des waffenstarrenden Frankreich, so bangt das entwaffnete Deutschland noch viel mehr um seine eigene; nur eine gegenseitige und internationale Sicherheitsgarantie kann für uns in Frage kommen. Daneben aber muß die gerechte Regelung der Reparationszahlung verwirklicht werden als eine Frage für sich. Und dafür werden wir, ohne Wanken und Weichen, im Ruhrgebiet weiterkämpfen, bis das Ziel erreicht ist.

# Vom Krieg zum Frieden

Von Egon Heiden

Es ist jetzt drei Monate her, daß die Franzosen mit Infanterie, Artillerie und Train, mit Flugzeugen und Eisenbahntruppen ins Ruhrgebiet einbrachen, und seit die Deutschen einen waffenlosen und gewaltlosen Widerstand gegen die Eindringlinge begannen, der sich über alle Erwartungen, jedenfalls über alle Erwartungen der Franzosen hinaus bewährt und als wirksam erwiesen hat. In beiden Ländern mehren sich in der jüngsten Zeit die Stimmen, die auf eine Abkürzung des Kampfes, auf eine „Liquidation" der Feindseligkeiten drängen. In Frankreich hat die Gruppe, die die Beendigung des Ruhrkrieges zu beschleunigen sucht, über den Kopf des Ministerpräsidenten Poincaré hinweg Fühlung mit den maßgebenden Kreisen und Kräften der englischen Politik genommen. Sie hat versucht, den schroffen Jusquauboutismus des gegenwärtigen Kabinettchefs durch ein elastischeres und scheinbar weniger anspruchsvolles Programm zu ersetzen, um so die von Poincaré auf der Pariser Konferenz zerstörte Einheitsfront wiederherzustellen und durch den Druck des gemeinsamen Willens aller Ententemächte Deutschland zum Eingehen auf die eingeschränkten eigenen Forderungen zu zwingen. Die Initiative dieser Gruppe, die sich Herrn Loucheur zum Wortführer wählte, ist in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen. Hinter ihr steht ohne Zweifel die französische Schwerindustrie und der mit den

Häuptern dieser Industrie eng liierte Präsident der Republik, Herr Millerand. Obwohl die „Gemäßigten" von der nationalistischen Rechten wegen ihrer angeblichen „Verzichtpolitik" aufs heftigste befehdet werden, vertreten sie Forderungen, die von unserem Standpunkt gesehen, Forderungen eines „Siegfriedens" sind.

Der Vorstoß Loucheurs hat auch in Deutschland das Verhandlungsproblem von neuem zur Debatte gestellt, und das Hauptorgan der Sozialdemokratie, der Berliner „Vorwärts", verlangt, daß die deutsche Regierung eine Aussprache anbiete und öffentlich in bestimmter und eindeutiger Form die wesentlichen Verhandlungsgrundlagen und Verhandlungsbedingungen bekanntgebe. Die Situation habe sich nachgerade so gestaltet, daß Deutschland verhandeln könne, ohne zu kapitulieren. Es sei möglich, daß sie sich noch weiter bessere. Es bestehe aber auch die Gefahr, daß bei allzulangem Zuwarten der günstigste psychologische Moment verpaßt werde. Diese Äußerungen des „Vorwärts" geben vermutlich die offiziellen Ansichten der Sozialdemokratischen Partei wieder. Aus dem Kreise der bürgerlichen Mittelparteien liegen solche zugespitzten Kundgebungen zur Verhandlungsfrage bisher nicht vor. Aber ein im Auslande stark beachteter Artikel, den der Abgeordnete Dr. Stresemann vor kurzem in der „Vossischen Zeitung" veröffentlichte, zeigt, daß auch die Deutsche Volkspartei, die Partei der deutschen Großindustrie, die von Herrn Loucheur, dem Sprecher der französischen Großindustriellen, eingeleitete Diskussion nicht ohne weiteres abbrechen lassen will. Herr Dr. Stresemann hat sich in jenem Artikel bemüht, Punkt für Punkt auf die Forderungen des Gegners einzugehen, und bei jeder dieser Forderungen die Möglichkeit einer Einigung zu prüfen.

Das Resultat dieser ohne Pathos und Voreingenommenheit und mit dem vollen Bewußtsein der schwierigen Lage, in der wir uns befinden, und der Opfer, die wir bringen müssen, durchgeführten Untersuchung war allerdings nicht sehr ermutigend. Die Basis für eine mögliche — auch noch keineswegs sichere — Einigung ließ sich nur in der Frage der Reparationssumme finden. Herr Loucheur hatte für Frankreich einen Mindestbetrag von 26 Milliarden Goldmark für die Kosten des Wiederaufbaus gefordert. Weitere 24 Milliarden sollten nicht unmittelbar dem französischen Reparationsanspruche dienen, sondern dem Ausgleich der interalliierten Schulden und der Befriedigung der übrigen Reparationsgläubiger. Wurden also die interalliierten Schulden gestrichen, verzichteten die übrigen Reparationsgläubiger auf ihre Forderungen, so konnte die Gesamtsumme der Reparation von 50 auf 26 Milliarden Goldmark herabgesetzt werden. An diese Konstruktion knüpfte nun Dr. Stresemann — wahrscheinlich durchaus im Einklange mit den taktischen Absichten Loucheurs — an. Er stellt fest, daß Frankreich nur 26 Milliarden Goldmark verlangt, während der Reichskanzler Cuno in seinen an die Pariser Konferenz gerichteten Vorschlägen bereits 30 Milliarden geboten habe. Wenn es also gelingt, die Streichung der interalliierten Schulden und die Herabsetzung der nichtfranzösischen Reparationsforderungen auf ein paar Milliarden Goldmark durchzusetzen, so lasse sich ein Einverständnis über die Reparationssumme zwischen Frankreich und Deutschland erzielen.

In allen übrigen Fragen ist vorderhand die Kluft zwischen den Ansprüchen, die auch das Loucheursche Frankreich stellt, und den Zugeständnissen, die Deutschland im alleräußersten Falle bewilligen könnte, so groß, daß eine Diskussion fast aussichtslos erscheint. Dies gilt insbesondere von den Forderungen der französischen „Sicherungspolitik", die auch in der Loucheurschen Formulierung auf die Errichtung einer französischen Einflußsphäre am Rhein hinauslaufen. Aber gerade weil hier Voraussetzungen einer Einigung zunächst noch nicht zu entdecken sind, sollte man auf die Möglichkeit das allergrößte Gewicht legen, zunächst in der Reparationsfrage eine Brücke zu schlagen. Dabei muß man, wie es der Abgeordnete Dr. Stresemann getan hat, mit Loucheur von den französischen Mindestenforderungen für den Wiederaufbau ausgehen. Es war kein sehr glücklicher politischer Gedanke der deutschen Regierung, auf den Hughesschen Vorschlag der Festsetzung der Reparationssumme durch ein internationales Gremium von Finanzleuten zurückzugreifen. Diese Anregung wird in Frankreich, wo man stets fürchtet, von den Angelsachsen übervorteilt zu werden, eher als eine Kriegslist, denn als ein brauchbares Zugeständnis Deutschland aufgefaßt, und sie bietet taktisch sehr wenig Erfolgsaussicht.

# Die Rettung des Hypothekenbesitzes

Von Dr. Hugo Nansen

Der deutsche Währungszerfall hat das innere Kräfteverhältnis der verschiedenen wirtschaftlichen Schichten in Deutschland in vieler Hinsicht verändert. Die wirtschaftlich Stärkeren sind geschwächt und umgekehrt, die wirtschaftlich Schwachen den andern überlegen geworden. Man kann heute gewiß nicht mehr die Arbeiter ganz allgemein als die wirtschaftlich Schwachen und Schutzbedürftigen bezeichnen. Dafür heischen andere Stände, wie die Kleinrentner und die Geistesarbeiter, staatliche Unterstützung. So hat sich auch das Verhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner verändert. In normalen Zeiten haben Staat und Gesetzgebung sich mit Recht die Aufgabe gestellt, den Schuldner gegen Ausbeutung seiner wirtschaftlichen Schwäche durch den Gläubiger zu schützen. Heute ruft der Gläubiger nach Hilfe gegen das schlimmste Übel unserer Zeit, die Geldentwertung. Wer früher ein Kapital von 100 000 Mark in einer ersten mündelsicheren Hypothek anlegte, durfte ruhig schlafen, denn er war zur Not gegen alle Wechselfälle des Lebens gesichert. Der Rentner konnte einem ruhigen, gegen Not geschützten Lebensabend entgegensehen, die wohltätige Stiftung, die ihre Gelder in sicheren Hypotheken angelegt hatte, konnte unbesorgt um den Verlust ihrer Einnahmen ihre Aufgaben erfüllen, und der Vater, der seinen unmündigen Kindern Hypothekenverschreibungen hinterließ, wußte deren nächste Zukunft geschützt. Das alles ist ganz anders geworden. Der deutsche Hypothekenbesitz hat seinen inneren, realen Wert durch Währungszusammenbruch fast vollkommen eingebüßt. Zahlenmäßig allerdings ist eine

Hypothek von 100 000 Mark noch immer 100 000 Mark wert, und die Zinsen davon haben ebenfalls ihren nominalen Betrag bewahrt. Aber die Kaufkraft von Kapital und Zinsen ist um das Mehrtausendfache vermindert worden. Man kann ruhig sagen, sie ist fast restlos verloren gegangen. Was das für das deutsche Volk bedeutet, davon kann man sich schwer einen Begriff machen. Um die Bedeutung des Hypothekenbesitzes für das deutsche Volksvermögen zahlenmäßig zu illustrieren, sei erwähnt, daß im Jahre 1916 allein die deutschen Hypothekenbanken 750 Millionen Goldmark auf landwirtschaftliche und 107 Milliarden Goldmark auf städtische Grundstücke in Hypotheken angelegt hatten. Hierzu kommt dann die ungeheuer viel größere Anzahl privater Hypotheken. All dieses Volksvermögen ist durch den Währungszerfall fast ganz vernichtet worden.

Die Ursache dieser Riesenverluste für unsere Volkswirtschaft haben wir in der rechtlichen Gleichsetzung der Goldmark mit der Papiermark zu erblicken. Der Sparer oder Rentner, der früher 1000 Goldmark ausgeliehen hatte, kann heute durch 1000 Papiermark befriedigt werden, wenn seine Hypothek rückzahlbar geworden ist, denn — so sagen unsere weisen Juristen — Mark ist gleich Mark. Und das, obwohl die Kaufkraft der Papiermark heute im innern Verkehr nur noch ein Fünftausendstel so groß ist, wie die der Friedensmark, die er ausgeliehen hat. Es gilt das natürlich für alle Schuldverhältnisse, die in der Vorkriegszeit eingegangen sind und jetzt getilgt werden. Aber bei dem Hypothekenbesitz ist es besonders schmerzlich und ungerecht, weil dieser als außergewöhnlich stark gesichert gegen alle Verluste galt, wofür ja eine sehr geringe Verzinsung als Äquivalent in Kauf genommen wurde. Der Hypothekengläubiger wollte lieber gut schlafen, als gut essen. Aber er sieht sich in der vermeintlichen unbedingten Sicherung seines Besitzes jetzt aufs grausamste enttäuscht. Sozial ungerecht ist dieser Zustand auch deswegen, weil ja das Besitztum, das als Unterpfand für die hypothekarisch eingetragene Forderung dienen sollte, seinen Papiermarkwert wohl in allen Fällen vervielfacht hat. Es gilt das ganz zweifellos für die landwirtschaftlichen Grundstücke, aber heute gewiß auch für die städtischen. Der Hausbesitzer ist allerdings in bezug auf die Verzinsung seines im Hause investierten Kapitals durch die Wohnungszwangswirtschaft schwer beeinträchtigt worden. Aber das Kapital selbst ist ihm als Sachwert geblieben und hat seinen Papiermarkpreis gleich den andern Sachwerten vervielfacht. Auch der Ertrag muß sich bei einem Abbau der Zwangswirtschaft schließlich einmal wieder dem realen Werte des Grundstücks anpassen. Der Hypothekengläubiger aber kann mit den entwerteten Papiermarkbeträgen für immer abgefunden werden. Er hat an der papiermäßigen Wertsteigerung des Grundstückes keinerlei Anteil. Dieser fällt vielmehr restlos dem Besitzer zu, mag ihm auch früher wegen Überschuldung eigentlich nicht ein Ziegelstein auf dem Dache oder nicht eine Erdscholle gehört haben.

Niemand wird bestreiten können, daß ein solcher Zustand im höchsten Grade ungerecht und daher auf die Dauer unhaltbar ist. Solange man noch mit einer Rückentwicklung der Markentwertung rechnen konnte, mußte man den Verlauf der Dinge abwarten. Nachdem heute der Markverfall einen so ungeheuerlichen Grad erreicht

hat, daß niemand hoffen kann, die Mark werde auch nur annähernd ihre frühere Kaufkraft wieder gewinnen, ist die heutige Rechtslage auf dem Gebiete des Hypothekenwesens als unhaltbar und für die Geschädigten als unerträglich anzusehen. Abhilfe zu schaffen, ist freilich nicht leicht. Eine Rückzahlung der Hypotheken in Goldmark wird natürlich niemals möglich sein, obwohl die Kapitalien ja meistens in einer der Goldmark gleichwertigen Währung gegeben worden sind. Aber schon die Tatsache, daß die Beleihungen zu sehr verschiedenen Zeiten und in sehr verschiedenen Realwerten erfolgt sind, und daß ferner ein großer Teil der Hypotheken bereits in Papiermark zurückgezahlt worden ist, macht eine so radikale Lösung unmöglich. Wohl aber könnte an eine gesetzlich vorgeschriebene Rückzahlung mit dem Mehrfachen des Papiermarkbetrages gedacht werden, etwa im gleichen Verhältnis, wie das beliehene Objekt inzwischen an Wert zugenommen hat. Eine solche gesetzliche Regelung könnte allerdings erst erfolgen, wenn die Stabilisierung der Mark auf irgendeiner Wertstufe endgültig durchgeführt ist. Um den Weg zu einer solchen Maßnahme offenzuhalten, hat man vorgeschlagen, zunächst eine mehrjährige Sperrfrist durch das Gesetz vorzuschreiben, während der die Rückzahlung von Hypotheken in Papiermark nicht ohne die Zustimmung des Gläubigers erfolgen darf. Auch dann wäre dieser noch benachteiligt, denn er wird angesichts der weiter fortschreitenden Geldentwertung und seiner ungünstigen wirtschaftlichen Lage vielfach nicht imstande sein, sein Geld zu den bisherigen Bedingungen dem Schuldner weiter zu überlassen. Aber es sind dann wenigstens Möglichkeiten zu einer billigen Einigung, zu einem gerechten Ausgleich vorhanden. Bisher schon haben Schuldner, die durch die Entwicklung der Dinge die wirtschaftlich Stärkeren geworden sind, ihre Schuld dadurch abgetragen, daß sie dem Gläubiger den mehrfachen Betrag der Papiermarkschuld gezahlt haben. Das würde bei Einführung der Sperrfrist in noch weit größerem Umfange der Fall sein. Auf diese Weise könnten die so schwer geschädigten Hypothekengläubiger wenigstens einen Teil ihres Besitzes noch retten.

Leider hat der Rechtsausschuß des Reichstags den Antrag, die Rückzahlung der vor dem 1. Januar 1922 eingetragenen Hypotheken für die Dauer von fünf Jahren von der Zustimmung des Gläubigers abhängig zu machen, mit großer Mehrheit abgelehnt. Maßgebend für diese Entscheidung war neben formalrechtlichen Bedenken des Reichsjustizministers — die Juristen wollen von der Fiktion, daß Mark gleich Mark sei, nun einmal nicht lassen! — die Befürchtung, daß dann auch die inneren und äußeren Gläubiger des Reichs, der Länder und der Gemeinden ähnliche Ansprüche stellen könnten. Aber dieser Gesichtspunkt darf für die Verwerfung der Sperrfrist nicht ausschlaggebend sein. Wenn dem Staat und den anderen öffentlichen Körperschaften das Recht erhalten bleiben soll, sich seiner in Goldmark eingegangenen Schulden in Papiermark entledigen zu dürfen, so besteht deswegen noch keine Veranlassung, dasselbe Recht dem privaten Hypothekenschuldner zuzubilligen, der heute seinem Gläubiger vielfach an Zahlungsfähigkeit und Wohlstand weit überlegen ist. Der Reichstag wird daher guttun, die Frage der Einführung einer Sperrfrist für die Rückzahlung privater, grundbuchlich eingetragener Hypo-

theken, durch die die rechtliche Stellung des Gläubigers gegenüber dem Schuldner ein wenig gestärkt wird, noch einmal eingehend zu prüfen. Diese Nachprüfung sollte aber nicht ausschließlich nach formalrechtlichen Erwägungen, sondern nach praktischen und ethischen Gesichtspunkten erfolgen. Nicht der Reichsjustizminister, sondern der Reichswirtschaftsminister und auch der Reichsarbeitsminister als Verteidiger der Rechte der notleidenden Kleinrentner, der zahlreichen wohltätigen Stiftungen, die ihr Kapital in mündelsicheren Hypotheken angelegt haben, und der vielen unmündigen Kinder, deren Erbe durch die Entwertung des Hypothekenbesitzes ebenfalls bedroht ist, sollten zu dieser Frage gehört werden.

# Neue Exportpolitik

Von Erwin Steinitzer

Durch die Stützung der Mark, der ein Abbau der Produktionskosten zunächst nicht folgte und auch gar nicht folgen konnte, ist der deutsche Export in eine Krise geraten, die für den Zeitpunkt der „Stabilisierung" seit langem vorausgesehen und befürchtet wurde und die, äußerlich betrachtet, den „Deflations"- und „Sanierungskrisen" in anderen Ländern durchaus ähnelt. Der nicht unwesentliche innere Unterschied besteht leider darin, daß Deflation, Stabilisierung und „Sanierung" bei uns noch nicht auf die Dauer gesichert sind, daß wir die Lasten und Opfer dieser Krise tragen müssen, ohne fürs erste Gewähr dafür zu besitzen, daß wir mit diesen Schwierigkeiten und Verlusten wirklich den Beginn der Gesundung erkaufen.

Die exportpolitisch entscheidende Wirkung der Herabdrückung des Dollarkurses auf 20 000 bis 21 000 Mark war das Verschwinden der Valutaprämie. Die Valutaprämie, die Differenz zwischen den niedrigeren Produktionskosten und Preisen des Inlands und den höheren des Weltmarkts hat in der Nachkriegszeit stets bestanden, wenn auch ihr Ausmaß beträchtlichen Schwankungen unterworfen war. Sie konnte zur Erzielung von Übergewinnen und zur Preisunterbietung im Auslande ausgenutzt werden, und die Möglichkeit der Unterbietung, die sie gewährte, war unter den äußerst schwierigen Exportverhältnissen der ersten Jahre nach dem Friedensschluß von größter praktischer Wichtigkeit. Nur mit Hilfe verlockender Preiszugeständnisse konnten die enormen psychologischen und materiellen Hindernisse wenigstens bis zu einem gewissen Grade überwunden werden, die sich der Ausfuhr des besiegten und verfemten Deutschland fast überall in der Welt entgegenstellten. Ohne die Valutaprämie wäre es unmöglich gewesen, den deutschen Außenhandel so schnell in dem Umfange wiederaufzubauen, in dem dies tatsächlich geschehen ist. Wir haben dabei dem Auslande, dem wir für seine Erzeugnisse Weltmarktpreise bezahlen mußten, die deutschen Waren im allgemeinen etwas zu billig, bisweilen viel zu billig überlassen. Aber wir haben wenigstens auf den Märkten der Welt wieder Fuß gefaßt und gründlich zerstörte Verbindungen in verhältnismäßig kurzer Frist wiederhergestellt.

Diese besonderen Verhältnisse des deutschen Exports forderten eine Exportregulierung und Exportkontrolle. Im Interesse der Gesamtwirtschaft, im Interesse der Handels- und Zahlungsbilanz mußte dafür gesorgt werden, daß die auf die Valutaprämie gestützte Unterbietung gewisse Grenzen nicht überschritt, daß sie nicht in eine wilde Verschleuderung der deutschen Warenvorräte und des deutschen Produktionsertrages ausartete. Der einzelne Exporteur konnte, privatwirtschaftlich betrachtet, ein vortreffliches Geschäft machen, wenn er deutsche Produkte zum halben oder zu weniger als dem halben Weltmarktpreis ins Ausland verkaufte; aber die Gesamtwirtschaft wurde aufs äußerste geschädigt, wenn sie den ausländischen Käufern die Hälfte oder mehr als die Hälfte des tatsächlichen Werts der deutschen Ausfuhr einfach schenkte. Aus dieser grundlegenden Erwägung sind auch Wirtschaftspolitiker, die jeder sozialistischen Regelung der Produktion und des Verkehrs durchaus abgeneigt sind, für die Außenhandelskontrolle und ihre Aufrechterhaltung eingetreten. Die Mängel dieser in der Praxis von Anfang an schematisierten und bureaukratisierten Einrichtung sind ohne Zweifel sehr groß. Die unsachliche und zum Teil willkürliche Handhabung des Prüfungs- und Bewilligungsverfahrens hat sicher eine recht erhebliche Anzahl von Exportabschlüssen vereitelt, gegen die auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt nicht das geringste einzuwenden gewesen wäre. Einseitige Interesseneinflüsse haben die Wirksamkeit und den Nutzen des Apparats ebenso beeinträchtigt wie Korruptionserscheinungen, die keiner der wirtschaftsbureaukratischen Organisationen der Nachkriegszeit ganz fremd geblieben sind. Trotz alledem: Solange die Valutaprämie und damit die Verschleuderungsgefahr sehr groß war, konnte man auf die Kontrolle grundsätzlich kaum verzichten.

Jetzt ist die Valutaprämie verschwunden; von einer Verschleuderungsgefahr ist fürs erste nicht mehr die Rede, und man könnte die Außenhandelskontrolle ruhig ganz aufheben, wenn man die Gewißheit hätte, daß man sie nicht vielleicht nach einiger Zeit doch wieder von neuem aufbauen muß. Da diese Gewißheit vorläufig fehlt, wird man sich wohl damit begnügen, den Apparat zu verkleinern und zu vereinfachen und bis zu einem gewissen Grade außer Funktion zu setzen, seine Tätigkeit so zu begrenzen und so „elastisch" zu gestalten, daß dem Außenhandel für alle gewöhnlichen Fälle eine so gut wie vollständige geschäftliche Dispositions- und Bewegungsfreiheit zurückgegeben wird. Der Preiskontrolle im bisherigen Sinne ist bis auf weiteres im großen und ganzen die Basis entzogen. Schon ist freilich eine neue, exportpolitisch sehr wichtige „Preisfrage" im Außenhandel aufgetaucht. Etliche exportierende Firmen wollen jetzt — in vollem Gegensatz zu der bisher geübten Praxis, aber im Anschluß an unerfreuliche Methoden der Vorkriegszeit — ins Ausland zu niedrigeren Preisen verkaufen als im Inland. Vorübergehend mag das zur Erhaltung bestehender Verbindungen und zur Sicherung einer gewissen Mindestmenge des Absatzes und der Produktion volkswirtschaftlich und wirtschaftspolitisch zulässig sein. Methode darf es unter keinen Umständen wieder werden. Denn abgesehen von der ungerechtfertigten und aufreizenden Besteuerung des heimischen Konsums würde ein solches Verfahren in der Welt

draußen die Abneigung gegen den deutschen Handel und die „Praktiken" des deutschen Kaufmanns von neuem beleben und uns ohne Zweifel auch sehr ernsten handelspolitischen Repressalien aussetzen. Mit irgendeiner Art von „Dumping" werden wir unseren Platz an der Sonne nicht zurückerobern und behaupten. Wir müssen wieder technisch, organisatorisch und kaufmännisch zu so rationellen Arbeitsmethoden und zu solcher Arbeitsintensität gelangen, daß wir auch bei „reellen" Preisen im Auslande unter allen Umständen konkurrenzfähig sind.

# Kunstausstellungen

Von E. F. W. Behl

„Stille nach dem Sturm" — ist kennzeichnend für zwei Frühjahrsausstellungen, die es jetzt in Berlin zu sehen gibt. Man empfindet es wohltuend, daß nicht ein neuer und mit neuen Überraschungen aufwartender „Ismus" der Saison das schauende Auge zu tyrannisieren versucht. Man spürt vielmehr allenthalben etwas wie ein Anhalten, ein Sichbesinnen, ein Erkennen, daß Eigenart nur aus der Persönlichkeit, nicht aus der Richtung sich zu bilden und nur im unbekümmerten persönlichen Schaffen sich zu behaupten vermag. Das Recht der Jugend, sich absurd zu gebärden, war ja allmählich zum Hang geworden, der einer Massensuggestion nicht unähnlich war. Es pflegten sich Gruppen und Grüppchen zu einer bestimmten, programmatisch aufgeputzten Absurdgebärde zusammenzufinden. Diese Modegrippe scheint einstweilen einmal überwunden. In der Berliner Sezession begegnet man einer Reihe in sich und gegeneinander abgeschlossener Persönlichkeiten. Und man vermißt, selbst bei den Jüngeren und Jüngsten hier, den quälenden Krampf. Das ist der erfreuliche Haupteindruck, der auch darüber hinweghilft, daß sich unter das Bemerkenswerte viel Durchschnittliches und Belangloses mischt.

Der Lebendigsten einer ist — seiner Natur gemäß — immer noch Lovis Corinth, der Präsident und Senior der Sezession. Neben wahrhaft klassischen Arbeiten, wie einem Chrysantemenstück (das von der währenden Fruchtbarkeit seiner schöpferischen Anschauung zeugt) und der impressionistischen Meisterlandschaft vom Walchensee, zeigt er in einer Kreuzigung, daß er noch heute ein machtvoll Ringender ist — auch wo ihm die letzte Kraft schon versagen will. Sein Kruzifixus ist ein Bild von dämonischer Gräßlichkeit, vom namenlosen Grauen des Martertodes erfüllt: Der gipsige Ton des Körpers Christi, der wilde schwarze Bart, die starren Augen in ihrer Düsternis — — und über all das Blutfarbe verschwenderisch hingeklext. Man steht in geängstigter Unruhe vor diesem Bild, bis man die Gruppe links hinter dem Kreuz erkannt hat, wo ein Jünger die wankende Mutter Maria in seinen Armen auffängt. Eine tief und beruhigend strahlende Farbenkomposition, das Rot und Blau ihrer Mäntel, bannt den Blick und mildert den ganzen Eindruck abstoßender Häßlichkeit, ohne ihn freilich völlig aufzuheben. Seltsam: dieser Corinth ist vielleicht

die am meisten problematische und zum Meinungsstreit aufreizende Leistung der ganzen Ausstellung. Wie ruhig und, man könnte sagen, abgeklärt wirken daneben die im selben Raume hängenden Bilder von Willy Jaeckel!... Werke eines bewundernswerten Könners, von dessen Selbstsicherheit schließlich doch ein kalter Hauch ausgeht. Wie unbedingt ist die Raumerfüllung beispielshalber in dem stärksten der Jaeckelstücke: „Liebespaar"! Es ist geradezu ein Meisterwerk der Raumkunst: wie die Linien der beiden einander verschlungenen Menschen in der Landschaft aufgehen... wie die Biegung der rötlichen Bucht in den Körpern natürlich sich fortsetzt. Jaeckels Monumentalität des Ausdrucks ist durchaus echt; das beweist dieses Bild. Und doch verleitet sie ihn zuweilen zu einer plakathaften Flächigkeit, wie etwa in der danebenhängenden Berglandschaft. Seine Farbbehandlung wirkt allmählich monoton; das jaeckelbräunliche Wangenrot eines Frauenbildnisses zeugt von einer Virtuosität, die im Erstarren ist. Seine charakteristische Farbe hat auch ein anderer, sehr begabter Maler: Gustav Hilbert. Sie scheint von seinem ausgezeichneten Bild „Sandkuhle" auch auf das im Ausdruck und in der Linienführung sehr sichere Selbstbildnis und auf das Porträt einer „Kokotte" übergegangen zu sein: ein hellgetöntes Lehmgelb.

Bezeichnend ist es, daß der „neue Mann", den die Ausstellung mit einigen durchaus gleichartigen Werken vorführt, Alexander Bertelsson, ganz fernab vom Tagesstreit der letzten Jahre seine Eigenart ausgebildet hat. Er stellt mäßig bewegte, farbig leuchtende Figuren von kaum nüancierten Umrissen in dunkelgrüne Landschaft. Die Linienführung erscheint noch recht uncharakteristisch; es kommt ihm vornehmlich auf eine gewisse rhythmische Gruppierung an. Sein eigentlicher Ausdruck ist die satte Farbe. Als Vorbild meldet sich dem Beschauer unwillkürlich Marée. Die Freude über dieses junge, starke Talent wird einigermaßen dadurch beeinträchtigt, daß seine Bilder einander allzusehr gleichen. Der Weg darüber hinaus ist noch gar nicht erkennbar.

Wilhelm Kohlhoff und Max Krauskopf, vor wenigen Jahren noch die Sensation der Ausstellungen am Kurfürstendamm, wirken heute schon ganz heimisch und moderiert. Von Krauskopf findet sich ein sehr schönes, zart anmutendes „Interieur" mit Bett und Blumen und ein etwas wirrbuntes Stilleben. Kohlhoff erinnert mit einem Frauenakt und der „Frau mit Katze" beinahe an Corinth. Sehr eindrucksam ist von ihm eine Vorfrühlingslandschaft, auf der die noch leeren Baumkronen wie vom Sonnenlicht zerfasert wirken. Heckendorf zeigt zwei Landschaften von hohem Reiz durch die satte Farbengebung: einen blauen Teich an gebogener Dorfstraße, alles in Licht getaucht, und eine Stadt am Wasser, tropisch leuchtend; Europa, sozusagen afrikanisch geschaut. Auch ein äußerst lebendiges Stillleben, eine harmonisch abgetönte Blumenvielfalt, ist bemerkenswert. Hans Gerson verleugnet in seinem besten Stück: „Weiter Blick" über Felder und Acker, nicht den Ursprung seiner Kunst aus dem längst klassisch gewordenen Impressionismus, dem er sich in seinen frühen flandrischen Landschaften ganz ergeben zeigte. Er hat aber auch starke Anregungen der jüngsten Entwicklung in sich aufgenommen. Eines seiner beliebtesten Motive, die malerische alte Stadt Wasserburg

am Inn, sehen wir auch diesmal; dazu ein reizvolles Idyll: eine krumme Würzburger Gasse bei Nacht. Der Stamm der Sezession, König, Spiro, Linde-Walther, Oppler, Finetti und die andern, ist sich selber treugeblieben. Er zeigt ein stetiges, gediegenes, dabei vielleicht allzu wenig ringendes Schaffen. (Corinth ist, wie gesagt, unter ihnen allen der Lebendigste, der Jüngste!) Lesser Ury hat wieder einen Zeitungsleser am Cafehausfenster beigesteuert — — ein klassisches kleines Stück.... Man kennt es seit langem.

Sehr beachtenswert ist ein Frauenporträt von Büttner, in leuchtendem Blau mit matter Spiegelung des Umrisses; ferner Claus Richters Selbstbildnis mit Palette, im Hintergrunde die dicht zusammengedrängten Häuser einer alten Stadt mit geröteten Giebeln: zwei überraschende Leistungen vorwiegend graphischer Meister.

Wie richtungfern und programmgelöst diese Ausstellung sich gibt, beweist die Wahrnehmung, daß sie Bilder von Erich M. Simon bringt, wie in guter alter Zeit, ganze Anekdoten erzählt, und ein Detaillist von minutiöser Sorgfalt ist. Auf seinem großen Bild (das dennoch ein „Bildchen" bleibt!): „Fremde von Distinktion landeten in unserer Stadt", kann man wieder die Häuserinschriften einzeln entziffern und die Knöpfe auf den Uniformen zählen. Eine nette, sicher sympathische Spielerei, die doch bei längerem Anschauen ermüdet und — langweilt.

Einen außerordentlichen Eindruck hat man von dem russischen Maler Boris Grigoriw, dessen Porträts durch ihren suggestiven Gesamtausdruck faszinieren, obwohl sie beim ersten flüchtigen Anschauen wie Zusammensetzbilder wirken.

Plastiken von Bedeutung zeigt Joseph Thorak. Er hat Eigenform und Wucht. Sein „Torso" und eine kleinere Porträtbüste sind für ihn wohl viel charakteristischer als das große Trauer-Denkmal für Torgau, dessen Monumentalität im kleinen Raume nicht recht erprobt werden kann.... Entzückende kleine, für Holzschnitzerei erdachte Plastiken sind — der Not der Zeit entsprechend leider nur in Gipsgüssen zu sehen. Sie stammen von Otto Hilzberger. Besonders anmutend ist eine archaistisch geschaute „Krippe" und eine an Barlachscher Form gebildete „Mutter mit Kind".

Die andere Ausstellung dieses Berliner Frühjahrs, die in den Räumen des Euphorion-Verlages eröffnet worden ist, macht mit zwei jungen Künstlern bekannt, von denen der Graphiker Georg Ehrlich eine noch um ihren persönlichen Ausdruck ringende Begabung ist. Er zeigt sehr sorgfältige und technisch sichere Arbeiten, die nicht nur im Sujet, sondern auch in der Auffassung stark den Einfluß von Käte Kollwitz und Barlach dokumentieren. Der andere Künstler, dessen Bilder hier zum ersten Male vereinigt sind, ist Erik Richter, der als Graphiker und ebenso phantasie- wie humorvoller Märchenillustrator bereits einen Namen hat. Er ist ein ganz Eigener, den mit Modeströmungen der Zeit nichts verbindet. Die Wurzeln seiner künstlerischen Anschauung reichen in die deutsche Romantik zurück. Die Volksmärchen der Grimmschen Sammlung hat er aus einer inneren Zugehörigkeit heraus wundersam ins Leben gezaubert. Nun offenbart er sich auch als ein Maler von bedeutenden Vorzügen. Die Bilder kleineren Formats glücken ihm besonders, etwa eine Land-

schaft mit zwei Bauersleuten und einem Schaf, alles von einem Spätnachmittagsgoldglanz überhaucht, oder Schachspieler zwischen Dämmerung und Lichterschein in einem Gewölbe. Sein natürlicher Ausdruck ist das Idyll. Ein ebenso schlichtes wie echtes Empfinden drückt sich in seiner „Flucht nach Ägypten" mit einem richtigen Märcheneselein aus. Eines der reizvollsten Bilder ist das einer altertümlichen Kutsche, die hoch über einen Grashügel in die Nacht hineinfährt. Es wirkt wie ein Sinnbild jener Reise in die Romantik, auf der dieser Maler sich immerwährend befindet.....

# Das verschleierte Bild zu Sais

Ein Mysterium

Von Konrad Störmer

„Mich hat niemand entschleiert." Der junge Priester Kami Osra-Muri las die Inschrift. Zum wievielten Male? Er wußte es nicht. Selbst wenn er seine Diensttage im Tempel zählte, konnte er die Zahl nicht errechnen. Hatte er pflichtgemäß am Heiligtum zu tun, so las er die Inschrift, häufiger noch, wenn er sich freiwillig in dessen Nähe aufhielt. Und die grübelnden Gedanken über des Rätsels Lösung verfolgten ihn bis in seine Träume. „Mich hat niemand entschleiert." Der alte Priester Hale Mara-Jebu hatte ihm unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit erzählt, der geheimnisvolle Schleier berge die Mumie einer schönen Jungfrau, Zara Nao-Rena, die sich unvermählt auf den Weg der Reinigung begeben, um dereinst ihre geläuterte Seele wieder mit ihrem jungfräulichen Leibe zu vereinigen. So war das Heiligtum zu Sais ein Sinnbild reiner Jungfräulichkeit. Der großen Masse der Laien war diese Bedeutung allmählich entschwunden. Sie hatte unter schweigender Duldung der Priesterkaste das Mysterium in das Sinnbild der den Sterblichen ewig verschleierten Wahrheit umgedeutet.

Kami saß vor dem Heiligtum. Wie so oft bohrte sich sein glühendes Auge in das dichte Gewebe des Schleiers. Umsonst: Die Strahlen prallten an dem vielschichtigen Maschenwerk ab wie der Pfeil am ehernen Panzer. Von wildem Verlangen erfaßt, fuhr er plötzlich in die Höhe, und seine bebende Hand griff nach der lichtfeindlichen Hülle. Doch erschreckt sank er in sich zurück und barg beschämt das Antlitz in den Händen. Als er den Blick wieder aufhob, glitt ein glückstrahlendes Leuchten über sein Antlitz: Auf dem Schleier zeichneten sich deutlich die Umrisse einer jugendlichen Frauengestalt ab. In andachtsvoller Verzückung richtete er den Blick zur Decke des Tempels empor. Doch siehe: auch dort erschien das Bild, und es schwebte fortan beständig vor seinem inneren Auge.

Kami hatte in der Nacht Tempelwache. Statt sein Lager aufzusuchen, saß er vor dem matterleuchteten Heiligtum. Die lautlose Stille wurde nur von Zeit zu Zeit durch das heisere Bellen des Wüstenschakals unterbrochen. Der Nachtwind strich durch die offenen Fensterbogen und versetzte den Schleier in zitternde Bewegung. Ein

heißer Tag war zur Rüste gegangen. Eine bleierne Müdigkeit schlug Kamis erschlafften Körper in lähmende Fesseln. Er kämpfte dagegen an und zwang die fallenden Lider, den matten Lichtstrahlen den Weg zwischen Auge und Heiligtum offenzuhalten. Trotz der aufgewandten Mühe erschienen ihm alle Gegenstände immer matter und verschwommener. Die Umrisse der Gestalt der rätselhaften Jungfrau flossen zu dunklen Flächen zusammen. Der Nachtwind sang flüsternd sein Wiegenlied. Da ereignete sich das von Kami so heiß ersehnte Wunder: das Bild der Jungfrau belebte sich. Hinter dem langen Wimpernschleier strahlt das dunkle Auge, sinnend, fragend. Kami streckte die zitternde Hand nach dem Schleier aus. „Kami!" Der Ruf klang warnend, traurig und klagend. Schamerglüht schlug Kami den Blick zu Boden. „Verzeih, Hohe!" „Kami, auch du? O, wie sie mich abstoßen, die Männer, die mit roher Hand der Frau den Schleier entreißen, um sie zu zwingen, ihre behüteten Geheimnisse preiszugeben. Wie kann die keusche Frau einem solchen Manne angehören? Und wie verachte ich sie erst, die Frauen, die vor den Männern ihre Schleier schamlos lüften! Mein Ohm, der Weltfahrer, erzählte von Ländern, wo die Frauen unverschleiert gehen. Die Kleider, die sie tragen, dienen mehr zur Enthüllung als zur Behütung ihrer Geheimnisse. Sie stellen ihre Reize offen zur Schau wie bei uns die Feinbäcker ihre süßen Kuchen. Nicht nur in der Kleidung, erzählte mein Ohm, entschleiern sich jene Frauen, auch in Gang und Haltung, auch in Blicken, Worten und Werken entweihen sie die Geheimnisse ihres Geschlechts. Ohne zu erröten, reden sie über alle Dinge, unverhüllt wie die Männer. So werden sie diesen bald zum Überdruß, und sie trennen sich von ihnen um der Reize einer andern willen. Denn jede Frau, die sie entschleiert haben, gilt ihnen nicht mehr als die leere Schale eines Straußeneies. Wie ich ihn liebte, den jungen Amana Raffi. Doch als sein sengender Blick mich umtastete wie der heiße Glutwind das Wüstenpflänzchen, als das ungezügelte Feuer mir alle Schleier und Hüllen zu entreißen trachtete, da floh ich ihn wie die Wüstengazelle den Löwen. Und wie Amana Raffi, so waren sie alle, die kamen und um mich warben." Kami hob das gesenkte Haupt. Der Blick der dunklen Augen streichelte sein Antlitz wie eine weiche Kinderhand. Plötzlich durchbebte ein Wonneschauer seinen Körper. Er fühlte sich an der Schulter leicht berührt. Seine Augen öffneten sich weit und staunend. Der lichte Tag ergoß seine Strahlengarben in das Heiligtum. Vor ihm stand Hale Mara-Jebu. „Verzeih'", sagte er vieldeutig lächelnd, „daß ich deinen Traum störe. Die Gläubigen warten in der Halle auf den Priester Kami Osra-Muri. Kami warf einen verstohlenen Blick auf das Heiligtum. Es verriet nichts von den geheimnisvollen Geschehnissen der Nacht. Er verrichtete den Dienst pünktlich wie immer. Jede folgende Nacht fand ihn vor dem verschleierten Bilde. Jeden Morgen trat er mit strahlendem Antlitz vor die Gläubigen. So trieb er es Tag um Tag, Nacht um Nacht, Jahr um Jahr. Sein Haar bleichte. Eines Morgens fand man ihn tot vor dem Heiligtum. Der Tempel zu Sais hatte einen neuen Heiligen erhalten.

# RANDBEMERKUNGEN

## Die Bierabende des Reichspräsidenten

Das Bier ist bekanntlich eine teuflische Erfindung der Deutschen. So haben es wenigstens die amerikanischen Abstinenten ihrer andächtigen Hörerschar gepredigt, als der Krieg zwischen den Völkern tobte und es galt, das deutsche Volk zur Hölle abzuschieben. Das amerikanische Prohibitionsgesetz verdankt nicht zum geringsten dem hysterischen Gekläff alkoholfeindlicher Fanatiker seine Entstehung. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein Deutscher, Herr Studienrat Paarmann, in dieselbe Kerbe haut, um uns das Bier zu verekeln und die Trockenlegung Deutschlands vorzubereiten. Angriffspunkt ist — man staune! — der Reichspräsident! Wenn wir gut unterrichtet sind, ist Herr Ebert kein Feind eines guten Tropfens, was schon aus dem Umstande hervorgeht, daß er die parlamentarischen Bierabende nach dem Vorbilde Bismarcks wieder aufgenommen hat. Das ist nach abstinenzlerischer Moral schon ein schwerer Verstoß gegen die guten Sitten. Aber noch schlimmer ist es, daß Herr Ebert auch Bierabende besucht, die ihm zu Ehren von einer Körperschaft veranstaltet werden. Ersieht man doch daraus, daß böse Beispiele gute Sitten verderben! Herr Paarmann ist darüber vollkommen aus dem Häuschen geraten und er richtet in einem Flugblatt an den Reichspräsidenten das dringende Ersuchen, von solchem sündhaften Tun Abstand zu nehmen. „Sie, Herr Reichspräsident, haben doch meine Denkschrift über die Bedeutung der Alkoholfrage an den Herrn Kultusminister Dr. Bölitz und den Aufruf an die Minister und Parlamentarier gelesen. Müssen Sie sich unter dem Eindruck der darin angeführten Tatsachen nicht selbst sagen, daß jedes Glas Bier, jedes Glas Wein, jedes Glas Likör oder Schnaps eine Versündigung an Frauen und Kindern, ein Verrat am Vaterlande ist, und daß ein Bierabend unverantwortlich und deshalb heutzutage unmöglich ist." Weiter klärt Herr Paarmann den Reichspräsidenten darüber auf, daß er, wenn er ein wahrhafter Führer unseres Volkes sein wolle, sich jede Feier mit Biergenuß verbitten müsse. Denn „einen großen Teil der denkenden Bevölkerung wird ein solches Vorhaben mit Staunen und Entrüstung erfüllen." Woher schöpft Herr Paarmann seine Weisheit, daß die denkende Bevölkerung die Forderung weltfremder Abstinenzfanatiker vertritt? Glaubt er durch abgestandene Schlagworte Eindruck auf die höchsten Regierungsstellen machen zu können? Bedauerlicherweise ist der Reichspräsident nicht auf die Vorstellungen des Herrn Paarmann eingegangen, ja, er hat allen wohlwollenden Mahnungen zum Trotz schon wieder einen Bierabend veranstaltet! Nach der Auffassung der Abstinenzfanatiker hätte er damit dem „Verrat am Vaterlande" unverantwortlicherweise Vorschub geleistet! Das an die Adresse des Reichspräsidenten gerichtete Flugblatt reiht sich den vielen Traktaten der Alkoholgegner als

ein bemerkenswertes Dokument der geistigen Epidemie, die von Amerika ihren Anfang genommen hat, würdig an. Wenn die Herren Abstinenten mit keinen anderen Argumenten für ihre Sache aufzuwarten wissen, dürften sie wohl sehr bald ihre anmaßende Rolle als Volksbeglücker ausgespielt haben.

## Wohnungsschieber

Wer sich in Berlin auf die Wohnungssuche begibt, kann, sofern er sich der von den Wohnungsämtern vorgeschriebenen Prozedur unterwirft, mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß sein Wunsch in etwa einem Jahrzehnt erfüllt wird. Es gibt indessen auch Ausnahmen. Man braucht nicht einmal in Berlin ansässig zu sein, um in den Besitz einer Wohnung zu gelangen, wenn man sich nicht an die zuständige Behörde, sondern an einen beruflichen Wohnungsschieber wendet. Allerdings muß man schon eine phantastische Summe flüssig machen können, um die Forderungen dieser Herrschaften zu befriedigen. Das Geschäft wickelt sich gewöhnlich folgendermaßen ab. Der Wohnungssuchende, der nicht selten den Gefilden Galiziens, Polens oder der Tschechoslowakei entstammt, wird zunächst in einem meistens außerhalb der Berliner Weichbildgrenze gelegenen Ort untergebracht und ordnungsmäßig polizeilich gemeldet. Ist das geschehen, tritt der Schieber mit einem Wohnungsinhaber, der seine Wohnung nach einem idyllischen Provinznest, vielleicht nach Krempen oder Kyritz a. d. Knatter, verlegen, in Wirklichkeit seine Wohnung aber nur vorteilhaft an den Mann bringen möchte, in Verbindung. Sind die Kontrahenten sich über den Preis einig geworden, kann der „Tausch" vor sich gehen. Der Zugereiste aus Galizien, polizeilich gemeldet in Kyritz an der Knatter, bezieht nunmehr die in aller Form Rechtens auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Tauschs erlangte Wohnung, während der bisherige Wohnungsinhaber irgendwohin verduftet. Das ist erst ein Weg von den vielen, die wenn auch in Schlangenwindungen, so doch sicher ans Ziel führen. Es hat lange gedauert, ehe die zuständigen Behörden etwas von dem geschäftigen Treiben der Wohnungsschieber gemerkt haben. Nun ist endlich die Erleuchtung über sie gekommen und sie haben sich flugs daran gemacht, eine Art „Detektiv-Abteilung" gegen Wohnungsschieber einzurichten. Ob's was nützen wird, ist zweifelhaft, man müßte denn gerade einen routinierten Wohnungsschieber als Dezernenten in diese Abteilung einsetzen. Ohnehin ist der Wohnungsmisere nicht wesentlich abzuhelfen. Über 200 000 Familien sind bei den Berliner Wohnungsämtern als Reflektanten vornotiert! Ein geradezu hoffnungsloser Fall, wenn man bedenkt, daß die Baukosten nahezu den 5000fachen Preis der Vorkriegszeit erreicht haben. Was nutzt es, wenn die dreißigfache Grundmiete als Bauabgabe erhoben wird! Mit derartigen Palliativmittelchen ist dem Wohnungsproblem nicht beizukommen, sintemal der Verwaltungsapparat diese als besonders lästig empfundene Steuer bis auf einen geringen Prozentsatz vertilgt. Mag das Baugewerbe unter diesen Verhältnissen zugrunde gehen, das Wohnungsschiebergewerbe wird daran erst recht blühen und gedeihen.

## Die ertraglose Kapitalertragsteuer

Es ist bisher in der Öffentlichkeit verhältnismäßig wenig beachtet worden, daß auf Grund des kürzlich zum Reichstage angenommenen Gesetzes über die Berücksichtigung der Geldentwertung die Erhebung der Kapitalertragsteuer für die nach dem 30. März 1923 fällig werdenden Kapitalerträge bis auf weiteres eingestellt wird. Man wird immerhin an der Tatsache nicht achtlos vorübergehen dürfen, daß hier in der Zeit größter Finanznot des Reiches eine große, mehrere Milliarden einbringende Steuer ohne weiteres fallen gelassen wird. Und noch seltsamer ist es, daß die Anregung zu dieser Maßnahme von der Reichsregierung selbst ausgegangen ist. Der Regierungsvertreter in der Reichstagskommission hat Ausführungen gemacht, aus denen der Schluß gezogen werden mußte, daß die weitere Erhebung der Kapitalertragsteuer in dem bisherigen Umfange dem Fiskus keinen nennenswerten Ertrag abwerfen werde. Die Steuer ist also suspendiert worden, weil ihr Ertrag, obwohl er noch immer nach Papiermarkmilliarden zählte, in keinem angemessenen Verhältnis zu den Kosten der Erhebung und besonders der gesetzlich vorgesehenen Rückerstattungen und Anrechnungen steht.

Wenn auch die Reichsregierung sich insofern einen Rückweg offen gelassen hat, als der Reichsfinanzminister das Recht erhalten hat, Zeitpunkt und Umfang einer etwaigen Wiedererhebung der Kapitalertragsteuer nach den Bestimmungen des jetzt suspendierten Gesetzes zu bestimmen, so darf dennoch angenommen werden, daß der Aufschub der Erhebung dieser Steuer auch ihre dauernde Aufhebung bedeuten wird. Damit ist ein wichtiger Eckstein aus dem Erzbergerschen Steuersystem gefallen. Gerade die Kapitalertragsteuer ist bei ihrer Einführung im Jahre 1920 mit besonders optimistischen Erwartungen begrüßt worden. Man war damals in Deutschland noch ganz in der sozialdemokratischen Anschauung befangen, daß die Wegsteuerung des Kapitalertrages und besonders des Rentnerertrages ein volkswirtschaftlich überaus nützliches Beginnen sei. Als Erzberger im Juli 1919 auf einer Professorenkonferenz in Weimar seine Finanzreformpläne entwickelte, bezeichnete er die Kapitalertragsteuer als den Schlußstein des neuen Steuergebäudes, das er errichten wollte, und rühmte an ihr besonders die Möglichkeit der Erhebung von der Quelle und die Billigkeit der Einziehung. Er sprach sogar davon, Steuersätze von 25 bis 30% zu erheben und den kleinen Kapitalisten durch ein höchst verzwicktes und sicher sehr kostspieliges System von Rückvergütungen durch Steuerbonds die Last erträglicher zu machen. Hierauf hat er dann selbst verzichtet, und es wurde nur eine gleichmäßige zehnprozentige Besteuerung aller Kapitalerträge an der Quelle eingeführt.

Wie ganz anders hat sich die Wirkung dieser Steuer gestaltet, als ihre Väter geglaubt haben! Man wollte den für steuerkräftig gehaltenen Kapitalrentner treffen und belegte gerade denjenigen Stand mit einer Sondersteuer, der ohnehin durch die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland völlig ruiniert wurde. Die Kapitalertragsteuer war und ist eine ausgesprochene Rentnersteuer. Sie besteuerte den bereits einmal als

Einkommen versteuerten Rentnerertrag noch ein zweites Mal. Daß diese Doppelbesteuerung mit voller Absicht und aus doktrinärer Kapitalfeindschaft geschah, bewies schon die Bestimmung des Kapitalertragsteuergesetzes, daß die Steuer durch den Kapitalisten getragen werden müsse und daß alle Vereinbarungen, durch die etwa der Zinsschuldner die Steuer übernehme, nichtig seien. Man sah eben in dem Rentner damals noch den Ausbeuter, vor dem der wirtschaftlich schwächere Zinsschuldner unbedingt geschützt werden sollte. Aber nicht lange nach der Einführung der Kapitalertragsteuer setzte jene rapide Geldentwertung in Deutschland ein, durch die der Rentnerstand seines Besitzes beraubt, der Kapitalschuldner in ungeheurer Weise begünstigt wurde, indem man ihm erlaubte, die in Goldwährung aufgenommenen Schulden in entwerteter Papiermarkwährung zu verzinsen und zurückzuzahlen. Die unvermeidliche Folge dieses verhängnisvollen Fehlers war die Verelendung des deutschen Rentnerstandes, der z. B. in Frankreich eine wichtige Stütze der Volkswirtschaft wie der Staatsfinanzen darstellt. Man mußte daher sehr bald den Kleinrentnern zu Hilfe kommen und wenigstens sie von der Doppelbesteuerung ihres entwerteten Einkommens entlasten. In das Einkommensteuergesetz wurde die Bestimmung eingeführt, daß die Kapitalertragsteuer von den Rentnern mit geringem Einkommen unter gewissen Voraussetzungen auf die Einkommensteuer angerechnet oder auch zurückerstattet werden soll. Mit der fortschreitenden Geldentwertung mußten die Grenzen für diese Anrechnungen und Erstattungen immer weiter nach oben gezogen werden, je mehr die Rentner ihr Einkommen und ihr Vermögen einbüßten und zu Bettlern wurden. Man gewährte auch gemeinnützigen und mildtätigen Stiftungen ähnliche Vorteile durch Erstattung der Steuer. Aber diese Anrechnungen und Rückerstattungen verursachten den Steuerbehörden ungeheure Verwaltungsarbeit und unverhältnismäßig hohe Kosten, die einen erheblichen Teil des ganzen Steuereinkommens auffraßen und zuletzt die ganze Kapitalertragsteuer, die eine tragende Säule der Reichsfinanzen sein sollte, zum Einsturz brachten.

Doch auch abgesehen von dieser Kostspieligkeit der Einziehung der an der Quelle erhobenen Kapitalertragsteuer, deren Hauptvorzug bekanntlich die Billigkeit der Erhebung sein sollte, hat die Kapitalertragsteuer die in sie gesetzten Erwartungen in finanzieller Hinsicht aufs bitterste enttäuscht. Hierüber wird man sich nach dem oben Gesagten nicht wundern dürfen. Da Kapital und Zinsen des Rentenbesitzes durch den Währungszerfall entwertet wurden, mußte das gleiche Schicksal natürlich auch die Erträge des Reichs aus der Kapitalertragsteuer treffen. Diese Erträge sind seit Einführung der Steuer trotz der inzwischen vollzogenen ungeheuren Geldentwertung fast stabil geblieben. Bei der Vorberatung der Kapitalertragsteuer schätzte man das Einkommen aus ihr mit 1,3 Milliarden Mark jährlich, was damals noch ein außerordentlich hoher Geldbetrag war. Das Rechnungsergebnis der Kapitalertragsteuer betrug im Jahre 1921 rund 1,5 Milliarden Mark. Im Voranschlag des Reichshaushalts für 1922 ist sie mit zwei Milliarden Papiermark, für 1923 mit 2,3 Milliarden Papiermark ein-

gesetzt. Tatsächlich hat sie in der Zeit vom 1. April 1922 bis Ende Februar 1923 trotz der kolossalen Markentwertung nur rund 2,2 Milliarden Papiermark eingebracht. Verglichen mit der Einkommensteuer trug sie 1921 noch 5% von dieser ein, in dem aber erwähnten Zeitabschnitt 1922/23 aber kaum noch mehr als ein halbes Prozent. Das ergibt ein ziemlich klares Bild des völligen Zerfalls des deutschen Kapitaleinkommens. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß dieses Bild deshalb viel zu günstig ist, weil in diesen Steuererträgen ein wesentlicher Teil auf die Dividenden von Industrieaktien entfällt. Die Dividenden haben sich aber, obwohl sie ebenfalls in keinem angemessenen Verhältnis zu dem Geldwert des eingezahlten Kapitals stehen, doch bis zu einem gewissen Grade der Geldentwertung angepaßt. Für die Erträge von Staatspapieren, Hypotheken und anderen festverzinslichen Werten gilt das nicht. Der Vertreter des Reichsfinanzministeriums hat im Reichstagsausschuß ausdrücklich festgestellt, daß auf Hypotheken- und Forderungszinsen nur ein geringer Bruchteil des Gesamtertrages der Kapitalertragsteuer fällt, während die Dividenden den Löwenanteil ergeben. Man ersieht hieraus mit erschreckender Deutlichkeit, wie überaus traurig die Dinge heute für den deutschen Kapitalrentnerstand liegen, dem von der Sozialdemokratie noch immer Ausbeutung der Arbeit vorgeworfen wird, während in Wahrheit der Kapitalrentner heute in allerschlimmster Weise ausgebeutet wird. Wenn das Reich jetzt die Kapitalertragsteuer fallen läßt, weil ihre Erträge nicht mehr im lohnenden Verhältnis zu den Kosten stehen, die dem Reich durch die Einziehung und die vorgeschriebenen Erstattungen und Aufrechnungen erwachsen, so wird durch diesen Beschluß auch die Rechtsbenachteiligung und Hilfsbedürftigkeit des deutschen Rentnertums aufs deutlichste illustriert.

## Leibniz als Geschichtsphilosoph

Frankreich strebt heute wieder den politischen Zielen zu, die ihm Ludwig XIV. vorgezeichnet hat und die auf nichts Geringeres als auf die politische und wirtschaftliche Beherrschung, auf die kulturelle Durchdringung Deutschlands hinauslaufen. Vierzig Millionen Franzosen wollen sechzig Millionen Deutsche sich dienstbar machen, indem sie die politische Einheit Deutschlands zerstören und über die einzelnen Teile sich zu Herren aufwerfen. Der Imperialismus der französischen Republik hat heute das gleiche Ziel wie einst der Sonnenkönig, gegen dessen Macht- und Eroberungswillen einst Gottfried Wilhelm Leibniz das deutsche Volk zum geistigen Kampfe und zum Selbständigkeitswillen aufzurufen sich bemühte. Auch damals konnte das deutsche Volk nur einen geistigen Abwehrkampf führen. Die ähnliche Lage Deutschlands macht die Schriften des Geschichtsphilosophen Leibniz für uns wieder aktuell. Der Vortrag von Dr. Max Ettlinger über Leibniz als Geschichtsphilosophen (Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München) zeigt uns das durchaus zeitgemäße Vorbild eines Vorkämpfers deutschen Geisteslebens, der in den Zeiten tiefster Erniedrigung des Vaterlandes die Hoffnung auf eine bessere Zeit nicht sinken läßt und bei dem wir uns heute angesichts der trüben Gegenwart

Rat holen und den Glauben an Deutschlands ewige Zukunft reichen lassen können, der uns heute so bitter not tut. Deutschland muß nach Leibnizens historisch begründeter Überzeugung zum Kristallisationspunkt für die große entwicklungsnotwendige Versöhnung der europäischen Völkerfamilie werden, denn „Teutschland ist die Mitte von Europa." — „Teutschland ist vordem allen seinen Nachbarn ein Schrecken geworden . . ., jetzt ist es der Ball, den diejenigen einander zuwerfen, so um die Monarchie, das ist um die Vorherrschaft in Europa gespielt." Könnte dieser Satz nicht auch in der Gegenwart geschrieben sein, so genau paßt er auf die heutige Lage! Wie eine ewige Mahnung klingen uns noch heute die Worte des Philosophen, die er anläßlich des Verlustes des Elsaß schrieb: „Es läßt sich nicht sagen, wie sehr auch die Nachricht, daß Straßburg für immer verloren sein soll, angegriffen hat. Aber uns Deutschen geschieht es recht, da wir mitten in den schlimmsten Fährnissen Zeit übrig haben zu den erbärmlichsten Streitereien und nie im rechten Augenblick zur Tat uns aufraffen." Die Geschichte ist noch immer die beste Lehrmeisterin der Politik. Darum verdient das kleine Buch über Leibnizens, des deutschbewußten Philosophen politische Ziele heute recht zahlreiche Leser.

## Ein neues Grabbebuch

Es ist gerade in unserer zerrissenen, von den tiefsten Widersprüchen erfüllten Zeit eine dankenswerte Aufgabe, den Spuren eines der gewaltigsten Dichter deutscher Zunge, Christian Dietrich Grabbes, nachzuforschen. Grabbe ist, wie Paul Friedrich in der Einleitung des von ihm und Fritz Ebers herausgegebenen „Grabbe-Buches" (Detmold 1923. Meyersche Hofbuchhandlung) treffend sagt, kein sogenannter Klassiker, den museale Kühle umweht, sondern ein Lebendiger. Nicht in der Ausgeglichenheit, in der akademischen Vollendung liegt der Reiz eines Kunstwerks, sondern in der Kraft der Darstellung und in der Mächtigkeit des Wollens. Grabbe hat oft daneben gehauen, das ist uns tausendmal von berufsmäßigen Kommentatoren gesagt worden, aber was tut's, der Dichter des Gothland, der Herrmannsschlacht oder des Napoleon rüttelt uns bis in die verborgensten Tiefen auf. Ein „Unzeitgemäß-Zeitgemäßer", einer der in keine Zeit paßt, dessen Lebensfaden sich heute genau so abspielen würde, wie vor hundert Jahren, ganz unprogrammatisch, von den Literaturpäbsten kühl bei Seite geschoben, von der Masse nicht verstanden. Ja, verstand denn Grabbe sich überhaupt selbst? Schwebte ihm ein festumrissenes Ziel vor Augen? Nein, er war ein Schöpfer, ein Gestalter, dem es nicht auf den Stoff ankam, ein Feuerkopf, der sich Zeit seines Lebens mit der eigenen ungebändigten Natur herumschlagen mußte. Die sichtbaren Zeichen seines rastlosen Ringens mit sich und der ihm stets feindlichen Umwelt sind seine Dramen. Wie erratische Blöcke, von Titanenfaust ins Flachland geschleudert, werden sie die Jahrhunderte überdauern und jede Generation vor neue Rätsel stellen. Grabbe ist selber ein erratischer Block, einer der großen Einsamen der Weltliteratur. „Grabbe ist das Profil eines verirrten Deutschen", charakterisiert ihn Paul Friedrich höchst zutreffend.

„Das Grabbe-Buch" ist ein schätzenswerter Beitrag zur Grabbe-Literatur in Einzeldarstellungen aus der Feder anerkannter Dichter und Kritiker. Besonders beachtenswert sind die „Historischen und kritischen Bausteine", in denen namentlich auf die Beziehungen und die Berührungspunkte des Dichters zu zeitgenössischen und späteren Autoren, wie Schopenhauer und Nietzsche, Immermann und Hebbel, hingewiesen ist. Auch die Allerneuesten, die Expressionisten nach Art der Sternheim und Georg Kaiser, haben eine Spur von seinem Geiste erfahren. Ohne Schule zu machen, reicht sein Einfluß weit über seine Zeit hinaus. Grabbe ist ein Lebendiger geblieben, während viele, die nach ihm kamen, schon zu Lebzeiten ins Grab sanken. Daß er weiter wirkt und das deutsche Dichten und Denken in ungeahnter Weise befruchtet, davon legt das „Grabbe-Buch" selbst ein beredtes Zeugnis ab. Joh. Gaulke.

## Melusine

Die mittelalterliche Sage von dem geheimnisvollen, halb nixenhaften Frauenwesen Melusine, die aus ihrer Ehe mit Graf Raimund immer wieder auf Stunden in ihr Wasserelement sich zurückziehen muß, bis ihr Gatte seine Zusage bricht, ihre Heimlichkeit belauscht und damit sein Eheglück zerschlägt, — dieses Märchen birgt unter schillerndem Fabelgewand einen symbolhaften tief menschlichen Kern, den Ilse von Stach in ihrem Schauspiel Melusine (Verlag Josef Küsel und Friedrich Pustet, Kempten) für uns Moderne gedeutet hat: Melusine als die Frau mit der außergewöhnlichen geistigen — in diesem Fall einer hellseherisch mystischen, religiösen — Begabung (wie sie etwa auch Annette von Droste besaß). Aus den Konflikten dieses Sonderelements und seiner gewaltsamen inneren Forderungen, mit den äußeren Forderungen des Alltags, der sozialen Stellung der Ehe, der Mutterschaft; — aus diesen Konflikten und deren Tragik des Ausgangs formen sich die ergreifenden dramatischen Geschehnisse des Schauspiels. Durch ihren neuzeitlich realistischen Rahmen aller dem Motiv anhaftenden Romantik ferngerückt, ist diese kühne, erlebniswarme Dichtung in der Problemstellung gleichermaßen neuschöpferisch und im besten Sinne modern, wie in der Form, die sich aus zwanglos naturalistischem Dialog immer wieder aufschwingt zu rhythmisch gehobener Diktion und selbst bis zu dithyrambischen Versen. Dabei ist diese Melusine nicht aus einer zufälligen, vereinzelten Idee erwachsen. Rückblickend auf „Griseldis" als die typische, rein frauenhafte Frau, die Frau im Zwange eines geistigen Elements, weiterhin aber zum Abschluß der Trilogie, steht der Dichterin schon jetzt in klar konzipiertem Umriß vor Augen, das Schicksal der Frau mit dem ganz besonderen Auftrag, Johanna d'Arc.

# BÖRSENSPIEGEL

## Oberschlesien

An der allgemeinen großen Demokratisierung der Welt ist nicht mehr zu zweifeln. Das zeigt sich auch in Oberschlesien. Ganz besonders im Falle Kattowitzer Bergbau. Bei der Kattowitzer Bergbau-Gesellschaft, deren größte Aktionäre ehemals die Grafen Tiele-Winckler waren, ist es jetzt Herr Bosel aus Wien, der vor wenigen Jahren noch hinter dem Ladentisch stand und Wäsche verkaufte, und der Tiele-Wincklersche Besitz ist allmählich auf Herrn Bosel übergegangen. Das heißt, die Dinge liegen nicht etwa so, daß die gräflichen Großaktionäre verarmt wären und ihren Besitz an den jungen Mann aus Wien hätten verkaufen müssen. Im Gegenteil geht es der Familie Tiele-Winckler immer noch ganz gut; sie hat nur im Zusammenhang mit der Polonisierung von Oberschlesien und insbesondere von Kattowitz ihren Besitz daselbst abgestoßen und hat sich an anderen Werten beteiligt, vor allem in der Kaliindustrie, namentlich an den Deutschen Kaliwerken. Auch hat Herr Bosel die Aktien der Kattowitzer Gesellschaft nicht etwa direkt von der Familie Tiele-Winckler erworben, sondern vielmehr von der Charlottenhütte, die sie vor längerer Zeit schon aus dem gräflichen Familienbesitz an sich gebracht hatte. Aber eine Demokratisierung ist es trotz alledem, wenn auf einmal Herr Bosel aus Wien Großaktionär der Kattowitzer Bergbau-Gesellschaft geworden ist.

Man redet immer soviel von deutschem Ausverkauf an die „Edelvalutarier", aber nun ist es inzwischen schon so weit mit uns gekommen, daß sogar die Herrschaften aus Wien bei uns Fuß fassen können. Das heißt, es gibt in Wien ebenfalls Edelvalutarier, die eben rechtzeitig daran dachten, sich Dollars oder Schweizer Franken zu kaufen, während die arme Krone mehr und mehr dem Verfall entgegenging. Zu diesen klugen Leuten gehörte auch Herr Bosel, und so kann er es sich heute leisten, in Deutschland Großaktionär eines so bedeutenden Unternehmens zu sein, wie es die Kattowitzer Bergbau-Gesellschaft ist. Sein Partner bei dem großen Fusionsgeschäft Kattowitz-Laurahütte aber ist sein ehemaliger Landsmann, Herr Weinmann aus Aussig. Das heißt, wie gesagt, ehemaliger Landsmann; denn inzwischen ist ja Herr Weinmann Tschechе geworden, also ganz ohne eigenes Zutun Edelvalutarier. Übrigens war er schon in den Tagen, als der kleine Herr Bosel noch sehr weit von aller Finanzherrlichkeit entfernt war, bereits einer der reichsten Männer Böhmens, und sein Kohlengeschäft war das größte seiner Art; bis zu dem Zeitpunkt wenigstens, wo Herr Petschek, sein ehemaliger Angestellter, ihn noch überflügelte. Damals ahnte Herr Weinmann jedenfalls weder, daß er einst Tschechе werden, noch daß er gemeinsam

mit Herrn Bosel den größten Montantrust in Oberschlesien gründen werde.

Aber, wie gesagt, Oberschlesien ist heute sehr stark international geworden, und die verschiedenen Nationen betätigen sich daselbst. Die Engländer haben große Posten Donnersmarckhütte-Aktien und Oberbedarf erworben. Bei den Hohenlohewerken ist der französische Einfluß ziemlich stark, ebenso bei den Schlesischen Zinkhütten französischer und belgischer. Auch italienisches Kapital hat sich neuerdings, wenn auch einstweilen noch nicht allzu erheblich, an oberschlesischen Werten interessiert. Dann also, wie gesagt, die Herren Bosel und Weinmann mit ihren sehr weitreichenden Plänen, und endlich auch bis zu einem gewissen Grade polnisches Kapital. Es war die natürlichste Folge der Teilung Oberschlesiens, daß dieses heißbegehrte Industriegebiet nicht deutsch in bezug auf das in ihm tätige Kapital bleiben würde, sobald erst eine politische Teilung vorgenommen sein würde; denn was überhaupt zu der Teilung des Gebiets geführt hat, war ja nicht etwa, wenn man die Dinge genauer betrachtet, die Tatsache, daß eine große Anzahl Polen dort lebt — das war vielmehr nur der Vorwand —, sondern, daß es sich um reiche und also begehrenswerte Bodenschätze und Anlagen dort handelte. Mit der bloßen Polnischwerdung in politischem Sinne war also niemand gedient, und die Ziele waren viel weiter gesteckt. Man sieht erst jetzt allmählich, wie das reiche oberschlesische Montangebiet dem deutschen Einfluß mehr und mehr entzogen wird, und nichts ist für diese Wandlung bezeichnender als die Tatsache, daß der seit vielen Jahrzehnten im Besitz der Grafen Tiele-Winckler befindliche Kattowitzer Besitz, der scheinbar für alle Ewigkeit bei der Familie bleiben sollte, nunmehr bereits zweimal den Besitzer gewechselt hat und sich heute in den Händen eines Ausländers befindet, der ganz gewiß bereit sein wird, ihn auch wieder an einen anderen Reflektanten, gleichviel welcher Nationalität, zu veräußern, wenn sich das Geschäft lohnt. Woraus ihm natürlich niemand einen Vorwurf machen kann. Aber vom deutschen Standpunkt ist es eine traurige Sache.

Die Dinge in Oberschlesien gehen nunmehr ihren gleichsam vorgeschriebenen Weg. Das deutsche Kapital kann auf die Dauer den dortigen Besitz nicht halten. Das heißt, es kann nicht verhindern, daß bald dieser, bald jener kapitalstarke Ausländer große Posten Aktien eines Unternehmens an sich bringt, und man muß froh sein, wenn es gelingt, den deutschen Einfluß wenigstens einigermaßen zu erhalten. Das aber geht letzten Endes noch am allerbesten, wenn es sich um große Trustgebilde handelt. Eine starke Minorität werden in solchen Riesengebilden die deutschen Interessenten immer behalten können, während sie bei einem kleineren Unternehmen viel leichter ausgekauft oder in der Generalversammlung majorisiert werden können. Von diesem Gesichtspunkt also ist ebenfalls gegen die Fusionsbewegung nichts einzuwenden, die sich übrigens auch dann ruhig

vollziehen würde, wenn man Einwände gegen sie erhöbe. Denn die verschiedenen Auslandsgruppen gehen ihren Zielen sehr klar und tatkräftig nach, und da es ihnen an den erforderlichen Mitteln nicht fehlt...

Wie sich aber in Oberschlesien die Dinge weiter entwickeln werden, das ist eine große und bedeutsame Frage. Die Zusammenschlußbewegung ist noch keineswegs zu Ende, und ist es nicht Herr Bosel oder Herr Weinmann, so ist es eben wahrscheinlich ein anderer. Man kann vom nationalen Standpunkt gewiß wehmütige Betrachtungen darüber anstellen, daß es uns in Deutschland heute derart ergeht, und daß die deutsche Einflußsphäre in Oberschlesien mehr und mehr zurückgeht. Aber das ist letzten Endes eine Folge von Ereignissen, die sich vor Jahr und Tag bereits zugetragen haben, und für uns kommt es heute, was Oberschlesien betrifft, nur darauf an, zu retten, was dort für uns noch zu retten ist. Weniger werk aber werden die oberschlesischen Papiere gewiß nicht durch diese Entwicklung nach der internationalen Seite, und aus diesem Grunde wird das Publikum jedenfalls gut tun, seinen Besitz an oberschlesischen Werten unter allen Umständen zu behalten und sie bis zu einem gewissen Grade als „Valutapapiere" zu betrachten.

Florian.

Nampes Gute Stube

Kurfürstendamm 14/15 · Nürnberger Str. 14/15 · Friedrichstr. 169
Friedrichstraße 185 (am Untergrundbahnhof) · Veteranenstraße 24
Hamburg, Gänsemarkt 2

Unveränderter Betrieb wie in der Vorkriegszeit. Mit Kachelöfen behaglich durchwärmte Räume. Kein Konzert

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57.

# Die Gegenwart

52. Jahrgang | Maiheft | 52. Jahrgang

## Das deutsch-französische Problem

Von Franz Dülberg.

Die peinliche und anscheinend unlösbare Frage, um die es sich hier handelt, — sie, die eine der größten und zerstörendsten Gefahrenquellen des europäischen Lebens bildet, — ist im Grunde genau so alt wie die beiden Volksgemeinschaften selbst. Seitdem entschieden war, daß der Westen Europas lateinisch wurde, seitdem das Reich Karls des Großen verfiel und der germanisch gebliebene Osten den Anspruch der Nachfolge des Römischen Imperiums erbte, war die Konfliktsnähe für die beiden schärfsten und geistig reichsten Nationen Europas gegeben. Frankreich, das in Baukunst, Bildnerei und Dichtung sich — freilich unter beständigen Anleihen, die es bei den Nachbarvölkern machte — zur führenden Nation des Mittelalters emporgeschwungen hatte, Frankreich, das England seine Herrscherkaste gab, mußte, sobald es sich von dem rückwirkenden Herrschaftswillen seiner eigenen nach England entsandten Söhne befreit hatte und ein einheitlicher Staat geworden war, sich auf Kosten des östlichen Nachbarn auszubreiten und abzurunden trachten, nachdem es keinem der französischen Könige gelungen war, römisch-deutscher Kaiser zu werden. Bei all diesen Bemühungen, deren Erfolge seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts begannen, beständig oder wieder durch Rückschläge unterbrochen wurden, bedeutete es einen wesentlichen Nachteil für Frankreich, daß die Gebiete, auf deren Abtrennung sein Ehrgeiz immer wieder ausging, in der eigentlichen Prägezeit der europäischen Kultur, in der durch die drei Namen Dürer, Luther, Erasmus bezeichneten Wende vom fünfzehnten zum sechszehnten Jahrhundert unbestritten deutsch gewesen waren. So gelangen politische Angliederungen, niemals aber, wenigstens nicht bis zur französischen Revolution, Entfärbungen des nationalen Wesens. Selbst in den Zeiten Ludwigs XIV. und XV. sind Bayreuth und München, später Berlin französischer gewesen als Köln und Frankfurt.

Bedeutend größeren Erfolg hatte das französische Ausdehnungsstreben nach den Niederlanden hin. In deren südlichstem Teil, der nach Rasse und Denkungsart vorwiegend germanisch ist, haben die Franzosen, durch die Werbekraft des Gedankens der französischen Revolution unterstützt, in der Tat die Erbschaft der Spanier angetreten, während Holland, das schon im siebzehnten Jahrhundert die letzten losen Fäden löste, die es mit dem alternden Deutschen Reich verbanden, 1813 mit energischem Ruck seinen Willen kundgab, bei aller Sympathie für französischen Lebensgeschmack niemals französisch zu werden.

Im ganzen erweist die gesamte deutsche Geschichte seit 1550 eine Kette durch Frankreich erfolgender Benachteiligungen, die nur durch schmale Zeiträume eines Obenliegens des Deutschtums unterbrochen wird. Aber Frankreich, die einheitlichere, mehr auf unmittelbares Handeln gerichtete Nation, vermochte nicht, Deutschland zur Angleichung an seine Art zu zwingen. So begnügte es sich, der Meeresbrandung gleich, von dem durch seinen geheimnisvoll gärenden Reichtum ihm unheimlichen Nachbarland immer wieder kleinere oder größere Stücke abzunagen, die es dann meistens für kürzere oder längere Zeit wieder hergeben mußte. Deutschland, dessen Schicksal es wurde, zwischen Weltherrschaftsträumen und Zerschlagenheit und Erniedrigung hin- und herzuschwanken, stand als Siegernation nur in den kurzen Epochen da, wo es selbst die bessere, geschickt zusammenfassende Führung hatte und Frankreich entweder durch Ungeschick oder Zerfahrenheit seiner Staatslenker oder dadurch, daß es durch Überspannung seiner Ziele die ganze Welt gegen sich aufbrachte, in seiner Stoßkraft gelähmt war. Solche Perioden waren die Friedrichs des Großen, der seine politische Befreierrolle seltsamerweise mit einer geistigen Hörigkeit gegenüber Frankreich bezahlen mußte, die in grellem Gegensatze steht zu der keineswegs von ihm gewollten, aber durch ihn herbeigeführten höchsten bisherigen Eigenblüte deutschen Denkens und Bildens in Wort und Klang, — und die Zeit Wilhelms des Ersten, die sich geistig gegenüber dem besiegten Feinde unabhängiger verhielt, aber in eine Sterilität des Empfindungslebens hineinführte, die dann auf die Schwungkraft Deutschlands im großen Ringen des Weltkrieges lähmend einwirkte.

Eine der wichtigsten Komplizierungen und Erschwerungen des ganzen Fragenbündels ist hier bereits angedeutet. Trotz der Deutschland gegenüber Frankreich aufgezwungenen Abwehrstellung — der Ausdruck ist berechtigt, da eine verantwortliche und dauernde deutsche Mehrheit kernfranzösisches Land niemals begehrt hat —, einer Abwehrstellung, die den Ausdruck „Erbfeind" geschaffen hat, ist Deutschland in geistigen und Kulturdingen Frankreich so tief verpflichtet, wie kaum einer fremden Nation. Im fünfzehnten und seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts etwa anderthalb Jahrhunderte lang das überlegene, das gebende Volk, steht Deutschland in fast allen andern Epochen gegenüber Frankreich als der vorwiegend Empfangende da. Von der gothischen Kirchenskulptur und der Ritterepik bis zu der Romankunst Flauberts und der Malerei Manets zieht sich die Anregungskette. Und wenn es Lessing gelang, Corneille leise lächerlich zu machen, tat er es mit Waffen, die Voltaire und Diderot geschmiedet hatten. Die deutsche Republik von 1918 holt ihr geistiges Rüstzeug bei den Girondisten, beim Directoire.

Auf der anderen Seite konnte man von einsichtsvollen Franzosen — und die gab es vor dem Weltkriege! — hören, daß Nürnberg gedrängteren Reichtum besitzt als Rouen, daß der umfassenden Formbildungskraft Dürers Frankreich nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hat, daß Victor Hugo nicht das Vollgewicht Goethes erreicht und daß die tiefen Schächte Bachs, Beethovens und Schopenhauers es wert sind, von Franzosen tastend betreten zu werden.

Es kamen in den Kampfpausen jene glücklichen goldenen Momente deutsch-französischen Geistesaustausches, die in den Werken Delacroix' und Ary Scheffers Faustbildern, Heine und Meyerbeer, Feuerbach und Leibl in Paris, dem E.-T.-A.-Hoffmann-Kult der Franzosen sich umschreiben lassen und die ihren neuzeitlichsten Ausdruck vielleicht in Franz Hessels „Pariser Romanze" finden, einem Buche, das richtig gelesen, eine Mission zu erfüllen vermag.

Durch wessen Schuld ist es gekommen, daß niemand mehr diese Versöhnungs- und Gemeinschaftsklänge hören will? Vielleicht hätte Frankreich andere Ziele gefunden, wenn Wilhelm II. statt der Watteaubilder die Zusage geschickt hätte, neben der deutschen Universität in Straßburg eine französische zu errichten. Vielleicht selbst hätte es genügt, den Strom aufzuhalten, wenn der Bismarcksche Grundsatz, Frankreich in Kolonialdingen alles, aber auch alles hingehen zu lassen, so lange es von dem heißen Hinstarren nach der Ostgrenze abließ, unverbrüchlich durchgeführt worden wäre. Vielleicht, aber gewiß nicht sicher. In beiden Nationen liegt ein Trieb, der über Sattheit und Gesundheit das Siegertum verlangt, und die Revolutionsideen von 1793 tragen etwas von dem Welteroberungsdrang des Islam in sich, einer stoßenden Kraft, die erst in Jahrhunderten sich abnutzt.

Die allzu getreue und nicht zu Ende geführte Wiederholung des Siegeszuges von 1870, die Verwundung, die nicht tödlich traf, Reims und die deutschen Rückzugsverwüstungen, sie bilden jetzt die Bilderfibel, die Frankreichs Besetzungsheer an Rhein und Ruhr getreulich nachmalt. Mit dem einen nicht unwichtigen Unterschied, daß damals immerhin Krieg war, ein von Frankreichs Generälen und Präfekten bei tausend Denkmalsenthüllungen und Fahnenweihen herbeigesehnter Krieg, und jetzt etwas gelten soll, was die Welt übereingekommen ist, Frieden zu nennen.

Es handelt sich um mehr als um das Eintreiben einer Rechnung, einer Dreingabe, die außer den ungeheuerlichen Territorialverlusten Deutschlands freilich im Versailler Vertrag verzeichnet steht, — erzwungener Eid tut Gott leid, — sagt ein alter deutscher Rechtsgrundsatz. Zum Erz soll auch alles Eisen und der Rest der Kohle unter französische Kontrolle kommen, das Rheinland, wo seit tausend Jahren im Volke niemand anders als deutsch gesprochen hat, zu einem Wechselbalg von Zwischenstaat umgeschaffen werden, von dem man — ich weiß nicht mit welcher Logik — irgendwelchen nutzbaren Widerstand bei dem unvermeidbaren Rückfluten des gestauten deutschen Blutes erwartet.

Ich fürchte, daß nach den Ereignissen der letzten Wochen es lange dauern dürfte — auch wenn Valutaschranken fallen sollten — bis Kölner Patrizierfamilien, wie sie es vor dem Kriege in rührender Unkenntnis liebten, wieder ihre Töchter in Brüsseler Pensionate schicken, um dort — flämisch-französisch, eine Sprache, die außerhalb der belgischen Grenzpfähle wenig Kurswert hat, zu lernen und bis Frankfurter Finanzkönige Paris und die Häuser ihrer meist ja auch mit deutschen Namen herumwandelnden Kollegen wieder als das angenehmste Sonntagsausflugsziel betrachten! Die Kosten für eine antifranzösische Gegenpropaganda am Rhein nimmt Frankreich uns in generösester Weise ab!

Man wird zweifeln dürfen, ob dem Führer der französischen Rheinbündler, Maurice Barrès, immerhin einem Denker und Stilisten von Rang, der für den Zauber vereinsamter westfälischer Herrensitze und des herbstlichen Weimar volles Verständnis bewiesen hat, die gegenwärtige Zuspitzung der Lage besonders gesund und zweckdienlich erscheinen wird. Droht sie uns doch mit jedem Tage mehr, in die auf die Dauer sehr bekömmliche Situation eines niedergetretenen Belgien oder Serbien hineinzubringen! Zugegeben muß freilich werden, daß, wenn man über den heillosen Hexenkessel der heutigen Tage hinausblickt, Entscheidung und Stellungnahme gerade für den weiter schauenden Franzosen alles andere als leicht werden.

In ganz anderem Grade als Deutschland nach 1871 muß Frankreich sich darüber klar sein, daß es viel zuviel genommen hat. Über Reparationszahlungen, Kohlenlieferungen, Wiederaufbauarbeiten ist bei beiderseitigem Willen immer eine Verständigung möglich. Auch am fernsten Horizonte aber ist keine Einigungsaussicht zu entdecken, wenn man die viel tiefer einschneidenden Territorialfragen betrachtet. Selbst wenn man, was Frankreich seit 1795 im Elsaß an Lebensgewohnheit und Schule gepflanzt hat, als ungefähr gleichwertig anerkennen möchte dem gewaltig deutschen Blühen der Zeiten Grünewalds, Baldungs und selbst noch Goethes, selbst wenn man auf die unsichere Hoffnung einer Rückgabe des Saargebiets Häuser bauen wollte, so bleiben doch Friedenstatsachen genug, die der Lehre vom Selbstbestimmungsrecht der Nationen zu unverkennbar ins Gesicht schlagen: die Wegnahme Danzigs, Memels, des deutschen Südtirol, Oberschlesiens, die Abschnürung Deutsch-Böhmens und Deutschösterreichs. Die Tatsache, daß diese Landesteile ja nicht an Frankreich abgetreten sind, ändert nichts daran, daß ihre Losreißung auf Betreiben Frankreichs erfolgte, das sich auf diesem Wege eine sozusagen pupillarische Sicherheit verschaffen wollte. Ich kann mir denken, daß es wohlmeinende und menschenliebende Franzosen gibt, denen vor dem Tage graust, an dem wieder gesundes Blut durch die Adern des deutschen Volkskörpers strömt.

Wenn man ins Auge faßt, was maßvolle französische Politiker nach dreißig Jahren als Äußerstes zugestehen und was Deutschland nach Ablauf dieser oder einer ähnlichen Frist als Mindestes fordern dürfte, so ergibt sich folgender Kontrast:

Für Frankreich: ein Rhein, der, zumindestens von Preußen losgelöst, beinahe gemischtsprachig geworden ist. Ein deutscher Kohlenbergbau, eine deutsche Eisen- und Stahlindustrie, die durch ein Netz sinnreicher Verträge und Interessengemeinschaften an Frankreich festgeschmiedet sind, ein Bayern, das Preußen die Wage hält, und ein Österreich, das sich in allen wesentlichen Interessen von Deutschland ab- und dem südslawischen Balkan zugeordnet hat. Sind diese Forderungen erfüllt, so wird der wohlmeinende Franzose von 1950 gegen Münchener Opernfestspiele, sächsische Textilfabriken und Darmstädter Philosophenkongresse wenig mehr einzuwenden haben.

Für das Deutschland von 1950: die völlige Gleichberechtigung deutscher Kultur und Sprache im Elsaß, ein deutsches Danzig — mit Freihafenrechten für Polen —, Sicherung des deutschen Elements in Südtirol bei gleichzeitiger Sicherung des Nordabschlusses Italiens,

ein deutsches Wien, harmonische Zusammenwirkung aller deutschstämmigen Kräfte bei gleichzeitiger schärfster Ausprägung regionalen Sondergutes, eine nur von deutschen Gesichtspunkten geleitete Industrie, die im Verein mit Hamburgs Welthandel in gerechten Fristen die vom Weltkrieg noch gebliebenen Schulden abtragen und darüber hinaus bereits mit England über den Rückkauf eines Teils der deutschen Kolonien verhandeln kann.

Die Kluft, die zwischen diesen beiden Standpunkten liegt, begründet die unleugbare und untilgbare Kriegsgefahr.

Wer heute zu bewaffneter Erhebung rät, predigt den Selbstmord und fällt der Zeit, die unter Führung des Triumvirats Poincaré, Tardieu und Léon Daudet für uns zu arbeiten beginnt, in den Arm. Wer sich auf deutscher Seite jetzt als unbedingten Pazifisten bekennt und den Zwangsfrieden von 1919 wie ein Museumsstück bewahrt wissen will, der beweist, daß er für die Ruhe und das Behagen der Welt selbst den Preis des langsamen Hinsterbens der eigenen Nation — die ohne Größe nicht leben kann — zu zahlen bereit ist. Für den Fall, daß meine Worte einem Franzosen oder überzeugten Freunde Frankreichs vor die Augen kommen sollten, möchte ich ihm dies gesagt haben: Das Bestreben, den Arm Deutschlands absterben zu machen, es unter allen Umständen an einem neuen Krieg zu verhindern, wird euch am sichersten in ein neues Völkerringen hineintreiben, von dessen Furchtbarkeit und Mitleidslosigkeit selbst die Jahre 1914 bis 1918 keine deutliche Vorstellung geben. Die begreifliche, aber nicht völlig gesunde Angst vor der im Leben der Völker nun einmal in regelmäßigen Abständen wiederkehrenden Explosion war es ja, die durch die unsinnige Überspannung aller Heeresrüstungen die Katastrophe von 1914 herbeigeführt hat; die Sucht, sich unter allen Umständen zu sichern, hat sich bereits an eurem jetzt besiegten Gegner, den sie zu dem verhängnisvollen Einmarsch in Belgien trieb, aufs bitterste gerächt. Da fordert Selbstentäußerung von euch, die jahrelange Zerstörung eurer Nordprovinzen in einer Jahrhundertperspektive zu sehen und mit eigenen Verwüstungstaten zu vergleichen, aber von eurer Einsicht, Gerechtigkeit und Mäßigung hängt es ab, ob der nach menschlichem Ermessen nicht vermeidbare nächste Krieg mehr einem ritterlichen Turnier oder, um Alleräußerstes mit dem kleinsten Wort zu sagen, einer geologischen Umwälzung gleichen wird. Nur so öffnet ihr die Tore wieder für erneuten Austausch dessen, was die vornehmsten Geister bei euch und bei uns hervorbringen. Vielleicht, daß dann nach Jahrzehnten Weisere als ich auf beiden Seiten die Lösung finden, die meiner Kenntnis der Völkerseelen und -schicksale sich noch verbirgt. Aber zeigt sich selbst das Wunder nicht, um dessen Erscheinen seit 1871 vierzig Jahre lang einsame Erlesene in beiden Lagern vergeblich flehten, so bleibt euch das stärkende Bewußtsein, daß nichts alle guten Kräfte eines Volkes so sicher vor dem Einschlafen bewahrt, als das Rechnen mit einem starken, alten, gerüsteten Gegner. Und es mag euch trösten, daß, wenn ihr nur dem Rade der Geschichte nicht in die Speichen greift, sie auch wohl in Zukunft ähnlich verlaufen wird wie in den letzten vier Jahrhunderten, das heißt, daß sie euch die längeren und uns nur die kürzeren Zeiträume des Triumphes zumessen wird.

Aber laßt ab vom Werben und Zerren um Ruhr und Rhein! Es ist möglich, daß ihr, was freier Wille nie euch geben wird, mit Gewalt abzureißen vermögt, ohne daß die andere kriegsmüde Welt euch in den Arm fällt. Doch dann wird ein Klagen und Sagen, Klingen und Singen vom deutschen Rhein anheben, gegen das alle Polenlieder und die Romanze vom tapferen König Albert der Belgier ein rasch verwehendes Säuseln gewesen sein werden. In Kirgisenhütten und Inderpalästen, auf argentinischen Marktplätzen und in den Goldfeldern Alaskas wird man es hören. Bis es dann eines Tages brausend anschwillt und für euch zum stolz und kalt höhnenden Grablied wird!

# Die Frau am Anfange des Menschengeschlechts

Von Ida Hahn

Unsere Zeit mit ihrer dräuenden Schwere bringt viele von uns dazu, den Untergang des Abendlandes vorauszusehen und gewissermaßen im voraus in dem zu schwelgen, was an Schwerem noch über uns kommen könnte. Und doch glaubt Spengler selbst nicht an solchen Untergang, und unser deutscher Altmeister der Philosophie, Wilh. Wundt, hatte recht, wenn er schon 1919 nicht das Ende, sondern im Gegenteil den Anfang einer neuen Zeit für uns voraussah. Unser Volk soll nur durch den Druck, der sich auf alle Stände legt, zu einem echten, rechten Volke zusammenwachsen; die großen gedankenlosen Massen sollen sich auflösen und die gewaltsam aufgedrängten Unterschiede der Stände hinter sich lassen und daneben auch den gewaltigen Unterschied zwischen sozial und sozialistisch richtig erkennen und auffassen lernen. Sozialistisch heißt alles über einen Kamm scheren, wobei nur zu leicht der Stärkere sich doch ein Vorrecht erringt. Sozial (besser Fürsorgetätigkeit) heißt, dem Stärkeren die Pflicht auferlegen, auch für den Schwächeren so zu sorgen, daß er sich selbst helfen kann.

Nun gehört aber zur richtigen Auffassung eines Volks vor allem auch die richtige Anschauung über die eigene Wirtschaft, und vor allem gehört doch dazu, daß man den untersten Bau der Grundlagen auch richtig erkennt. Unsere Nachbarn, die Feinde und die Neutralen (die Gleichgültigen), machen nun zwischen uns und sich den Unterschied, daß sie den Westmächten die Zivilisation, d. h. die Stadtbildung, von Civis, dem Städtebürger her, uns aber dagegen nur die Kultur zubilligen und meinen, in letzterer geradezu eine Art von Herabsetzung sehen zu können. Kultur aber heißt „Cultura agri", d. h. die bäuerliche Tätigkeit des Ackermannes. Darin aber liegt wohl gerade die Kraft des deutschen Volkes, mit der es sich immer wieder durchringt, auch wenn es, wie von 1634 bis 1814, also in hundertundachtzig Jahren, den Erbfeind zum Plündern achtundachtzig Jahre im Lande hatte, also eigentlich in jedem zweiten Jahre einmal. Sobald wir nur ein wenig auf uns selbst angewiesen waren, ja mitten im uns von außen aufgedrängten Kriegsgetümmel, haben

wir Neues geschaffen und Gedanken und Aufbau Europas viel mehr beeinflußt als die anderen Völker, auch wenn dies Neue von uns mit den schwersten Opfern erkauft werden mußte, wie die neue Form der Religion vor 300 Jahren und jetzt der große Ausbau des sozialen Lebens. Die Arbeit auf dem Lande, der Zusammenhang mit der mütterlichen Erde gibt doch wohl mehr Kraft als alle Stadtbildung, und wer weiß, ob wir nicht in kurzem sehen und erleben werden, wie verhängnisvoll es für England war, wenn es die um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts so hohe Landwirtschaft im eigenen Lande vernichtete, um ein Volk der reinen Zivilisation zu werden und sich von eingeführtem Getreide zu nähren.

Wie aber steht es um die Anschauungen für die Grundlagen der Kultur bei uns und anderen, ja, der gesamten Menschheit?

Bisher war seit den klassischen Zeiten und durch alle Schulen der alten und der neuesten Zeit der Aufbau der Menschheit durch drei Stufen angenommen, die dahin gingen: Der Mensch ist zuerst ein Jäger gewesen, der sich vom Fleische seiner Jagdtiere ernährte. Als das Wild abnahm, fing er sich die Tiere ein, um nun von ihrer Milch zu leben, und als bei wachsender Bevölkerung dann der Weidegrund auch zu knapp wurde, lernte der Hirt es, den Ochsen an den Pflug zu spannen und mit seiner Hände Arbeit den Acker zu bestellen. So wußte man es seit den Tagen der Griechen, aber die schönste und dabei einzig klare Zusammenstellung über diese drei Stufen gab doch erst Schiller in seinem Eleusinischen Feste.

Geprüft wurde aber diese sogenannte Dreistufentheorie nie, denn sonst hätte man für den ersten Anfang schon bedenken müssen, daß der Mensch sehr leicht an Skorbut erkrankt, wenn er auch nur für kurze Zeit allein auf Fleischnahrung angewiesen ist, also sicher nicht aus einem fleischfressenden Tiere entstanden sein kann. Man hätte aber auch bedenken sollen, daß ein gefangenes Tier durchaus nicht leicht einem Jungen das Leben gibt. Unsere Rehe, Hindinnen, Eichhörnchen und all die gefangenen Vögel, die wir in so manchem Haushalt kennen, wären oft genug dazu in der Lage; aus keinem aber ist in den langen Jahrhunderten, die wir doch von ihrer gelegentlichen Gefangenschaft wissen, ein Haustier geworden. Es muß also mit der Haustierzucht nicht ganz leicht sein, und wenn unsere zoologischen Gärten auch heute noch ein in der Gefangenschaft geborenes Tier als etwas Besonders auszeichnen und ansehen, so spricht das auch gegen die Möglichkeit, daß der Wilde als Jäger sonst die Tiere so leicht züchten konnte, abgesehen von allem anderen, was dagegen spricht. Schließlich ist es aber doch auch nicht leicht, sich den Hirten dabei zu denken, wie er mit einem künstlich geschaffenen Tiere, wie es doch der Ochse nun einmal ist, den neu erfundenen Pflug lenkt und das auch zu diesem Zwecke erst zum Getreide umgewandelte Gras säet. Es ist das alles doch sehr schwierig, wenn man sich nur die Verhältnisse einmal näher ansieht und so eine richtige Anschauung zu gewinnen sucht.

Und schließlich noch eine Hauptsache: Dies sogenannte Dreistufenschema kennt nur den Mann, die Frau gilt ihm nichts für die Wirtschaft, und doch machen Mann und Frau für die Kulturvölker erst zusammen den Menschen aus. Die Zivilisation freilich kennt

auch nur „l'homme" oder „man" als Mensch und schiebt die Frau scheinbar ganz auf die Seite, um ihr dann freilich ein um so größeres Übergewicht nach anderer Seite hin zu geben.

Seit einer Reihe von Jahren hat nun aber die Wissenschaft anerkannt, daß sich in Wirklichkeit der wirtschaftliche Aufbau der Menschheit am Anfange in der Hauptsache auf die Arbeit der Frau stützt. Bei allen sogenannten „wilden" Völkern und weit darüber hinaus ist es die Frau, die für die Nahrung sorgt.

Der Mann bei den niederen Völkern geht wohl auf die Jagd und sorgt durch diese auch für den Festbraten für — seine Gäste, die er nach allgemeiner Sitte jedesmal einzuladen hat, wenn er Beute mit nach Hause bringt. Für die Familie und ihre ständige Versorgung hat die Frau die Verantwortung, der Mann tritt dafür ganz zurück. Freilich ist er deshalb auch nicht ohne Pflichten. Er muß beraten, wie das Verhältnis zu den Nachbarn zu gestalten ist und tut das mit demselben Ernst und Verantwortungsgefühl wie heute der Volksvertreter im Parlament, der urälteste Erfindung des Mannes, wie es scheint. Vor allem aber meint er die Verantwortung dafür zu haben, daß allen jenen übersinnlichen Mächten, denen er den Einfluß auf das Wachsen und Gedeihen der ihm nötigen Nahrung aus dem Pflanzen- oder dem Tierreiche zutraut, auch ihr Recht geschieht. Denn auch das ist etwas Uraltes! „Für nichts ist nichts!" Man muß diesen Mächten bald mit Opfern, bald mit den nötigen Bitten sich nahen, und dies nimmt z. B. dem Australier, den wir uns gewöhnt haben als primitivsten Menschen anzusehen, mehr als die Hälfte seines Lebens. Aus den im Anfang uns oft genug sehr kindlich erscheinenden Formen, die hierzu bestimmt sind, hat sich dann im Laufe der Jahrtausende das entwickelt, was wir heute die Religion nennen, also auch eines der ältesten und am tiefsten gefühlten Bedürfnisse des ganzen Menschengeschlechtes.

Während nun der Mann diese ihm heiligen Pflichten erfüllt, liegt es der Frau ob, für den gefüllten Brotkorb zu sorgen, d. h. meist wird es sich darum drehen, daß sie einen Brei kocht oder die Gemüsezukost in der Säuer- oder Kochgrube herstellt. Zuerst sucht sie dafür wilde Pflanzen zusammen, und der ganze Erdteil Australien ist überhaupt nicht über dies Sammeln hinausgekommen. Aber an den meisten Stellen der Erde hat die Frau doch gelernt, die erst nur gesammelten Pflanzen allmählich selbst zu pflegen und anzubauen, bis sich im Laufe der Jahrtausende das entwickelte, was wir den Garten nennen. So treffen wir bei fast allen Stämmen und Völkern der Erde — die Ausnahmen sind leichter gezählt als die Bestätigung — Beete, die auf dem kleinen Raum doch eine große Anzahl der verschiedensten Pflanzen bergen, genau wie wir bei uns im Garten ja auch Kohl und Rüben, Petersilie und Suppenkraut und die anderen hunderterlei Pflanzen und Pflänzchen mit Obstbäumen und Sträuchern beieinander haben, während auf dem Felde ja nur eine eigentlich recht geringe Zahl an solchen steht, noch dazu, wenn wir die Erbsen und Bohnen, Kohl und Rüben, die erst vom Garten aus hinausgewandert sind, abziehen. Man hat sich nun daran gewöhnt, diese Wirtschaft als sogenannten Hackbau anzusprechen, auch dann, wenn nicht nur die Hacke das Gerät der arbeitenden Frau ist, sondern noch

der einfachere Grabstock die Arbeit erleichtert, den wir ja auch noch als Pflanzstock oft genug benutzen. Fast überall aber ist die Sitte erhalten, daß nicht nur die Arbeit, sondern auch der Besitz des Hackbaufeldes und des Gartens in den Händen der Frau blieb. Ein Neger wird sich niemals dazu entschließen, aus dem Garten seiner Frau etwas ohne ihren Willen zu verkaufen, und so ist es an vielen Stellen der Erde. Ist es bei uns nicht sogar auch noch so? Hat nicht die Bäuerin in ungestörten Verhältnissen auch bei uns das alleinige Recht auf die Arbeit, aber auch den Ertrag? Es schickt sich doch einfach nicht, wenn der Bauer nachfragt, wo das Geld aus dem Verkauf blieb, und das ist aus den bäuerlichen Verhältnissen doch auch in die des Gutsbesitzers übergegangen, so daß auch hier der Muckerbeutel meist aus dem Garten gefüllt wird.

So hat auch bei uns neben dem, was wir als die alleinige Wirtschaft anzusehen gewöhnt waren, eine Wirtschaft bestanden, die der gleicht, die in den Außengebieten, auf die wir so oft und gern herabsehen, eine oft recht intensive Kultur zu schaffen wußte. Und diese Wirtschaft ist die ältere, die wir übersahen, auch wenn unser großes Geschichtsbuch, die Bibel, uns aufs deutlichste den Garten als das ältere zu schildern wußte.

Unsere heutige Zeit aber, die ja am Anfange eines neuen Aufbaus der zertrümmerten Wirtschaft steht, sollte sich doch genau klar machen, auf welchen Grundlagen sich ursprünglich die Landwirtschaft, also die eigentlich schaffende Wirtschaft, erhob. Erst die Erkenntnis, was Mann und Frau auch vor Jahrzehntausenden für die Kultur leisteten, gibt uns den richtigen Halt für diesen neuen Aufbau: Die Frau als Versorgerin des engeren Haushalts, der Mann über das Haus hinaus als der Begründer des geistigen Lebens, als der, der das Recht findet und das Leben nach außen hin regelt und in die rechten Bahnen leitet. Die Frau erhält auch auf dem Gebiet der Nahrung möglichst alles für ihre Familie; der Mann denkt darüber hinaus an Gäste, Freunde, ja selbst an die Feinde (wenigstens wenn er Deutscher ist)! So stehen beide von Anbeginn an nicht in gleichen Rechten, für die ja niemals eine rechte Grenze zu finden sein wird, wohl aber in verschiedenen Pflichten, die gleichwertig sich ergänzen, und aus denen heraus erst die rechte Kultur erwächst, weit über das Maß hinaus, was sonst Garten und Feld bedeuten.

# Meine Amerikafahrt

Von Intendant Georg Hartmann

Wie heißt es im volkstümlichen Briefstil? „Mit Vergnügen ergreife ich die Feder..."

In der Tat, mit besonderer Freude komme ich dem Wunsche des Herausgebers der „Gegenwart" nach und erzähle ein wenig von meinen Freuden und Leiden in der neuen Welt.

Es ist ja schon so viel darüber geschrieben worden. Und dennoch — die heutigen Zeiten bringen es so mit sich, daß vieles falsch beurteilt,

manches verkehrt gelesen wird und noch mehr, und vielleicht gerade das Hauptsächlichste, überhaupt nicht in die Öffentlichkeit gelangt. Dies aber, unsere Amerikafahrt, war etwas, was jeder Deutsche, dem noch etwas an den Resten seiner Kultur, an deutschem Wesen, deutscher Kunst gelegen ist, ganz erfahren, ganz mit offenen Augen und offenem Herzen sehen und erfahren muß. Es lag nicht immer an mir, wenn die Dinge verkehrt gesehen wurden...

Eine Operntournee über das große Wasser, wie wir sie unternahmen, war eine absolute Neuheit für Deutschland sowohl wie für Amerika. Man stelle sich vor: Ein vollständiges Ensemble mit Chor, Solis, technischen und künstlerischen Vorständen, mit funkelnagelneuen Dekorationen, Apparaten und Kostümen unternimmt eine „Spritztour" nach Amerika, obendrein mit dem allerschwierigsten Repertoir, mit den Wagnerschen Musikdramen und Opern, der „Ring" eingeschlossen. Wenn alles letzten Endes nicht so klappte, wie unsere Schulweisheit es sich träumen ließ (und anderer Leute ewige Weisheit noch weniger), durfte man sich darüber wundern? In Wahrheit jedoch geschah das Wunder: Das Künstlerische klappte ungeahnt gut. Es war ein Erfolg, der noch lange nachwirken wird, hüben wie drüben. Und nur im rein Technischen, oder besser gesagt im Materiellen, funktionierte unsere Riesenmaschine nicht immer so, wie wir gehofft hatten.

Das aber lag nicht an der künstlerischen Leitung, sondern an den ganzen Umständen, an der, wie ich immer wieder betonen muß, absoluten Neuheit des Unternehmens, und vielleicht auch an der Unzulänglichkeit alles Irdischen, einschließlich der nicht gänzlichen Unfehlbarkeit meiner Impresarien. Viele Leute behaupten heute noch, wir hätten uns nicht genügend vorgesehen. Das stimmt aber ganz und gar nicht. Seit Monaten „beherrschten" wir sozusagen den Kabel Berlin—New York, und es schien, als ob auch nicht die leiseste Kleinigkeit zur Sicherheit und Sicherstellung unserer Kunstfahrt und unserer Künstler vergessen worden war. Alles schien geregelt, materiell und künstlerisch. Man kann jedoch nicht auf Monate hinaus ein solches Unternehmen finanziell sichern. Uns mußte die Zusage genügen, daß unsere Hin- und Rückreise garantiert, ein gewisses Betriebskapital vorhanden wäre, so daß wir uns auf Grund unserer Vorschüsse für viele Wochen in Sicherheit wiegen konnten.

Die Rechnung stimmte nicht ganz. Als wir in Amerika landeten, erfuhren wir, daß unsere Dekorationen zwar eingetroffen, aber falsch verzollt waren, daß wir enorme Summen dafür opfern mußten, während für solche unvorhergesehenen Ausgaben nicht die leiseste Deckung vorhanden war. Das uns versprochene Betriebskapital erwies sich einfach als nicht vorhanden. Gütige Leute, prachtvolle Menschen, Deutsch-Amerikaner nahmen sich unserer an, streckten uns das Geld vor und wurden, nach unseren ersten Erfolgen in Baltimore schon, voll befriedigt. Die ersten Schwierigkeiten waren überwunden. Alles andere war im Verhältnis dazu Kinderspiel. Und wie gesagt, es glückte über Erwarten gut.

Wir zeigten den Amerikanern, was ein „deutsches Opernensemble" ist, dazu eines mit allerersten Kräften. Ich nenne unter meinen Mit-

arbeitern nur die Kapellmeister Generalmusikdirektor Leo Blech (dessen fulminante Rede in Hoboken anfeuernd wirkte), Eduard Möricke und endlich Gottlieb, der bereits drüben die Vorproben geleitet hatte. Unter den Sängern die Tenoristen Urlus, Lußmann, Hutt, Vollmann; von Baritonisten Schwarz aus Hamburg, Plaschke, Pschorr (Köln), Hofbauer, Zader, Ziegler; von Bassisten Kipnis, Lehmann, Lattermann, und dann — last not least — weibliche Kräfte, wie Frau Alsen, Eva Plaschke von der Osten, die Lorentz, Hollitscher, Ottilie Metzger, die Damen Fleischer, Seinemeyer u. a. m. Kurzum, ein Ensemble, das sich sehen und hören lassen konnte. Nach Vorproben, die schon in Berlin begonnen, an Bord des Schiffes fortgesetzt und nach der Ankunft in Amerika beendet wurden.

Natürlich konnte technisch nicht immer alles so klappen, wie man es in der Heimat gewohnt war. Manche „Notbrücke" mußte gebaut, manche außergewöhnliche Hilfe gewählt und in Anspruch genommen werden. Besonders wenn, wie bei der Premiere in Baltimore, die Kostüme nicht rechtzeitig eingetroffen waren, die Dekorationen nicht so schnell aufgebaut werden konnten, wie wir es gewollt hätten. Aber unsere Energie und wohl auch unsere künstlerische „Schlagfertigkeit" wirkten Wunder oft. Keine Seele im Theater hat gemerkt, daß unsere holden Rheintöchter nicht richtig „schwammen", sondern daß sie sich gemächlich, Schwimmübungen machend, auf der Erde bewegten, während nur eine geschickte Beleuchtungsart sie zu schwebenden, schwankenden weiblichen Gestalten machte.

Wir spielten zuerst in Baltimore an sechs Tagen mit acht Vorstellungen, gaben „Meistersinger", „Holländer", „Tristan", „Tannhäuser", „Fledermaus", gingen dann nach Philadelphia, wo noch der „Lohengrin" hinzukam, und weiter nach New York, wo zuerst im Manhattan Opera House musiziert wurde, dann, als dieses Haus weiterverpachtet war, im dortigen Lexington-Theater. Mittwochs und Sonnabends gaben wir zwei Vorstellungen, und beides Wagnerdarbietungen; die erste kurz nach ein Uhr, die zweite bereits bald nach acht Uhr. Unsere Preise waren, wie im Metropolitan, von 1,50 Dollar aufwärts bis zu 7 Dollar.

Überall jedoch und immer: künstlerische Erfolge, auf die wir stolz sein konnten. Man hatte eben drüben noch nie ein vollständig abgerundetes deutsches künstlerisches Opernensemble gehört und gesehen. war überrascht von unseren Leistungen und huldigte uns geradezu wie Fürsten im Reiche der Musik. Dieser echte Enthusiasmus äußerte sich in den Beifallsbezeugungen bei jeder Operndarbietung und in einem überreichen Besuch. Er kam in der Presse zum Ausdruck — der deutschen sowohl wie der englischen (in New York nahmen sich die Gebr. Ridder von der Staatszeitung unserer besonders liebevoll an) — und pflanzte sich sozusagen in unser Privatleben fort. Wo wir uns in unseren wenigen Mußestunden blicken ließen, waren wir gern gesehene Gäste. Die deutschen Wirte konnten sich nicht genug tun in gastfreundlichem Empfang. Vor allem mein „Stammwirt", Mr. Schwarz, gegenüber dem Pensylvania-Hotel. Man freute sich unter den Deutsch-Amerikanern über die deutschen Laute, gab uns aber auch in Klubs englischer Zunge Feste, die Ehrenbezeugungen glichen

und feierte uns überall als Pioniere des Deutschtums, deren Arbeiten und Wirken man um so mehr anerkannte, als man die Schwierigkeiten nicht verkannte, unter denen wir begonnen hatten, von denen man unseren späteren Leistungen jedoch nichts mehr anmerkte. Liebenswürdigerweise nahm auch der Direktor Gatti-Casazza vom Konkurrenzunternehmen, der Metropolitan Opera in New York, während wir im Manhattan spielten, davon Abstand, deutsche Opern, vor allem Wagner, zu geben und lieh uns auch im Notfalle manche wertvolle Kraft, so den vortrefflichen Herrn Schützendorf.

Was wir sonst noch drüben „verbrachen"? Wir aßen sehr gut und — bekamen am S... — doch davon später. Wir freuten uns über das schöne Geld, das wir verdienten, und das immer noch recht ansehnlich war, obwohl so mancher durch die Ungunst der Verhältnisse sich gezwungen gesehen hatte, auf einen Teil seiner ursprünglich vorgesehenen großen Gage zu verzichten, zum Nutzen der Rentabilität des Riesenunternehmens. Chor, Orchester und technisches Personal wurden jedoch von Anfang an voll bezahlt. An deutschen Gagen waren diese Dollareinnahmen wahrlich nicht zu messen...

Reizende Stunden verlebte ich an Feierabenden bei deutschen Freunden und Verehrern. Unvergeßlich ist mir der wunderschöne Tag bei unserem Joseph Schwarz, der mit seiner interessanten, geistreichen Frau in New York eine hübsche Villa bewohnt und der nächstens nun wieder auf einige Zeit nach Berlin zurückkehren wird, um sowohl an der Staatsoper wie im Deutschen Opernhause zu gastieren, im nächsten Jahre aber zum ersten Male eine Konzertreise in das Land der Geishas unternimmt. Eine famose Erinnerung auch der köstliche Abend bei einem befreundeten deutschen Arzte, in dessen Junggesellenwohnung, wo man mich mit Quartettgesang empfing (ein Arzt, ein Geschäftsführer, ein Bäcker, ein Küfer waren die Minnesänger), mit Kaviar, Austern und Landschinken bewirtete, wo man mir selbstgekelterten Wein, selbstfabrizierten Schnaps und selbstgebrautes Bier vorsetzte, und wo es früher Morgen wurde, ehe wir gingen...

Hier komme ich auf das Schmerzenskind Amerikas, die Prohibition, zu sprechen. Es ist namentlich für einen Deutschen sehr schwierig, sich in dieser Beziehung in Amerika zurechtzufinden.

Für uns ist Amerika das Land der freiheitlichen Tradition und des unbegrenzten wirtschaftlichen Aufstiegs. Und in der Tat macht das äußere Straßenbild mit seiner einzigartigen, jedes europäische Vorstellungsvermögen übersteigenden Architektur, seinen gigantischen Verkehrsanlagen und dem wildflutenden Verkehr einen imponierenden Eindruck auf jeden Ankömmling.

Das ist aber nur die glänzende Außenseite eines wundervollen technischen Apparats. Wer tiefer zu schürfen versteht, wird bald herausfinden, daß der Amerikaner in seinem Streben nach zivilisatorischer Vollkommenheit in manchen Punkten den Sinn für wirklich freiheitliche Tradition eingebüßt hat. Wie wäre es sonst denkbar, daß die Masse des amerikanischen Volkes sich von einer verhältnismäßig kleinen Schar von Fanatikern ein Bevormundungsgesetz, wie es das vielgenannte Prohibitionsgesetz ist, hat auferlegen lassen?

Soweit ich mich in der kurzen Zeit über die Stimmung und Stellungnahme der Bevölkerung zum Prohibitionsgesetz habe unterrichten können, ist mir vor allem eine gewisse Gleichgültigkeit diesem gegenüber aufgefallen. Der Grund hierfür mag in der Tatsache liegen, daß man trotz des Verbotgesetzes bei einiger Findigkeit alkoholische Getränke jeder Art, selbst in den öffentlichen Wirtschaften, haben kann. Ich habe in einem großen Restaurant in New York sogar ein ausgezeichnetes, gutgepflegtes Bier zu der Mahlzeit ohne weiteres Zeremoniell erhalten! Denn das Bierbrauen ist ja an und für sich nicht verboten, sofern es die im Gesetz vorgesehene Alkoholgrenze von ½% nicht überschreitet. Selbstverständlich kann man von der vielbeschäftigten Überwachungspolizei nicht erwarten, daß sie jedes Faß Bier auf seinen Alkoholgehalt hin prüft.

Wie mir von befreundeter Seite versichert wurde, drückt die Polizei gern beide Augen zu, wenn sie bei dem Geschäft nicht zu kurz kommt.

In New York wird jedenfalls das Prohibitionsgesetz sehr milde gehandhabt. Eine Übertretung des Gesetzes gilt in der öffentlichen Meinung nicht als ein Makel, noch als eine Charakterschwäche, im Gegenteil brüstet man sich damit, daß man den Gesetzgeber überlistet hat. Gelegentlich habe ich auch die Erfahrung gemacht, daß in den Familien ein recht guter Stoff hergestellt wird. Bei jedem Grocer kann man die zur Selbstherstellung von Home brew (Familienbräu) notwendigen Rohstoffe mit genauer Gebrauchsanweisung haben. Denn es ist durch das Gesetz wohl der Handel mit alkoholischen Getränken verboten, nicht aber der Handel mit den zu ihrer Herstellung notwendigen Stoffen.

Alles in allem: Ein Verbotgesetz, in seiner Wirkung gemildert durch die Korruption. Dieser Zustand scheint mir für die amerikanische Zivilisation, deren glänzende Außenseite dem Ankömmling maßloses Erstaunen, ja selbst unbegrenzte Hochachtung abnötigt, so wenig vorbildlich, daß wohl heute schon diejenigen durch die Tatsachen recht bekommen, die sich von einer Trockenlegung Deutschlands in richtiger Einschätzung dessen, was nun einmal Menschenart ist, ebenso wenig Gutes versprechen.

# Aus den Legenden der Liebe

Von Werner Wolff.

> Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle (I. Korinth.)

Liebe ist stark wie der Tod und ihr Eifer ist fest wie die Hölle.

Jetzt sollte ihre Hochzeit sein. Lange hatte das Weib geharrt, bis der Liebste sie heimführen durfte. Lange hatte der Mann geschaffen, bis ein Garten sein eigen war und ein kleines Haus. Nun sollte ihre Hochzeit sein. — Das Mädchen zog sich ihr Brautkleid an. Schon war der Kranz auf ihrem blonden Haar — warum zitterten ihre

Hände so? Ob das die Sehnsucht nach dem Liebsten war? Doch ihre Augen brannten und oft wurde es dunkel vor ihrem Blick, daß sie sich festhalten mußte, um nicht zu stürzen. Ihr Körper brannte im Fieber; durch ihren Körper schlug peitschend der Frost. Das kann nicht alles die Liebe sein. Angst war in ihr, eine dunkle Angst. Es war etwas in ihrem Herzen, so dumpf, so weh. Wie kalt waren ihre Hände. Das ist der Tod, schrie sie auf. Das ist der Tod. Da ging die Türe auf, der Liebste trat ein. Sie stürzt ihm entgegen mit greifenden Händen. Sie stürzt ihm entgegen mit flackerndem Blick. Da fängt der Mann sie auf, die vor ihm niedersinkt und heult dumpf, als er sie niedergleiten läßt, zitternd und blaß, so blaß, als hätten des Todes Finger über sie getastet. — Da wirft sich der Mann nieder wie eine zerschmetterte Last und stammelt — der Tod, und schreit — der Tod, und seine Hände krampfen in den Boden. Der Tod — der Tod — und seine Lippen wimmern und seine Augen irren — der Tod —.

Da berührte es ihn leise an der Schulter.. Ein eisiger Hauch tastet zu ihm. Du hast mich gerufen, tönt es dumpf und hohl. Ich wäre auch heute gekommen, zu holen dein Weib. Da zittert der Mann — denn der Tod steht hinter ihm. Und er sinkt vor ihm nieder und bittet und fleht: Nimm sie mir nicht, bittet er. Nimm sie nicht, sie ist so jung. Nimm sie nicht, sie kennt das Leben nicht. Nimm sie nicht, laß mich für sie sterben. Und der Tod spricht: So werde ich um deiner Liebe willen deine Seele holen und leben soll sie. — Da fiel der Mann schwer hin, daß es dumpf dröhnte. Schneeweiß war sein Antlitz. Heißer Atem keuchte durch seinen Mund. Sein Korper wand sich am Boden. So schlug das Fieber ihn. — Von dem Lager aber erhob sich das Mädchen. Leise. Und neue Kraft war in ihr. Und sie trat in das Zimmer und glänzend waren ihre Augen. Ach, so müde war ich, sprach sie und hell klang ihr Lachen. Da sah sie den Mann liegen am Boden, zitternd, sich windend in Qual. Was ist dir, schrie sie auf und fiel nieder und strich mit den Händen über seine heiße Stirn. Da war es, als gingen ihr die Augen auf. So habe ich es nicht geträumt, rief sie. Sterben wolltest du für mich? Das ist der Tod, der Tod kommt. Der Tod reißt dich von mir. — Der Tod. Und sie warf sich über den Liebsten und bettelte: Komm zu mir, Tod. Und sie küßte ihren Liebsten und weinte. Komm zu mir, Tod. Und sie rang die Hände, betete und schrie. Tod, komm zu mir —. Da war es, als rauschte es in der Luft. Ein eisiger Strom floß zu ihr. Aus einem bläulichen Dunst klang eine Stimme wie aus Grabesgruft: So sollst du doch sterben, so willst du doch sterben um deiner Liebe willen? Siehe, da hob sich zitternd der Mann. Und es stieß aus seinem Mund: Nicht sterben. Nicht sterben. Nicht sterben, wir lieben uns so. Nicht sterben, nicht sterben, wir haben uns noch nicht besessen und lieben uns so. Nicht sterben; sinnlos war der Weg sonst auf der Erde. Und das Mädchen sprach leise: Tod, gibt es keinen Weg, daß wir beide leben können? Wir haben uns so — lieb. Und der Tod sprach: Wohl, einen Weg gibt es: Den Weg der Qual. Wenn du gehen willst zu den Menschen und leiden ihr Leiden. Und lebendig machen die seelisch Zerbrochenen und denen die Sonne geben, die Nacht umfängt, so soll dein Liebster harren

auf dich ein Jahr. Und die Krankheit soll fressen an ihm, und das Leiden soll zehren an ihm. Und die Sehnsucht nach dir ihn quälen. Und der Schrei nach Erlösung ihn sprengen. Wenn er aber harrt und ruft nicht nach dir, und wenn du gehst und leidest und hilfst, siehe, und ihr schreit beide nicht nach dem Tod, dem Ende der Qual, so sollt ihr leben nach dieser Zeit, so sollt ihr glücklich sein. Und das Weib erhob ihr Haupt und streckte die Hände empor. Ich empfange, sprach sie leise. Und der Mann neigte das Haupt. Ich leide, sprach er still. — Da ging der Tod.

Und während der Mann auf sein Lager sank, vom Fieber geschüttelt, von Qualen gepeitscht, ging das Weib zu den Menschen. Ging ihren schweren Weg. Und sie ging und ging. Da brannte in ihrem Herzen die Sehnsucht und verzehrte sie und war ein glühendes Feuer. —

Siehe, da kam ihr ein Jüngling entgegen. Wirr hing sein Haar über die Stirn. Bleich war sein Mund, zerrissen sein Gang. Seine Hände fuhren zitternd zu den Augen, als wischten sie Tränen fort. Da ging das Mädchen zu ihm. Und fragte ihn. Sprich, was quält dich so. Und ihre Hand strich über sein Haar. Da war es, als tauten seine müden Augen auf, und er stammelte und es löste sich von ihm: Ich hab sie so lieb, sprach er leise, und sie mag mich nicht. Er sitzt bei ihr und darf ihr über das Gesicht streichen und küssen ihren Mund. Und noch leiser. Sie mag mich nicht, nicht ihre Hand einmal durft' ich nehmen. Da weinte er — und das Mädchen sprach — still — du mußt harren. Denen, die warten, wächst ihre Liebe zu einer Blüte, schwer und wunderbar. Still — und sie strich über sein Haar. Da öffnete sich ein Lächeln in seinem Angesicht, und stark und aufrecht schritt er seinen Weg. Sie aber fühlte, daß es in ihrem Herzen lohte und fraß, als sei des Jünglings quälende Sehnsucht in sie gezogen. —

Und weiter ging sie. Und ein junges Weib kam ihr entgegen. Schwer ging sie über den Weg. Ihr Körper zuckte, als wäre er geschlagen. Weit und groß waren ihre Augen, als seien sie vollgefüllt mit Leid. — Was trägst du für ein Leid, sprach still das Mädchen und trat leise zu dem Weibe. Sprich — dann wird dir leichter werden. Und ihre Augen ruhten voll auf ihr. — Er hat mich verlassen, rang es sich schwer aus ihr. Er hat mir ein Kind gegeben und hat mich verlassen. Und ihr Körper ward geschüttelt von lautlosem Schluchzen und die Knie zitterten ihr. Ich schäme mich so, flüsterte sie. Und sie ward rot, über und über. Da sagte das Mädchen leise: Und fühlst du nicht die Seligkeit, einen Menschen zu gebären aus dir, dein eigen. Der Welt zu schenken Blut von deinem Blut, Ich von deinem Ich. Siehe, wie alles blüht und singt und trunken ist, weil es ist und wird und die Sonne trinkt. Selig, die du ein Kleinod dein eigen nennst, an das du dich verschwenden kannst. Und deine Einsamkeit zerschäumt und wird Trunkenheit, wird Welt, bist Welt. Geh — sieh die Sonne an. Sieh, da war es, als leuchtete die Sonne auf des Weibes Antlitz, und sie grüßte und ging und leicht war ihr Gang. — Dem Mädchen aber war es, als sei etwas Schweres in ihr Herz gesunken, so dumpf, so trüb. Ihr Gang war schwer. Und ihr Körper zuckte, als werde er geschlagen.

Qual war in ihr, und ihre Augen starrten groß, verwundert und erschreckt in die Weite.

Als sie weiterschritt, sah sie einen Mann an einen Baum gelehnt. Hoffnungslos irrten seine Augen, sein Mund klaffte. Alles Blut schien aus seinem Gesicht gewichen. Und das Mädchen trat zu ihm und sprach. Was lastet für Qual auf deiner Seele. Sprich zu mir wie zu einer Schwester, auf daß ich teile deine Qual. Der Mann fuhr zusammen, erschreckt wie aus einem Traum. Wer bist du, sprach er, daß du Mitleid hast. Hab' noch keinen gefunden, der Mitleid trug. O, schön ist es, ein Wort zu hören in seiner Verlassenheit. Wisse, sagte der Mann gequält, verloren ist alle meine Habe. Nichts nenne ich mein eigen mehr, der vorher ein Haus besaß und Gärten und Tiere. Verloren alles. Alles vorbei. Und seine Arme brachen herunter wie tote Äste und sein Körper sank zusammen wie ohne Kraft. Da legte das Mädchen die Hand auf seine Stirn und es war, als floß ihrer Seele Kraft zu ihm. Und es hellte sich sein Antlitz. Siehe, sprach sie, vor dir ist Weite. Und hinter dir. Vor dir liegt Feld und hinter dir. Sieh, es harrt nur, daß du dich neigst und schöpfst. Unendlicher Strom quillt in der Tiefe, zu sättigen alle, die bedürftig sind. Da griff der Mann nach ihrer Hand und sprach: Dank dir, frei ist worden meine Seele. Nicht mehr hungere ich nach früherem Besitz. Aufgeschlossen hast du die Ferne mir, auf daß Kraft aus meinem Blute werde. So ging er von ihr und schritt in das Feld — da sank das Mädchen nieder und unendlich war ihr der Weg. Und schwach fühlte sie sich und Hunger würgte sie. Und wieder war es, als sei des Mannes Last in sie gesunken und des Mannes Hunger in sie geströmt. Dann aber riß sie sich empor und ging weiter schweren Schrittes.

Da humpelte ein altes Weiblein über den Weg. Sie klagte und schrie und ihr weißes Haar wehte im Winde. Und sie rang ihre Hände und Tränen rannen über ihr zerfurchtes Gesicht. Was ist dir, sagte das Mädchen still und zog die Alte leise zu sich heran. Und die klagte und weinte — Ach, mein Sohn ist gestorben, mein einziger Sohn. Ach, mein Sohn ist gestorben, mein lieber Sohn. Warum mußte von mir gehen mein guter Sohn. Weiß ist geworden mein Haar in der Nacht seines Todes. Welk ist worden meine Haut und siech mein Körper, als es starb, mein Kind — Gott ist hart, rief die Frau. O, daß Gott das geschehen ließ. Und das Mädchen nahm ihre müden Hände, und das Mädchen sah in ihre matten Augen. Er ist entgangen allem Leiden, sprach sie still. Siehe, der Weg ist so schwer. Vielleicht wäre er allzu schwer für ihn geworden. Gott hat Erbarmen gehabt. Und sie hielt so lange der alten Frau Hände, bis eine weite Stille sie durchstrahlte. Bis die Frau zufrieden über die leuchtenden Fluren schritt. Als aber die Frau von ihr gegangen war, da fühlte das Mädchen, wie ihr Körper zusammensank. Müd' waren ihre Hände. Und als sie vorbeikam an einem Wasser, da sah sie: welk waren geworden ihre Haut und schlohweiß ihr Haar — und ihre Lippen zuckten, doch keine Klage kam aus ihrem Mund.

Da stand einer am Weg und brüllte in die Ferne. Er brüllte, daß die Luft zitterte und die Tiere erschreckt in die Weite flohen.

Was hast du, fragte sanft das Mädchen und legte still ihre Hand auf seine Schulter. Da wandte sich der Mann um und starrte sie an und seine Hand wies zitternd auf seine Ohren. Und er sprach, und es war wie ein bitteres, schreiendes Lachen: Ich brülle und höre nichts. Leer bin ich, unerfüllt von allem Klang. Tot bin ich und ausgeschlossen von den Menschen. Und das Mädchen sah in seine Augen, stand stumm vor ihm und sah in seine Augen. Und ihre Hand wies in die Ferne, die um sie war. Und ihr Lächeln sank in ihn und ihr Blick strahlte in ihn. Da neigte er das Haupt und auch in ihm erglomm Blick und auch in ihm blühte Lächeln, denn er fühlte, daß die Weite sein eigen war. So ging sie von ihm. Siehe, da fühlte sie, wie immer leiser die Stimmen um sie wurden, immer leiser. Das Vogelsingen erstarb, das Windeswehen verhaucht, das Wasserrauschen verklingt. — Da wußte sie, daß sie auch mit dem Tauben leiden mußte — und ihre Lippen bogen sich. Sie aber würgte den Schrei, daß er sich in ihrer Seele verkroch. Ihre Sinne flatterten zu ihrem Liebsten. Da kauerte ihre Seele. Da stammelte ihre Seele. Hilf mir — doch ihr Ruf war still.

Und weiter ging sie. Da hockt ein Blinder am Weg. Seine Augen sind ein Spalt und die Lider zittern. Sein Mund krümmt sich wie ein Tier in dem fahlen Gesicht. Es schwankt sein Haupt an dem dünnen Hals, als sollte es brechen. Die Qual scheint die Wände des Kopfes zu sprengen und tropft aus dem Spalt der Augen langsam nieder. Stumm kauert er. Weint nicht mehr. Die Träne versiegt. Schreit nicht mehr. Erloschen der Schrei. Krümmt sich nicht mehr. Tot ist sein Leib. Starr kauert er am Boden, nur sein Haupt wiegt wie eine Blume im Wind. Da schauert das Mädchen. Sie taumelt zurück. Sie schreit und ihre Blicke irren. So soll ich — so muß ich zu ihm. Er weint nicht und doch muß ich zu ihm. Er schreit nicht und doch ruft er mich. Hilfe. Blind werden. Nein, alles tragen. Doch das — da jauchzt sie auf. Auch das. Zerschmettert werden. Denn die Liebe — Blind werden — denn die Liebe. — Und sie tanzt ihm entgegen. Da sinkt sie vor ihm nieder und spricht — Du — Und weiter nichts — Du — Und es fliegt wie ein Vogel zu ihm. — Und es flattert vor seiner Seele. Da klingt etwas in seiner Einsamkeit. Da ruft einer in den großen Tod. — Du — und der Greis lauscht. Wer spricht, sagt er. Und seine Stimme ist wie gebrochen. Hier ist ein Mensch, sagt sie leise, hier steht ein Weib, das auszog zu leiden, um den Tod zu zwingen. Das auszog, zu helfen um der Liebe willen. Da fragt er nichts mehr, als wüßte er, daß sie nichts hörte. Und sie ruht neben ihm. Und spricht. Und sie spricht von der Erde. Und spricht von der Stille. Und spricht von der Ewigkeit — Und siehe, es öffnet sich die Stille, die tausend Klänge schickt, die in des Blinden Herz fließen wie eine leere Schale, bereit, zu empfangen. Und langsam lehnt sich der Blinde zurück. Er horcht in die Ferne und hört. Er lauscht in die Ferne und versteht. Und aus dem Grunde seiner Seele steigen Bilder, dunkel und wunderbar, einer neuen Schöpfung gleich. Da weiß er, daß ihm alles offenbar sei, da seine Augen nichts verschwenden. Da fühlt sich der Blinde Wisser der Tiefen, weiß um seine Heiligkeit und Lächeln schwimmt in seinem Angesicht. — Und das Mädchen

geht leise von ihm, während ihr Blick zurückbleibt wie ein Gruß. Und wieder geht sie ihren weiten Weg. Gebeugt geht sie, gekrümmt von Qual. Doch stumm sind ihre Lippen. Langsam wird es dunkler vor ihren Augen. Tanzt wie Schatten vor ihr. Verschwimmt vor ihr. Schlägt wie ein schwarzes Tuch über sie zusammen. Da taumelt sie. Da fällt sie. Ihre Arme stoßen in die Luft. Sie schreit in die Tiefe. Und schlägt die Zähne in die Erde, daß ihr Schrei zerbricht. Da zuckt ihr Leib am Boden, gepeitscht von aller Qual. Und ihr Körper schnellt hoch. Noch mehr, schreit sie, noch mehr. Hinter ihren toten Lidern bäumt sich das Grauen. Noch mehr Qual. Verzerrt wimmert sie, betet. Qual: Qual, noch mehr Qual. Und wieder schlägt ihr Körper hin. Dumpf. Langsam tastet sie sich empor. Liebster, singt sie, Liebster. Ich harre. Ich leide. Liebster, sei stark. Liebster, der Tod vergeht vor uns. Und sie taumelt in die Nacht. Sie stößt gegen die Bäume. Wunden brechen auf an ihrem Leib. Nichts ist um sie. Das Grab ist um sie —

Plötzlich weht ein Hauch zu ihr. Sie tastet. Und ein Mensch weint zu ihren Füßen. Da fühlt sie — Fühlt, daß ein Knabe weint. Sie tastet über sein weiches Haar. Nacht muß es jetzt sein, auch für die Menschen, spricht sie. Was tust du hier. Ach, ich weiß, du rufst in die Einsamkeit. Und niemand kommt zu dir. Wer sollte auch kommen, wo sie alle einsam sind. Ich weiß, du weinst. Ich weiß, du schreist. Und alle hören dich. Die Blumen. Und das Wasser. Und die Erde. Aber sie schweigen. Weil sie wissen. So wirst auch du schweigen, wenn du wissen wirst. Sieh, das ist das große Trunkensein. Leid und Freude stürzen lassen in seine Seele — Und schweigen. Das ist das große Seligsein, nehmen und geben, ohne zu wissen wieviel. Komm, Kind, sieh mich an. Und schweige. Horche ins All und weine nicht mehr, denn die Brüder sehen auf dich. Siehe, da fühlte sie, wie der Knabe still ward unter ihren Händen. — Da sank sie nieder. So matt war sie geworden. Doch der Knabe ging leise von ihr. — Einsam war es um sie. Lautlos — denn nichts drang zu ihr. —

Als es Morgen war, da fühlte sie, wie jemand des Weges kam. Ein widriger Geruch schlug zu ihr wie von einer pestenden Krankheit. Komm, rief sie. Komm. Da kroch er zu ihr. War ein Krüppel. Schwären waren an seinem Leib. Aussatz hatte sein Antlitz zerfressen. Du leidest, rief sie. Komm. Gib dein Leid.. Dann begräbt es mich und ich habe Ruhe. Du hast den Himmel, und Nacht ist nicht um dich. Du hörst das All und Nacht ist nicht in dir. Klagst du etwa. Sieh, ich klage nicht. Komm. Und sie tastet über seinen Leib. — Siehe, da brachen Schwären an ihr auf. Und es fraß. Und zerfetzte. Und der Krüppel schrie auf. Und fiel nieder und rief. Gottes Sohn. Der Heiland. Gnade, — ich trage mein Leid. Und er lächelte. Und sprach. Heil, jetzt bin ich selig. Denn meine Augen haben den Heiland gesehen. — So saß sie allein. Allein in ihrer Nacht. Ihr Fleisch verfaulte. Da wimmerte sie und schrie. Vater, laß diesen Kelch an mir vorübergehen. Und doch blieb ihre Seele stark. Denn sie dachte an den Liebsten. Sie trug ihre Qual, denn sie dachte an den Liebsten. Und sie erhob sich und wankte mit ihrem zerschlagenen Körper und tastete sich an den Bäumen entlang.

Jetzt durfte sie ihren Liebsten wieder suchen. Wenn sie müde ward und sie ruhte, dann gaben ihr die Menschen Brot. Und es kamen die Vöglein und flatterten um sie. Und sie spürte den Hauch ihrer Flügel. Dann streckte sie die Hand aus und die Tiere kamen zu ihr. Und aßen von ihrem Brot.

So ging sie vorwärts. — — Siehe, da stand sie vor einer Tür. Mich hat die Seele, mich hat die Liebe vor des Liebsten Haus geführt, rief sie. Und sie taumelte in das Zimmer. Da schrie ein Mensch auf. Er stürzte ihr entgegen, obwohl sein Körper wie der ihre schwärenzerfressen und fiebergehölt. Du — rief er. Du. Und küßte ihre blinden Augen. Und umfaßte ihren gebrochenen Körper. Und strich über ihr Gesicht, in dem die Wunden bluteten. Du —. Wie habe ich gelitten, rief er. Und sieh, es ist verweht, seit du hier bist. Hab' mich in mein Fleisch geschnitten, — wenn ich nach dir schreien wollte in Qual. Du — Da spürte sie, wie sie ihn sah, den Liebsten. Wie sie ihn hörte, den Liebsten. Wie er jung und strahlend war und ohne Krankheit. Wie sie in seinem Arme lag, schön wie die Himmelskönigin. —

Und der Tod trat zu ihnen. Und sprach. Und seine Stimme war dunkel, wie von Weinen verspült.

Liebe ist stark wie der Tod, und ihr Eifer ist fest wie die Hölle.

Es hat die Liebe den Tod zum Weinen gebracht.

# RANDBEMERKUNGEN

## Mark gegen Dollar

Diejenigen haben recht behalten, die von vornherein warnend darauf hinwiesen, daß die Markstützung nur eine Zeitlang erfolgreich durchgeführt werden könne und daß die künstlich eingedämmte Flut der Devisenhausse über kurz oder lang um so heftiger über die Ufer treten müsse. Wer nicht in dem Aberglauben der Bureaukraten und Sozialisten an den Segen wirtschaftlicher oder finanzpolitischer Zwangsmaßnahmen ganz und gar befangen ist, hat ein solches Ereignis lange vorausgesehen. Die künstliche Markstützung hat notwendigerweise den Export deutscher Waren ins Ausland teils lahmgelegt, teils wesentlich verringert. Exportrückgang bedeutet aber nichts anderes als Verminderung der Deutschland zur Verfügung stehenden Devisen. Je niedriger der Dollarstand wurde, desto weniger Devisen mußten notwendigerweise eingehen. Dabei blieb aber der Bedarf an Devisen für Einfuhrzwecke wesentlich derselbe, ja er wurde durch die Ruhrereignisse noch sehr beträchtlich vermehrt. Ein Ausgleich hätte nur dann geschaffen werden können, wenn gleichzeitig mit der Markstützung eine starke Einschränkung der deutschen Einfuhr vorgenommen worden wäre.

Die Reichsregierung hat sich aber wohl auch über die Höhe des privaten Devisenbesitzes getäuscht oder von der Sozialdemokratie täuschen lassen. Sie hat erwartet, daß durch die Markstabilisierung sehr erhebliche zu spekulativen Zwecken aufgehäufte Devisenbeträge ans Ta-

geslicht kommen und den Devisenmärkten wieder zufließen würden. Entweder war das Vertrauen der Devisenspekulanten in die Stützungsaktion nicht stark genug, oder — was weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat — der Devisenbesitz des deutschen Volkes ist gar nicht so groß, wie im Ausland und Inland in tendenziöser Weise immer wieder behauptet wird, ohne daß man einen Beweis zu erbringen vermag. Regierung und Öffentlichkeit haben lange genug blind auf die Spekulation losgeschlagen und dabei verabsäumt, die deutsche Handelsbilanz durch Einfuhreinschränkung und Ausfuhrförderung mit allen Kräften zu verbessern. Das muß jetzt nachgeholt werden.

## Quis tulerit Gracchos . . .

Die Ermordung des russischen Bevollmächtigten in Lausanne, Worowski, wird von den Bolschewisten zum Anlaß genommen, um in der ganzen Welt über den antibolschewistischen Terror Klage zu führen. So genießen wir das seltsame Schauspiel, daß die Urheber und begeisterten Prediger des politischen Terrors in Moskau die ersten sind, die sich über die Anwendung dieses Terrors aufs bitterste beklagen, wenn er sich gegen sie selbst richtet. Dabei ist schon heute erwiesen, daß der Mörder Worowskis durch den Verlust mehrerer Familienmitglieder infolge der bolschewistischen Schreckensherrschaft auf den Gedanken gebracht worden ist, sich an einem bolschewistischen Führer zu rächen. So hat der Terror den Gegenterror, das politische Verbrechen ein neues Verbrechen hervorgebracht, wie es die geschichtlichen Gesetze uns längst als notwendig gelehrt haben. Niemand aber hat wahrhaftig weniger recht, sich hierüber zu beklagen als diejenigen, die den politischen Terror, die Beseitigung politischer Gegner durch Gewalt seit jeher als ihre vornehmste Waffe zur Erlangung der Macht im Staate angewendet haben. Zu den Gracchen, die über Unruhen klagen, bilden die Bolschewisten, die sich über den politischen Terror entrüsten, ein nettes modernes Gegenstück. Sie beweisen nur, daß die Heuchelei und Unwahrheit in der Politik seit der Römerzeit unverändert geblieben ist. Für jeden gerecht Denkenden bleiben aber die Moskauer Bolschewistenführer, die über Gewalttaten sich öffentlich beklagen, wenn sie gegen einen der Ihrigen begangen werden, aber sie himmelhoch preisen, wenn sie sie selbst gegen ihre Gegner ausüben, unerträgliche Heuchler.

## Boxkampf im Parlament

Der Parlamentarismus hat keine schlimmeren Feinde als die Parlamentarier. Die jüngsten Ereignisse im Preußischen Landtage haben die Wahrheit dieser Behauptung wieder einmal „schlagend" bewiesen. Schlagend im wahrsten Sinne des Wortes. Denn es ist diesmal in diesem Hause der Volksvertreter tatsächlich nicht ohne blutige Köpfe abgegangen. Der Faustkampf hat sich zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, also ganz innerhalb der Linken des Parlaments abgespielt. Die Bürgerlichen blieben erfreulicherweise unbeteiligte Zuschauer. Der Energie des Präsidenten und der Haltung, die diesmal die Sozialdemokraten im Gegensatz zu ihrer eigenen Vergangenheit einnahmen, ist es zu verdanken, daß der Versuch der Kommunisten, den Landtag durch rohe Gewalt an der Arbeit zu verhindern und lahmzulegen, schließlich scheiterte. Aber erfreulich waren diese in einer deut-

schen Volksvertretung bisher unerhörten Vorgänge ganz gewiß nicht und zur Erhöhung des Ansehens des Parlamentarismus haben sie sicherlich nicht beigetragen. Der Parlamentarismus tötet die Parlamentarier, ist früher einmal gesagt worden, um damit auszudrücken, daß die sachliche, mühevolle Kleinarbeit im Parlament die Gesundheit derjenigen Volksvertreter vielfach aufreibt, die sich in erster Linie der sachlichen Arbeit mit Fleiß und Eifer widmen. Heute ist es anders geworden. Heute muß man leider sagen: die Parlamentarier töten den Parlamentarismus. Wenn es so weiter geht, werden die Parteien gut tun, das nächstemal nur die erprobtesten Box- und Ringkämpfer in das Preußenhaus zu wählen. Denn wenn nicht mehr die Güte der Argumente, sondern die Kraft der Fäuste im Parlament entscheidet, dann ist Breitensträter der geeignetste Volksvertreter. Die Parteien werden gut tun, sich schon jetzt diese hervorragende Muskelkraft für den nächsten Wahlkampf zu sichern. Wir werden dann auf allen Wahlplakaten lesen können: Wählt Breitensträter, denn er schlägt alle, die sich ihm in den Weg stellen, rettungslos zu Boden. Welch' Fortschritt, wenn das Parlament erst ganz und gar zum Boxkampfsaal wird, in dem die Kraft der Fäuste darüber entscheidet, wer über das glückliche Preußenvolk herrschen soll.

## Geistige Kämpfe im modernen Frankreich

Wir Deutschen lernen heute die Franzosen als ein Volk kennen, das von aller Geistigkeit verlassen zu sein scheint und das nur noch in der Gewalt und im Militarismus alles Heil erblickt. Aber ganz gewiß stellt Poincaré auch heute noch nicht das ganze französische Volk dar. Die besten französischen Köpfe stehen dieser Gewaltanbetung auch heute noch verständnislos gegenüber. Aber sie sind in einer bedeutungslosen Minderheit. Der herrschende Geist ist der des Imperialismus, der Unterdrückung aller Nachbarvölker, der Beherrschung und Ausbeutung Europas. Wie dieser unheilvolle Geist im modernen Frankreich groß und übermächtig geworden ist, zeigt uns ein streng wissenschaftliches, aber dennoch für jeden praktischen Politiker überaus lesenswertes, ja unentbehrliches Buch von Hermann Platz, betitelt „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich" (Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München). Der Verfasser schildert uns an der Hand tiefschürfender historisch-politischer Untersuchungen, wie der nationalistische Geist der Gegenwart in Frankreich allmählich herangezüchtet worden ist. Es wird uns eingehend gezeigt, wie das Geheimnis der inneren Geschlossenheit und Einheit Frankreichs, das uns der Weltkrieg mit immer neuem Staunen erleben ließ und das auch jetzt Frankreich und seine Regierung so stark macht, in der Formung einer neuen positiven Geistigkeit liegt, die das Ergebnis einer fast 50jährigen systematischen Aufbauarbeit war. Die vorherrschenden Ideen dieser Renaissance waren die nationale und die religiöse. Comte und Taine sind nach der Ansicht von Platz die eigentlichen Schöpfer des modernen Frankreich, die den Franzosen Kult und Disziplin, Autorität und Tradition wiedergaben und sie in den Stand setzten, den Weltkrieg zu gewinnen. Barrès' Doktrin des Nationalismus ist in der Tat zur Bibel der französischen Nation geworden und hält noch heute die französischen Geister völlig im Bann. Daraus zieht der

Verfasser die Folgerung, daß auch wir Deutschen, die wir uns jetzt in ähnlicher Lage befinden wie Frankreich nach 1871 und deren geistige Aufgaben daher denen Frankreichs verwandt seien, aus dem geistigen Entwicklungsprozeß des modernen Frankreich zu lernen versuchen müßten. Wie wir dieser Forderung auch gegenüberstehen mögen, in jedem Falle regt das interessante, mit einer großen Fülle von geschichtlichen Betrachtungen und geistvollen Konstruktionen versehene Werk zum Nachdenken an und sei jedem Politiker, der sich über die Tagesereignisse zu erheben und tiefer in das Wesen der Volkserziehung und der Volksführung einzudringen wünscht, aufs beste empfohlen. Niemand wird dieses Werk eines Kenners des französischen Geisteslebens und der bewegenden Kräfte des Volksgeistes überhaupt ohne Belehrung aus der Hand legen.

# BÖRSENSPIEGEL

## Devisen und Effekten

Die Reichsregierung hat wieder einmal eine „große Tat" getan. Sie hat abermals eine neue Devisenordnung, die vorläufig letzte ihrer Art, erlassen, und sie steht offenbar auf dem Standpunkt, nun sei die deutsche Valuta wieder einmal gerettet.

Der tiefere Sinn der neuen Devisenordnung ist natürlich gewissermaßen wieder einmal der: Der Mensch, das heißt der deutsche Bürger und Untertan, soll keine Dollars und Pfunde oder Franken oder Kronen besitzen, sondern Papiermark; die Papiermark ist das, was der anständige Deutsche zu haben hat, und alles andere ist gewissermaßen Teufelswerk.

Man kennt die Weise, man kennt den Text, und man kennt auch die Verfasser. Es sind die gleichen Leute, die mit der Amtsmiene der Autorität und der ungeheuren Überlegenheit noch im Herbst 1918, als das Glück der Waffen gegen uns entschieden hatte, und als man den furchtbaren Zusammenbruch herannahen fühlte — nicht etwa nur den der Armee, sondern auch der deutschen Finanzen und der deutschen Valuta —, unentwegt erklärten und verkündeten: Die deutsche Kriegsanleihe ist die sicherste Anlage der Welt; wer Kriegsanleihe kauft, wird niemals Geld daran verlieren. — Lang, lang ist's her. —

Es sind die gleichen Leute, die später das Goldagio unter Strafe stellten und jedes Zahlen eines Aufgeldes für Goldstücke bei Gefängnisstrafe verboten — wobei ebenfalls feierlichst und mit Unfehlbarkeitsmiene erklärt wurde, es gäbe kein Disagio des Papiergeldes, und der Zwanzigmarkschein sei nicht weniger wert als das goldene Zwanzigmarkstück, für das man heute weit über 100 000 M. in Papier zahlt. Die feierliche Erklärung verschiedener Minister, Staatssekretäre, Reichstagsabgeordneter und anderer „Autoritäten"

hat nicht verhindern können, daß die Kriegsanleihezeichner so ziemlich ihren ganzen Besitz eingebüßt haben; die Verbote eines Goldagios haben die deutsche Valuta nicht retten können, und wenn man jetzt ein neues Devisengesetz ausgearbeitet hat, so wird die deutsche Valuta dadurch nicht besser und nicht schlechter. Das kann man nur glauben, wenn man gänzlich weltfremd ist und wenn man immer noch auf dem naiven Standpunkt steht, die Valuta ließe sich gewissermaßen kommandieren. Was doch beim besten Willen nicht geht. Die klügsten Leute aber sind wieder einmal die gewesen, die in den Tagen, als bei einem Dollarstande von 100 oder auch von 300 oder 500 oder 3000 die verschiedenen Regierungsstellen feierlichst versicherten, zu einem solch hohen Stande des Dollars liege „nicht die mindeste Veranlassung" vor, ungeachtet dieser unmaßgeblichen Ansicht von hoher Stelle Devisen kauften. Denn damals war es bekanntlich noch jedermann erlaubt, sich für sein ehrlich erworbenes Geld zu kaufen, was er wollte, ob nun Aktien oder Häuser oder Automobile oder Pfunde oder Dollars. Heute aber kann man das nicht mehr, und erlaubt ist nur, was den hohen Herren gefällt.

Und so wird dem Publikum, da es in Zukunft keine Devisen mehr kaufen kann, nichts anderes übrig bleiben, als Effekten zu kaufen. Gewissermaßen als Devisenersatz. Die Effektenkurse sind heute, was dabei sehr wesentlich in Betracht kommt, weit billiger als die Devisen, und das waren sie schon seit sehr geraumer Zeit. Sie waren stets, ohne daß eigentlich ein sachlicher Grund dafür vorgelegen hätte, weit hinter der Parität, nicht etwa nur der Devisen-, sondern auch der Warenparität zurückgeblieben, und zwar vielleicht deswegen zum Teil, weil eben die Devisen ihnen eine scharfe Konkurrenz machten und als das Begehrenswertere und Erstrebenswertere galten.

Nun aber hat die Konkurrenz gewissermaßen endgültig aufgehört, und wer sich aus der Mark „flüchten" will, muß im wesentlichen Effekten erwerben. Vornehmlich deutsche Industrieaktien, denn was besitzen wir denn noch von Auslandswerten? Leider nicht mehr allzu viel, und auch in dieser Beziehung war die von oben her eingeschlagene Politik nicht gerade aller Weisheit voll. Auch das ein ziemlich trauriges Kapitel deutscher Finanzgeschichte des letzten Jahrzehnts.

Die große Umwertung der Effekten steht aber vielleicht augenblicklich vor der Tür. Sie macht, wie immer, ihren Anfang bei den allerbesten und wertvollsten Papieren, bei den Unternehmungen mit großer Rohstoffbasis, bei den Kohlen- und Eisenwerten, die man nicht mit Unrecht als die „wahren Goldwerte" der deutschen Wirtschaft bezeichnen kann. Als die Werte, die man nicht mehr neu schaffen kann, selbst mit noch soviel Geld. Denn eine Fabrik kann man neu errichten, es ist nur eine Geldfrage, aber ein Kohlenbergwerk kann man auch mit allem Gelde der Welt nicht herstellen, wo keine Kohle vorhanden ist. Das ist auch der Grund, warum mit einem Male eine so stürmische Nachfrage gerade nach den wertvollsten und teuersten Papieren einsetzte, gleichviel wie die Dividende der Gesellschaften war, gleichviel auch, wie die augenblickliche Beschäftigung sich stellte, gleichviel, ob man Kapitalserhöhungen dort erwartete oder sonstige Überraschungen angenehmer Art. Gab es Ende Januar, als der Dollar 50 000 stand, an der Berliner Börse nur wenige

Papiere mit einem Kursstande von 200 000, so sind es heute schon recht viele, und es sieht ganz so aus, als werde sich die Zahl dieser Papiere weiter stark vermehren. Von den Papieren, die einen Kurs von 100 000 haben, von denen also jede Aktie eine Million Mark kostet, spricht man schon gar nicht mehr, denn was ist das schon? Eine Million Papiermark! Ganze 100 wirkliche Mark. Also, was für eine Aktie konnte man früher wohl für 100 M. haben? Gar keine. Es sei denn ein Nonvaleur gewesen, das ganze 10% seines Nennwerts stand.

Daran aber sieht man erst, wie niedrig in Wirklichkeit unsere Aktienkurse stehen. Zumal sieht man das bei den Goldwerten, bei denen noch keinerlei Verwässerung eingetreten ist. Und außerdem ist es ein törichtes Märchen, daß die Substanz der Gesellschaften heute nicht mehr vorhanden sei. Im Gegenteil haben die meisten Werke ihre Anlagen seit dem Jahre 1914 außerordentlich vergrößert; sie haben sich neue Goldwerte und Sachwerte geschaffen und, was ebenfalls sehr bezeichnend ist, auch die Umsätze sind der Menge nach vielfach heute wieder höher als im Jahre 1913. Worin besteht also, wenn man fragen darf, der „Substanzverlust"?

Alle diese Erwägungen müssen zusammenwirken, eines Tages eine vollkommene Umwertung am Aktienmarkte zu schaffen. Devisen kann man sich nicht mehr kaufen, um aus der Mark zu flüchten, die Mark aber vermehrt sich in unheimlicher Weise, und wer weiß, ob wir nicht eines Tages bei 10 Billionen Mark angelangt sind? Dann aber steht den Effekten, was ebenfalls ein nicht zu unterschätzender Faktor geldtechnischer Art ist, immer mehr Kaufkraft gegenüber, und automatisch müssen die Kurse steigen. Es wird vielleicht bald überhaupt kein Papier mehr an der Börse geben, das unter 50 000 steht, und selbst die Kurse von 200 000 werden eine Sensation von vorgestern sein.

Florian.


# Nampes Gute Stube

Kurfürstendamm 14/15 · Nürnberger Str. 14/15 · Friedrichstr. 169
Friedrichstraße 185 (am Untergrundbahnhof) · Veteranenstraße 24
Hamburg, Gänsemarkt 2

Unveränderter Betrieb wie in der Vorkriegszeit. Mit Kachelöfen behaglich durchwärmte Räume. Kein Konzert


Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57.

# Die Gegenwart

52. Jahrgang | Juniheft | 52. Jahrgang

## Die deutsche Volkshypothek

Ein Beitrag zur Lösung des Reparationsproblems*)

Von Alfred Ilgenstein

Drei Fragen müssen heute einen jeden denkenden Deutschen erfüllen:

Wieviel können wir aus eigener Kraft und zur eigenen Rettung an Goldwerten aufbringen? Wie fassen wir das als Ganzes zusammen? Auf welche Weise machen wir das so Geschaffene zu unserer Befreiung nutzbar?

Der von dem Herrn Reichskanzler Cuno vertretene und immer wieder betonte Standpunkt, daß Deutschland auch unter dem Druck der französisch-belgischen Ruhraktion keinerlei Verpflichtungen eingehen kann und darf, die es nach gewissenhafter Prüfung seiner Leistungsfähigkeit zu erfüllen nicht in der Lage ist, ist richtig. Alles andere würde immer wieder nur zu neuen Zwangsmaßregeln und zu neuen, das deutsche Wirtschaftsleben aufreibenden Erschütterungen führen.

Die Frage ist nur, wie weit können wir zwecks Lösung des Reparationsproblems in unseren Versprechungen gehen, ohne den Boden einer soliden Erfüllungspolitik zu verlassen.

Die bisherigen, sicherlich wohlerwogenen und auf ehrlichster Berechnung beruhenden Vorschläge der deutschen Regierung haben den Nachteil, daß sie zu einseitig bei unzweifelhafter und von den Gegnern sicherlich nicht genügend eingeschätzter Ehrlichkeit die ganze Reparationsfrage als ein Problem der Zahl behandeln und zu wenig den Faktor der Zeit in ihre Rechnung stellen.

Die Zeit heilt nicht nur, wie der Volksmund richtig sagt, alle Wunden. Die Zeit hat gerade auf finanzpolitischem Gebiete eine die Leistungsfähigkeit außerordentlich vermehrende Kraft. Wir sollen und müssen uns selbstverständlich davor hüten, diesen Zeitfaktor zu überschätzen und nach der Art leichtfertiger Schuldner der Zukunft die

*) Der hier in knapper und, wie ich hoffe, auch in übersichtlicher Form gegebene Versuch, das Reparationsproblem, das mit den bisher gemachten Konzessionen von Seiten Deutschlands, wie wir nachgerade wissen, nicht zu bewältigen ist, einer praktischen und doch von den deutschen Schultern tragbaren Lösung entgegenzuführen, hat bei seiner Vorlage den Herrn Reichsminister der Finanzen zu einer noch im Gange befindlichen Prüfung der Einzelheiten veranlaßt. Ich glaube deshalb, meine bescheidenen Ausführungen auch den weiten Kreisen nicht vorenthalten zu dürfen, die ebenso wie ich, sei es von Berufs wegen, sei es aus vaterländischem Interesse nach einer Möglichkeit suchen, die Ansprüche unserer Gegner und die faktische Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes in Einklang zu bringen.

Erfüllung von Versprechungen zu überlassen, die mit den realen Faktoren der Gegenwart oder den überblickbaren Entwicklungsmöglichkeiten der Zukunft nicht zu vereinbaren sind. Andererseits aber müssen und können wir auch die fernere Zukunft volkswirtschaftlich solideweise durchaus einkalkulieren, solange sie sich folgerichtig und zwangsläufig aus den ehernen Gesetzen der natürlichen Weiterentwicklung fast mit rechnungsmäßiger Sicherheit ergeben.

Die zweifellos die deutsche Volkswirtschaft durch ihre Höhe schwer belastenden Reparationsforderungen stellen eine Goldforderung dar. Das zur Zahlung verpflichtete deutsche Volk und auch viele seiner berufenen und unberufenen Wirtschaftspolitiker aber sehen nur noch Papiergeld. Die gigantischen Multiplikationsfaktoren, die sich aus dieser Papierwährung ergeben, haben nachgerade zur Folge, daß selbst ehrliche Erfüllungspolitiker, von der sie umgebenden Papierflut verwirrt, den immer noch vorhandenen und unzerstörbaren deutschen Goldschatz nicht mehr sehen oder zum mindesten unterschätzen.

Ich werde gleich erklären, was ich unter diesem deutschen Goldschatz, bei dem ich an die mageren Goldvorräte der Reichsbank kaum denke, verstehe. Es hat keinen Zweck, faktisch vorhandene Goldwerte, mögen sie im Augenblick schon greifbar oder durch bestimmte Maßnahmen erst in Zukunft erhebbar sein, zu leugnen. Der Gang der Ereignisse hat zu klar bewiesen, daß wir mit dieser Art Verhandlungspolitik nicht weiter kommen. Wir müssen uns selber über alles rücksichtslos Rechenschaft ablegen, was, nachdem wir einmal den Goldcharakter des Reparationsproblems erkannt haben, an Kraftfaktoren im deutschen Volkskörper vorhanden ist, um eine goldwertgleiche Deckung für die von uns verlangten Zahlungen zu schaffen.

Die deutsche Regierung hat vernünftigerweise vorgeschlagen, die endgültige Fixierung von einer internationalen Sachverständigenkommission feststellen zu lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Votum dieser Sachverständigenkommission nicht nur auf der heute übersehbaren Zahlungsfähigkeit des deutschen Volkes beruhen wird, es wird — ob wir wollen oder nicht — neben den zur Zeit sichtbaren Goldquellen auch den Zeitfaktor für die endgültige Bemessung der Summe heranziehen. Deshalb tun wir gut, uns auch unsererseits darüber klar zu werden, welche Goldquellen sich ergeben, wenn wir den Zeitfaktor endlich gebührend berücksichtigen und sozusagen das Heute mit dem Morgen, wie das jeder weitblickende Kaufmann tut, verbinden.

Welche Goldwerte stecken im deutschen Volke?

Erinnern wir uns des Grundsatzes Friedrichs des Großen, daß die größte Goldquelle eines Volkes die lebendige Arbeitskraft des Staatsbürgers ist. Diese lebendige Volkskraft stellt tatsächlich neben der selbstverständlichen Heranziehung des Besitzes einen unversiegbaren Goldschatz dar, vorausgesetzt, daß die deutsche Volkseinheit und die jetzige wirtschaftliche Kraft des deutschen Volkes erhalten bleibt, also das deutsche Wirtschaftsgebiet, wie es einschließlich aller besetzten Landesteile heute gegeben ist. Nur die Erhaltung unserer jetzigen wirtschaftlichen Kraft kann das Fundament unserer Leistungsfähigkeit bilden.

Hiervon geht der folgende Vorschlag aus:

Jeder, der in Deutschland aus Besitz oder Arbeit Steuern zahlt, ist ein verpfändbarer Goldwert.

Ein verpfändbarer Goldwert, der, wie beispielsweise Zolleinnahmen des Reiches, weder durch Tod noch durch vorübergehende oder gänzliche Erwerbslosigkeit des einzelnen Steuerzahlers aus der allgemeinen volkswirtschaftlichen Berechnung verschwindet, weil der ständige Erneuerungsprozeß durch Volksvermehrung und Volksergänzung jedem physisch oder materiell ausscheidenden Steuerzahler zwangsläufig einen natürlichen Nachfolger gibt.

Diese sich ständig ergänzende Volkskraft bietet also naturgemäß jene breite und vor allem auch stetige Basis, aus der allein mit Hilfe der Zeit solche Riesenzahlungen, wie wir sie zu unserer Befreiung wohl oder übel beschaffen müssen, geleistet werden können.

Es kommt also alles darauf an, ein System zu finden, das diese Quelle, die trotz Krieg und Niederlage noch lebendig ist, solange die Einheit des jetzigen deutschen Wirtschaftsgebietes nach Aufhebung der Besetzung des Ruhr- und Rheinlandes auch unangetastet bleiben wird, der Reparationszahlung dienstbar macht. Ist dies System gefunden, so braucht man nur noch je nach der Höhe der gesamten Schuldsumme, wie sie die internationale oder alliierte Sachverständigenkommission unter hoffentlich gerechter Würdigung der deutschen Wirtschaftsverhältnisse über kurz oder lang feststellen wird, die Leistungszeit entsprechend zu fixieren, um zu einem Ausweg zu kommen, der einerseits den Ansprüchen unserer Gegner gerecht wird, andererseits uns vor der Demoralisierung durch Unerfüllbarkeit dieser Ansprüche bewahrt.

Dieses System kann nur — alles andere wären dagegen nur Teilrezepte, die doch nicht zum Ziel führen würden — in einer von den gesetzgebenden Körperschaften zu beschließenden deutschen Volkshypothek bestehen, die die Verzinsung und Tilgung der ja schon längst in Aussicht genommenen Reparationsanleihe unwiderruflich garantiert.

Jeder Steuerzahler in Deutschland, einschließlich aller dem Erwerb dienenden juristischen Personen und der in Deutschland steuerpflichtigen Ausländer, erhält bei der nächsten und den künftigen Einkommensteuerveranlagungen die Mitteilung, daß er je nach seinem steuerpflichtigen Einkommen aus Arbeit und Besitz für die Volkshypothek mit einem bestimmten Betrage haftet und seinen Reparationsschuldanteil durch einen bestimmten Zuschlag zu seinen Steuern, zahlbar vierteljährlich auf Basis der jeweils zu veröffentlichenden Goldparität, zu verzinsen und zu amortisieren hat.

Bevor die Ausführung dieses Vorschlages näher erläutert wird, sei nochmals darauf hingewiesen, daß der naheliegende Einwand, eintretende Erwerbsunfähigkeit oder Tod mache die Haftung des einzelnen Volkshypothekenschuldners ja doch wieder illusorisch, durch das, was ich oben die natürliche Nachfolgerschaft auf dem Wege der natürlichen Volksvermehrung und Volksergänzung nannte, nicht stichhaltig ist. Jeder Steuerzahler hat unzweifelhaft außer seinem physischen oder juristischen Erben innerhalb der ganzen Volksgemeinschaft und Volkswirtschaft auch immer einen neuen, ihn ablösenden Steuerpflichtigen, der sozusagen automatisch an seine Stelle tritt.

Um hierfür ein Beispiel zu geben: Nehmen wir an, es gäbe im Freistaat Preußen hunderttausend Tischlermeister, so wird sich diese Zahl und die dadurch dargestellte Steuerkraft über alle Wechselfälle durch Erwerbslosigkeit oder Tod einzelner auf Jahrzehnte hinaus mehr oder weniger konstant erhalten. Diese konstante Teilgröße ist daher auch unzweifelhaft in der Lage, ohne daß man dadurch den realen Boden verläßt, den auf sie entfallenden Teil der deutschen Volkshypothek letzten Endes zu verzinsen und zu amortisieren.

Teilt man nun die Gesamtheit der jetzigen und zukünftigen Steuerzahler für die nächsten Jahrzehnte in das ganze Reichsgebiet und alle diejenigen Staatsbürger, welche steuerpflichtiges Einkommen aus Besitz oder Arbeit haben, umfassende bestimmte Volkshypotheken-Schuldnerkategorien ein, so ergibt sich in Anlehnung an die letzten Beschlüsse des Reichstags für die Staffelung der Einkommen zur Fundierung einer internationalen Reparationsanleihe folgender, von der deutschen Volksgemeinschaft zu übernehmender Zins- und Amortisationsplan und damit die von unseren Vertragsgegnern verlangte und durch den gesamten deutschen Besitz und die gesamte deutsche Arbeitskraft zu erbringende Garantie.

Die Schwierigkeiten, die vorgesehenen Zins- und Tilgungsquoten zur jeweiligen Goldparität durch die Steuerzahler aufzubringen, dürfen nicht überschätzt werden. Auch der kleinste Steuerzahler hatte im Frieden so viel Einkommen, daß er für die größte Not, beispielsweise für eine Krankheit, 20 Goldmark im ganzen Jahre erübrigen konnte. An dieser Möglichkeit hat sich auch bei den heutigen Steuerpflichtigen nichts Wesentliches geändert, weil sie zwar nicht eine der Friedensmark entsprechende Papiermenge, aber immerhin so viel verdienen, daß beispielsweise diese 20 Mark Goldparität als tragbar anzusprechen sind. Dies gilt besonders von Handel, Industrie, Landwirtschaft und den Handarbeitern, deren Einkommen an Papiermark heute dem Friedenseinkommen relativ am nächsten steht. Außerdem greift hierbei die mit der Lösung des Reparationsproblems selbstverständlich bedingte Währungsreform erleichternd ein.

Nach dem obigen Volkshypothekenplan soll also von der Gesamtheit der jetzigen und zukünftigen deutschen Steuerzahler der nächsten Jahrzehnte eine Volkshypothek von — sagen wir, um irgendeine Beispielszahl zu nennen — 30 Milliarden Goldmark in der Weise verzinst und amortisiert werden, daß

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 45 % | d. Hypothekenschuldner-Kat. | A | bilden | u. | jährlich | 7½ | — 10½ |
| 20 % | " | B | " | " | " | 27 | — 36 |
| 13 % | " | C | " | " | " | 45 | — 60 |
| 12 % | " | D | " | " | " | 114 | — 150 |
| 5 % | " | E | " | " | " | 195 | — 255 |
| 2 % | " | F | " | " | " | 378 | — 486 |
| 1 % | " | G | " | " | " | 525 | — 675 |
| ½ % | " | H | " | " | " | 1125 | —1425 |
| ½ % | " | I | " | " | " | 1687½ | —2137½ |
| ⅖ % | " | K | " | " | " | 3000 | —3750 |
| ⅖ % | " | L | " | " | " | 4200 | —5250 |
| ⅕ % | " | M | " | " | " | 6000 | —7500 |

## Beispiels-Plan einer deutschen Volkshypothek von 30 Milliarden Goldmark

| Von 20 Millionen jetzigen Steuerzahlern und ihren natürlichen Nachfolgern der nächsten 25—50 Jahre bilden bei der Goldparität vom 1. 1. 1923 diejenigen bis zu einem Gesamt-Einkommen von | Die Volkshypotheken-Schuldner-Kategorie | Hierauf entfallen von der Gesamtheit aller Steuerzahler in % | Hierauf entfallen von der Gesamtheit aller Steuerzahler der Kopfzahl nach | Auf jeden Schuldner ein Hypothekenschuldanteil von Goldmark | Ergibt zusammen Goldmark | Der einzelne Steuerzahler hätte hierauf für die nächsten 25—50 Jahre jährlich zu zahlen an: Zinsen | Amortisationen | Zusammen in Goldmark |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 000 000 | A | 45 | 9 000 000 | 150 | 1 350 000 000 | 3 % = 4½ | 3— 6 | 7½— 10½ |
| 2 000 000 | B | 20 | 4 000 000 | 450 | 1 800 000 000 | 4 % = 18 | 9— 18 | 27— 36 |
| 3 000 000 | C | 13 | 2 600 000 | 750 | 1 950 000 000 | 4 % = 30 | 15— 30 | 45— 60 |
| 4 000 000 | D | 12 | 2 400 000 | 1 800 | 4 320 000 000 | 4½ % = 78 | 36— 72 | 114— 150 |
| 6 000 000 | E | 5 | 1 000 000 | 3 000 | 3 000 000 000 | 4½ % = 135 | 60— 120 | 195— 255 |
| 8 000 000 | F | 2 | 400 000 | 5 400 | 2 160 000 000 | 5 % = 270 | 108— 216 | 378— 485 |
| 10 000 000 | G | 1 | 200 000 | 7 500 | 1 500 000 000 | 5 % = 375 | 150— 300 | 525— 675 |
| 12 000 000 | H | ½ | 100 000 | 15 000 | 1 500 000 000 | 5½ % = 825 | 300— 600 | 1125— 1425 |
| 15 000 000 | J | ½ | 100 000 | 22 500 | 2 250 000 000 | 5½ % = 1237½ | 450— 900 | 1687½—2137½ |
| 18 000 000 | K | ⅖ | 80 000 | 37 500 | 3 000 000 000 | 6 % = 2250 | 750—1500 | 3000— 3750 |
| 25 000 000 | L | ⅖ | 80 000 | 52 500 | 4 200 000 000 | 6 % = 3150 | 1050—2100 | 4200— 5250 |
| darüber | M | ⅕ | 40 000 | 75 000 | 3 000 000 000 | 6 % = 4500 | 1500—3000 | 6000— 7500 |
| | | | 20 000 000 | | 30 030 000 000 | | | |

Goldmark als Zuschlag zu ihren Steuern in vierteljährlichen Raten an das Reich zahlen, zur jeweilig bekanntzugebenden Goldparität.

Dieser Plan wäre auf Grund authentischen statistischen Materials, namentlich durch Heranziehung des stärker zu belastenden Goldwertbesitzes in der Progression noch zu verbessern.

Daneben ließe sich je nach Notwendigkeit bei den größeren industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen, um auch dem Ruf nach Erfassung der Goldwerte, um die wir zur Erhaltung der innerpolitischen Einheitsfront doch nicht herumkommen, Rechnung zu tragen, der auf sie jeweilig entfallende Volkshypotheken-Schuldanteil auf dem Wege einer Kautionshypothek besonders sicher stellen.

Zur weiteren Sicherstellung der Anleihegläubiger wird aber mit Recht verlangt werden, daß die deutschen Bundesstaaten nach Maßgabe der auf sie entfallenden Anzahl der Steuerzahler der Kategorien A bis M und der sich daraus nach dem obigen Plane für sie ergebenden Hypothekenanteile die solidarische Bürgschaft und die Gemeinden für die nach dem gleichen Schlüssel zu errechnenden Unteranteile die auf sie entfallende Ausfallbürgschaft übernehmen.

Die Gemeinden ihrerseits müßten durch das Volkshypothekengesetz nach Art früherer Kriegskontributionen unwiderruflich die Befugnis erhalten, von ihren Mitgliedern die zur Tilgung und Verzinsung der auf sie, die Gemeinden, entfallenden Hypothekenanteile als Steuerzuschläge einzuziehen.

Es bedarf wohl keines Beweises dafür, daß das persönliche Eigentum der steuerpflichtigen deutschen Staatsbürger die durch diese Volkshypothek zu übernehmenden Verpflichtungen letzten Endes auch dinglich deckt, wenn die jetzige deutsche Wirtschaftseinheit erhalten bleibt, um so mehr, als es sich bei Zwangseinziehungen für den einzelnen Schuldner nicht um das Schuldkapital, sondern jeweils immer nur um Zins- und Tilgungsquoten handeln würde.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob der Vorschlag einer Volkshypothek nur eine neue Steuer bedeutet, ein Plus zu den schon vorhandenen, die solide Kapitalbildung und das gesunde Unternehmertum schon fast erdrosselnden Steuern. Es besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen den Steuerabgaben zur Deckung der laufenden und ungedeckt angelaufenen Staatsausgaben und einer Abgabe zur Gesundung und Befreiung der deutschen Wirtschaft.

Jeder tauscht für diese Abgabe die Sicherstellung seiner wirtschaftlichen Existenz ein. Die Höhe dieser Abgaben ist außerdem infolge ihrer Verteilung auf beispielsweise 20 Millionen Schultern und auf einen Zeitraum von Jahrzehnten klein, der damit schnell erzielbare Erfolg dagegen unübersehbar groß!

Es ist gewiß nicht die schwächste Seite dieses Systems, daß mit dieser auf dem Wege einer deutschen Volkshypothek zu lösenden Reparationsfrage sich zwangsläufig auch eine natürliche und deshalb innerlich gesunde Stabilisierung der deutschen Währung von selbst ergeben muß. Mit einer so fundierten Reparationsanleihe würde nämlich dem deutschen Volke und allen seinen im Auslande lebenden Freunden, die durch diesen nationalen Akt zielbewußter Selbsthilfe aufs neue Vertrauen in die nunmehr wieder Boden fassende deutsche Wirtschaft bekommen werden, auch eine wertbeständige Kapitalsanlage allergrößten Stils geboten.

Die führende Bankwelt hat sich teilweise schon mit Recht gegen die Einführung von Goldkonten und die Förderung sogenannter Goldanleihen im Kleinen gewandt. Sie erkennt wohl, daß durch diese Goldanleihen einem gewichtigen Hauptinstrument, das bei durchaus wünschenswerter Wiedererweckung des deutschen Sparsinns einst dazu berufen sein dürfte, in der kommenden Währungsreform eine große Rolle zu spielen, in übereilter Weise der große, mit einer wertbeständigen Reichsanleihe zu erzielende Effekt geraubt wird.

Man scheue sich deshalb nicht, wenn es sein muß, der durch die Volkshypotheken garantierten und fundierten Reparationsanleihe in Deutschland eine Monopolstellung einzuräumen, die die Auflegung weiterer Goldanleihen für einen gewissen Zeitraum verbietet und die bestehenden Goldanleihen durch Umtausch aufnimmt. Damit würde auch vor dem Auslande ein beredtes Zeugnis dafür abgelegt, daß wir zu nichts größeres Vertrauen haben, als zu jener Anleihe, für die das besitzende und arbeitende Deutschland in seiner Gesamtheit haftbar ist.

Schließt sich auch das Ausland, wie zu erwarten ist, diesem unserem Selbstvertrauen an, so scheint es nicht unmöglich, daß eines Tages die Reparationsanleihe auf dem internationalen Geldmarkt derart bewertet wird, daß ihr Agio unsere Reparationslast ziffernmäßig und zeitlich vielleicht in überraschender Weise zum Segen der deutschen Volkswirtschaft und des europäischen Wirtschaftsfriedens wesentlich herabmindert.

Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Vorteil dieses Systems einer zugleich mit der Einkommensteuerveranlagung zu erfassenden und zusammen mit der Einkommensteuer laufend zu realisierenden Volkshypothekenverzinsung und -tilgung wäre der Umstand, daß die von vielen Seiten vorgeschlagene Schaffung einer neuen, großen Verwaltungsinstitution für den steuerlichen Reparationsdienst mit ihren Milliarden verschlingenden dauernden Unkosten sich erübrigen würde. Die durch die Finanzhoheit des Reiches bereits geschaffene Organisation könnte vielmehr ohne erheblichen Zuwachs an neuen Kräften für die Durchführung der Volkshypothekenverzinsung und -tilgung nutzbar gemacht werden.

Selbstverständlich kann und will ich mit dieser absichtlich kurz gehaltenen Darstellung nur die Grundzüge einer praktischen Lösung des Reparationsproblems gegeben haben. Ich bin mir vollkommen bewußt, daß die Finanzsachverständigen hinsichtlich der Ausführung wohl eine ganze Reihe von teils einschränkenden, teils erweiternden Vorschlägen, wie beispielsweise die für die Sachlieferungen geplanten internationalen Industriekombinationen, machen werden.

Aber zunächst gilt es, endlich, nachdem wir uns lange genug durch eine passive Verhandlungspolitik in der Reparationsfrage mit jedem Tage mehr entkräftet haben, nüchtern und methodisch, soweit der deutsche Zahlungswille und das deutsche Zahlungskönnen in Frage kommen, im eigenen Hause bei weitgehendster Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse und des materiellen Könnens des einzelnen Staatsbürgers über alle Möglichkeiten sich zu verständigen.

Nicht eine verfrühte Aufgabe des passiven Widerstandes ist zu dieser Erörterung intra muros notwendig. Aber notwendig ist es,

bei allem Widerstand gegen alle militärisch-chauvinistischen Imperative der Feinde uns selbst an Kants kategorischen Imperativ der Pflicht zu halten.

Reichskanzler Dr. Cuno hat in seinem Schreiben für die Verfassungsfeier in der Frankfurter Paulskirche dieser Tage gesagt: „Heute, da äußere Macht und Fürstenbund dahingeschwunden sind, gibt es für die Einheit Deutschlands nur einen Bürgen, das deutsche Volk..."

Ich möchte ergänzend dazu sagen, heute, da uns die äußere Macht fehlt, um die von uns geforderte Reparationsschuld auf das Maß zurückzuführen, das ein gesunder nationaler Egoismus noch erzwingen zu können glaubt, gibt es für den Weiterbestand der deutschen Reichseinheit, die mit der Bezahlung der Reparationslasten steht und fällt, nur einen Bürgen: Die deutsche Volkskraft, dargestellt in der hier vorgeschlagenen deutschen Volkshypothek auf Besitz und Arbeit.

# Kultur und Kapital

Von August Adelsberger-Baden-Baden

Wir leben in der Zeit des Papiergeldüberflusses und der Armut an Gold. Das, was unser Dasein vor der großen Opferung des Weltkrieges so gleichmäßig, so ordnungsschön gestaltet hatte, war die blinkende Währung, der Untergrund des vernunftgemäßen Wirtschaftsaufbaues der Nationen. Dieser Wertmesser des volkswirtschaftlichen Wohlstandes ist zerbrochen und die Flut des Papiergeldes, dieses Ersatzzahlungsmittels mit ungenügender Kaufkraft, scheint den letzten Rest anerzogenen Glückes verschlingen zu wollen. Je größer der Papiergeldreichtum eines Staates ist, desto größer ist seine Armut, was dann am sinnfälligsten in Erscheinung tritt, wenn der papiergeldübersättigte Millionär die Grenzpfähle seiner Heimat überschreitet und in ein Währungsland eintritt, das noch die Grundlagen seines Vermögens auf dem blinkenden Metall unverrückbarer Werte und Wertgültigkeit aufgebaut hat. Da zerfließt der reiche Schatz bedruckten, wertscheinigen Papiers wie Butter an der Sonne.

Dieser Massenreichtum steigert natürlich die Sachwerte, und die Gedankenrichtung des einzelnen ist nur von einer grausamen Idee besessen, Geld zu bekommen, Papiernoten zu verdienen, zu erwuchern, zu erspekulieren, nur um leben, um genießen zu können, wild genießen zu können, wie es die Jungmannschaft des Reichtums tut, die übersättigten Schieber und lüsternen Schlemmer. Dabei verflacht jede Sitte und jedes kulturelle Leben im Staate, und auf steilen Pfaden geht es bergab von dem stolzen Höhenwege. In allen Staaten Europas, die den Zenit kulturellen Aufstiegs dadurch zu erreichen glaubten, daß ihre Völker, alle erzogen im Glauben christlicher Nächstenliebe, sich vier Jahre lang die Schädel einschlugen, um durch diese wahnsinnige Bestialität alles zu verlieren, was sie in den Jahren der Arbeit aufgebaut hatten, finden wir die gleiche Erscheinung, diese furchtbaren Vorläufer des Zusammenbruchs abendländischer Kultur.

Und auch hier erkennen wir die Parallele zum Währungszusammenbruch. Je schlechter die Valuta eines Landes ist, um so rascher vollzieht sich der kulturelle Rückschritt, und je größer der Reichtum an Papiernoten, desto größer ist auch die geistige Armut. Diese Wertunterschiede treten noch nicht augenfällig in Erscheinung, denn das eine Volk war kulturell höher gestiegen als das andere; um so weiter ist auch der Rückweg. Aber alle Staaten des Abendlandes werden früher oder später an der gleichen Stelle ankommen, im Morast des Abgrundes.

Und warum gibt es keine Rettung? Warum müssen wir in das kalte Elend des Unterganges hinab? Warum? Weil uns die großen Männer, die geistigen Führer, die Menschheitserzieher fehlen. In der Politik fehlen sie, in der Wirtschaft und noch mehr auf dem Gebiete des Geistes. Und warum? Weil der größte Teil der schöpferischen Kräfte im Blutbad des Krieges ertrunken ist, und der übriggebliebene Rest wird durch den schnöden Daseinskampf zermürbt und zerbrochen.

Bücher werden nicht mehr gekauft, weil sie zu teuer sind. Der Künstler arbeitet nicht mehr aus reiner Liebe zur Kunst, sondern um nackten Broterwerb. Er ist ein Kind seiner Zeit, er will weder Führer sein, noch werden. Der Maler ist der geschäftstüchtige Tüncher geworden, der auf Bestellung des neuen Reichtums arbeitet. Der Dichter befriedigt sich in lüsterner Erotik, denn das gefällt der Menge und bringt Geld. Der Theaterleiter denkt an seine Kasse, denn ihn beschäftigt die Sorge, wie er seine Künstler entlohnen soll. Alles geht nach dem Tarif, nur die Kunst hat keine Klasse.

Kunst und Kultur! Wer kümmert sich um tote Götter! Butter braucht man, Eier muß man haben, Fleisch ist notwendig, Stiefel und Kleider machen Leute, aber Kultur? Was ist Kultur? Die kann man doch nicht auf das Brot streichen, die sieht man nicht. Wenn nur der Körper leben kann, die Seele mag sterben.

Es gab zu allen Zeiten des Weltgeschehens Abschnitte gleitenden Niederganges, aber keine Zeitspanne in der Geschichte war so trostlos wie die zeitgenössische. In den tosenden Zusammenbrüchen, welche die Geschichte der europäischen Kulturwelt aufgezeichnet hat, zeigten sich in dem grauen Elend des Alltags immer kurze, glänzende Lichtstreifen, die wie ein verheißungsvoller Regenbogen den bedrückten Völkern wolkenlose Tage sonnigen Glückes vorhersagten, und die eine Hoffnung erweckten auf bessere künftige Tage. Unsere Zeit findet eigentlich nur eine Parallele in der dunklen Epoche zu Ausgang des Dreißigjährigen Krieges, wo Mord und Vernichtung über einem Teile gehaßter Völkergemeinschaft lagen, aber auch diese düstere Zeit fand weite Gassen in die Freiheit, da nur ein kleiner Teil Europas zur Schlachtstätte des Glückes und der Moral wurde, und die unberührten Gebiete im weiten Abendlande brachten kräftigen Dünger zum geistigen Wiederaufbau und zum endlichen Vernarben der Wunden. Zudem waren die Völkerschicksale nicht so feinmaschig zusammengesponnen, und eine Weltwirtschaft im modernen Sinne schlummerte noch im Zeitenschoße. Die Marterwerkzeuge einer verfeinerten Technik verbanden die Staaten Europas noch nicht zu ihrem Heil und Unheil; Europa war im Gesichtskreis jener Völker weiter und größer als es heute unser geographischer Horizont sich

vorstellt, und jenseits der Ozeane gab es noch keine Hüter der Zivilisation. Die Ausblicke in eine hoffnungsfreudige Zukunft sind heute deshalb so dicht verhängt, weil die Staatslenker und die Völker der abendländischen Welt nicht von den Stricken der Überlieferung und den vergangenen Geschehnissen loskommen können, und besonders, weil sie arm und unfähig zu schöpferischen Ideen sind. Gäbe es wirklich führende Geister, dann würden sie zuerst die Vergangenheit durch Vergessen verschließen und einer neuen Zukunft die Wege zeigen. Es sollte die Erkenntnis der unbedingten Zusammengehörigkeit und der Abhängigkeit im Völkerleben ein Bekenntnis sein; statt dessen erleben wir, wie mit brutaler Grausamkeit lange Jahre nach einem mörderischen Kriege die Völker mit Gift und den tötenden Waffen der Hinterlist den vermeintlichen Gegner vernichten wollen und nichts anderes als den Mord an der Menschheit und damit Selbstmord an sich selbst vollbringen.

Es ist die wütende Selbstzerfleischung des Kapitalismus, die wir miterleben, des Kapitalismus, der in kalter, aber falsch berechnender Selbstsucht wie ein gieriger Leichenfledderer aus den Trümmern eines eingestürzten reichen Hauses Gold holen möchte und sich selbst unter den berstenden Ruinen begräbt. Bei diesem ziellosen Treiben ist es nur zu natürlich, daß Wohlstand und Glück, Ehre und Streben und auch das Verlangen nach höheren Zielen im Leben der Völker verlöschen müssen.

Aber vielleicht wäre in letzter Stunde noch eine Rettung möglich, wenn im Selbstbesinnen die Völker daran denken wollten, ihre Kultur zu retten, das verglimmende heilige Feuer des Geistes zu hüten, aus dessen Funken die neue Kraft zum Leben emporschlüge.

Der Wächter dieses heiligen Grals in unserem Deutschen Reiche müßte die Regierung sein, welche das Geschäft der Könige übernommen hat, zu verwalten und der Kultur zu dienen. Aber diese Regierung kann es nicht, denn sie steht wankend in der Zerklüftung der Parteien und hat kein Geld.

Und so wären diejenigen verpflichtet, die hehre Aufgabe zu übernehmen, denen das Schicksal den Reichtum gegeben hat, nicht allein um ihn zu besitzen, sondern um damit Gutes zu wirken. Es werden Opfer, große freiwillige Opfer gefordert und dazu noch das Verständnis für die Bedürfnisse unserer Zeit. Wir lesen und hören zuweilen, daß der hochsinnige Großindustrielle sein warmes Herz für die Kunst entdeckt hätte, indem er Tausende, sogar Hunderttausende von Papiermark für die Ausstattung einer Opernaufführung gestiftet habe. Gleich wird die Menge zum Götzendiener und huldigt dem Wohltäter. So anerkennenswert diese Tat auch ist, denn wenig geben ist immer noch besser als alles zu behalten, eine große Tat war es dennoch nicht gewesen. Es war der kleine Rest eines überflüssigen Überflusses, den man verschenkte und diente der Befriedigung einer Laune. Aber die Kunst ist kein Bettler. Kunst und damit Kultur wollen kein Almosen, sie verlangen wirkliches Opfer. Und ein Volk, das seiner Kultur keine Opfer mehr zu bringen vermag, das Volk ist tot.

Wir rühmen uns, d. h. der eingesessene Reichtum und die emporgekommenen Großkapitalisten rühmen sich ihres Herrentums und

ihrer Bereitwilligkeit zum wirklichen Opfer. Aber nirgends erblicken wir den Weihrauch, der über Generationen hinweg die Opfertaten kündet.

Wenden wir uns rückwärts in der Weltgeschichte, und wir erfahren, wie die Vergangenheit geniale Finanz- und Kaufleute kannte, die im Kampfe der politischen Leidenschaften standen, eifrig ihrem Berufe dienten und noch wertvolle Zeit erübrigten, eine künstlerische und damit eine Kulturmission zu erfüllen. Ja, noch mehr: Sie waren nicht nur Förderer der Künste und Wissenschaften, sie waren selbst Künstler. In der kurzen Zeit von vierzig Jahren haben die ersten großen Männer aus dem Hause Medici etwa 40 Millionen Goldmark für künstlerische Zwecke ausgegeben, aber eine viel vollgültigere Goldmark als unsere Generationen sie selbst vor dem Völkerkriege besessen haben. Diese Menschen lebten auch in einer politisch sehr bewegten Zeit; sie benötigten große Summen für ihre weitreichenden geschäftlichen Unternehmungen, und um sich durchzusetzen, mußten sie Einfluß im Staate erlangen. Dieser praktische Ehrgeiz führte sie in die Partei- und Weltpolitik, und mit festem Griffe hielten sie das pulsierende Leben der Staatsgeschäfte in ihren Händen.

Die Zeit der Renaissance hatte eine hohe Meinung von der Kraft der Persönlichkeit, und sich besonders hervorzutun und sich auszuzeichnen war der Wille eines jeden starken Mannes. Auch heutzutage stachelt brennender Ehrgeiz die starke Persönlichkeit auf, sich auszuzeichnen, aber unsere Männer gefallen sich mehr im Blenden, und man vermißt die Verwirklichung in der Erreichung hoher Ziele.

Jene Männer des 15. Jahrhunderts aber wollten nicht den Schein, sie suchten und fanden die Verwirklichung der Tat. Daraus erklärt es sich, daß diese Medicäer nicht nur Förderer, sondern Erwecker der Kultur geworden sind. Ihr vielgeschmähter und vielbeneideter Reichtum war ein Segen für die Mit- und Nachwelt geworden, denn ohne ihn wären niemals die herrlichen Werke eines Donatello oder Boticelli entstanden, und die Hochgeister der Renaissance, Raffael und Michelangelo, wären der Menschheit verschlossen geblieben, an deren Werken die Künstlerschaft kommender Geschlechter sich bildete und die den suchenden Menschen zur Gottheit emporführten.

Ferner die reichen Büchersammlungen, die mit so viel Liebe, Wissen, Schwierigkeit und Beharrlichkeit zusammengetragen worden sind, sie werden ein ewiges Denkmal dieser seltenen Menschen sein. Die kommenden Fürstengeschlechter aller Länder ahmten die erhabenen Neigungen dieser begabten Männer Italiens nach, und mit Glück, durch Fleiß und Unterstützung der Männer der Wissenschaft vermochten sie es, Stützen der Kultur zu werden.

Und heute, nachdem durch den Sturm der Verhältnisse die Fürstengeschlechter hinweggeweht wurden, ist es die Pflicht der privaten Kapitalisten, deren Erbe zu übernehmen und die Verantwortung, Förderer der Kultur zu werden.

Es wird niemand verlangen, daß ein solches modernes Mäzenatentum selbst die Künstler suchen soll, welche die Seele der Kunst verstehen, denn unter den zeitgenössischen Führern der Hochfinanz und der Industrie wüßte ich keinen, der dieser Sendung fähig wäre. Aber der gute Wille, ein warmes Herz, eine offene

Tasche und die Liebe zum eigenen Volke und seiner Existenz müßten ihnen die Fähigkeiten geben, nicht nur industrielle Demagogen, sondern wirkliche Volksführer im ethischen Sinne vermöge der Machtmittel ihres Reichtums zu werden.

Opfert nur ein Zehntel eures Besitzes der Kultur, und ihr werdet die Früchte reifen sehen. Dann brauchten unsere Theater nicht mehr aus Mangel an Mitteln zu schließen, die Bildungsstätten verkümmern, der Künstler verhungern und der Dichter betteln zu gehen. Und wenn bei dem vertrauten Umgange mit den schönen Künsten die Fähigkeit in euch erstünde, die Eigenart der Kunst und ihre Ziele zu studieren, aufstrebende Künstler selbst zu fördern und ihnen den Weg ins Leben zu bahnen, den Unvermögenden den Umgang mit den Werken der Kunst und Kultur zu vermitteln, dann wäre Segen und Segnung das Lob der guten Tat, und eure Namen glänzten unauslöschbar am Sternenhimmel ewigen Ruhmes.

# Die Philosophie des Als-Ob*)

Von Hugo Marcus

Es ist heute, zumal auf philosophischem Gebiete, gewiß schwerer, eine kleine Neuentdeckung zu machen, als es in früheren Zeiten war, einen großen Gedanken zu finden. Denn je mehr Köpfe hohen und höchsten Ranges im Laufe der Geschichte über die Dinge der Welt nachgedacht haben, desto mehr sind alle Verhältnisse des Daseins auch bereits bis in ihre feinsten Verästelungen hinein ausgeschöpft. Und nur seltenen Geistern gelingt es, aus dem von Generationen durchwühlten Boden noch neue Goldkörner emporzuholen.

Man darf sagen, daß zu den nicht übermäßig vielen Denkern, die im 20. Jahrhundert einen neuen Gedanken von wahrhaft großem Ausmaß fanden, Hans Vaihinger, der Hallenser Philosoph gehört, dessen berühmtes Werk, die Philosophie des Als-Ob, soeben bei Felix Meiner in Leipzig in einer populären Ausgabe erschienen ist. Dr. Raymund Schmidt hat das kleinere Buch mit ungemein glücklicher Hand und hervorragender Sachkenntnis aus dem großen Hauptwerk herausgeschnitten. Max Dessoir sagt es einmal von sich, er habe die große Geschichte der Psychologie schreiben müssen, damit es ihm dereinst gelingen möge, die kleine zu schreiben. So aber müßte eigentlich jedes umfassende Geisteswerk in zweierlei Formen zwischen die Menschen treten: einmal als große Ausgabe: Unter dem Gesichtspunkt der Vollständigkeit; wächst doch jeder philosophische Gedanke mit dem Heerbann von Einzelheiten, über den er sich als Herrscher erweist. Daneben aber hätte eine kleine Ausgabe einherzugehen: Unter dem Gesichtspunkt, daß das Zentrale und Hauptsächliche, die große Wesenslinie, darin noch unbeirrter und stärker zum Vorschein kommt. Während nun Vaihingers Als-Ob-Philosophie den Heerbann ihrer

*) Die Philosophie des Als-Ob-System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Von Franz Vaihinger. Volksausgabe 1923. Verlag von Felix Meiner, Leipzig.

Anwendungen immer noch vergrößert, weil dieser Gedanke jetzt erst von den Fachwissenschaften auf allen Gebieten aufgegriffen wird, haben wir neuerdings durch Raymunds Schmidts, die Masse des Stoffes souverän beherrschende Auswahl zugleich das kleine und kurze Buch über Vaihingers Philosophie.

Was ist das Zentrum der Lehre Vaihingers? Vaihinger ist der konsequenteste Vertreter des Zweckgedankens, den die Geschichte der Philosophie bisher hervorgebracht hat. Denn für ihn vollzieht sich nicht nur das richtige Denken zweckmäßig, sondern selbst unsere Irrtümer erweist er noch als beherrscht vom Zweckmäßigkeitsgedanken. Insbesondere hat Vaihinger auf allen Gebieten des Lebens und Denkens eine gewaltige Gruppe von Irrtümern nachgewiesen, welche er Fiktionen nennt. Fiktionen sind solche Irrtümer, auf die der menschliche Geist nicht willkürlich und zufällig im Einzelfall, sondern mit Notwendigkeit gerät, und die wir auch dann als wertvoll beizubehalten haben, wenn wir ihren Charakter als Irrtümer erkennen: eben weil sie uns die wichtigsten Dienste im Kampf ums Dasein leisten. Solche Irrtümer sind also Lebenslügen im Ibsenschen Sinne, d. h. Lügen, die wir brauchen, um existieren zu können. Und Vaihinger wäre demnach die philosophische Komplementärerscheinung zu Ibsens Dichtergestalt. Aber der Philosoph greift insofern über den Dichter hinaus, als er nicht wie dieser mit einem Fragezeichen endet. Sondern er lehrt ja eben, daß wir jene großen und gewaltigen Irrtümer, die überall den Horizont des Denkens an seinen Grenzen umlagern, ruhig festhalten dürfen, sofern wir erkannt haben, wie zweckmäßig sie für den Kampf ums Dasein, den der Mensch zu führen hat, allenthalben sind. In der Erkenntnis der Irrtümlichkeit unserer Fiktionen liegt das pessimistische Element von Vaihingers Philosophie. Ihre Anerkenntnis als zweckdienliche und also berechtigte Lebenselemente bedeutet jedoch einen heroischen Optimismus innerhalb der Vaihingerschen Lehre. Vaihinger ist Pessi-Optimist. Ja, er hat einmal geäußert, daß das Leben überhaupt nur auf pessimistischer Grundlage positiv und bejahend zu führen sei! Diese großartige Wendung kann der Denker aber nur nehmen, weil sich ihm das Leben nicht mit dem Denken erschöpft. Denn vom Denken aus ist eine Sache gerichtet, wenn sie sich als Irrtum erweist. Sondern weil für ihn das Leben weitergreift als das Denken und das Denken ihm nur ein Mittel (unter vielen) ist zum großen Zwecke des Lebens selbst. Leben, Handeln, Wirklichkeit wichtiger als Theorie! Das ist das Ergebnis des Theoretikers Vaihinger. Welche Objektivität, welches Über-Sich-Selbst-Stehen gehört für einen Theoretiker dazu, sich selbst als zweiten Ranges anzuerkennen gegenüber dem Gestalter und souveränen Herrn des Daseins! Vaihinger aber wird damit gerade für die heutige Zeit und die heutige Jugend wichtig, indem er ihr einmal aus Zweifeln hilft, zum anderen aber die Richtung auf Tat, Handlung, Gestaltung fördert, die ohnehin das Gebot der Stunde ist in Zeiten so ungeheurer Not.

Es bleibt noch, mit einigen Worten auf die wichtigsten Fiktionen einzugehen, die Vaihinger dekuvriert: Als Fiktionen erkennt Vaihinger unser gesamtes abstraktes Denken. Insbesondere sind die grundlegenden Kategorien der Substantialität und Kausalität fiktiver Art.

Das Ding an sich ist eine große Fiktion. Der Kraftbegriff der Naturwissenschaften wie der Staatsbegriff der Soziologie werden auf ihre fiktiven Elemente hin zerlegt. Auf ethischem Gebiete ist es der Begriff der Freiheit, der als Fiktion durchschaut wird. Das Fiktive aller Ideale ist Gegenstand der Erörterung. Vaihinger begnügt sich aber nicht mit solchen Feststellungen, sondern er gibt zugleich den Weg und das Warum an, wie der Geist notwendig zu den Fiktionen gelangt. Neben einer Logik gibt er eine Psychologie der Fiktionen. Und indem er sie einerseits an den Dichtungen und Kunstwerken, andererseits an den Hypothesen der exakten Wissenschaft mißt, gewinnt er ganz neue, weitgreifende Gesichtspunkte für das Verhältnis von Philosophie und Kunst einerseits, künstlerischer und wissenschaftlicher Phantasie andererseits. Denn das ist die große psychologische Erkenntnis Vaihingers, daß die Phantasie nach ihm auch das wissenschaftliche Denken beherrscht. Er zeigt den ganzen Umfang der Rolle, die gerade das künstlerische Element der Phantasie in den Wissenschaften spielt.

Besonders eigentümlich für Vaihingers Denken ist das Gesetz der Ideenverschiebung, das er aufstellt. Er zeigt, wie im Leben allenthalben Fiktionen zu Hypothesen und Hypothesen zu Dogmen werden. Er zeigt aber auch in überaus interessanter Weise, wie eine der Hauptaufgaben der Wissenschaft darin besteht, gerade den umgekehrten Weg zu gehen und Dogmen als Hypothesen, Hypothesen als Fiktionen zu entlarven.

# Die größte Mozart-Tragödie

Von Joh. Heinr. Braach-Duisburg

(Nachdruck verboten.)

Am 5. Dezember des Jahres 1791, der Tag ist erst wenige Stunden alt, klappert das Knochengestell zum Krankenbette Mozarts und hält das Herz an.

Abgemagerte Züge des Gesichts werden unbeweglich und fahl, Finger starr wie Stein.

Nicht einmal sechsunddreißig Sommer, die meist in Sorge und Not verrannen, hat das Leben diesem Komponisten geschenkt.

Armut bleibt auch im Tode, denn Schulden wollen bezahlt sein und das Begräbnis kostet Geld.

Weder Freund und Verleger, Gönner oder Bewunderer kümmert sich um die Witwe, kein Herz und keine Hand erfüllen ihren Wunsch, dem Entschlafenen eine geziemende Bestattung schenken zu dürfen.

Wien und die Welt ergötzen sich an Mozarts Werken, Theaterdirektoren, Verleger und Agenten verdienen Reichtümer durch sein Geschaffenes — die jammernde Frau aber durchwühlt Schränke und Gefächer nach wenigen Gulden, alle Taschen dreht sie um, nichts, kein Silber oder Wertgegenstand — Pfandhäuser fraßen das letzte Kleinod —, überall, wohin sie forscht, entsetzliche Leere und angstbereitende Dürftigkeit.

Das, was sie erraffen kann, reicht nur zu einem Kondukt dritter Klasse.

Schon am nächsten Tage ist das Begräbnis.

Mozarts Gattin fiebert krank in dem einen Bett, aus dem man vor wenigen Stunden ihren Mann in die letzte Wohnung gesargt hat, und wimmert weh in die krampfhaft umfaßten Kissen hinein.

Draußen sind Gassen und Wege eine Schlammasse. Regen und Schnee klatschen hernieder, Wind peitscht nasse Kälte über Plätze und Straßen. Schritt für Schritt stapfen die wenigen Trauernden, die sich eingefunden haben, durch Pfützen und Kot. Rasch flucht der erste zum zwanzigsten Male über die Unbill des Wetters, stöhnt von Erkältungsgefahr und biegt vom Zuge ab. Bald schüttelt ein zweiter verdrießlich den Kopf und schleicht davon. Und als noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt ist, befindet sich kein Getreuer mehr beim Wagen.

Die Räder des Karrens quietschen in trostloser Öde; Menschen, die dem Gefährt begegnen, denken an die Bestattung eines Armenhäuslers oder Verbrechers und halten den Toten nicht eines Grußes wert.

Der Küster vor dem Geistlichen nimmt größere Schritte, denn er denkt an die geheizte Stube daheim, und wenn auch der Kaplan in versunkener Andacht zögern will, er wird allmählich mitgerissen, daß auch er eilt und der Kutscher die Pferde zu langsamem Trabe anspornen kann.

In Eile kommt man zum Friedhof, wo rasch der Sarg aus dem Wagen gehoben und dorthin, wo Mozarts irdische Überreste beigesetzt werden sollen, gebracht wird.

„Heut halt Nummer vierundzwanzig", meint der Totengräber. „Hundearbeit beim verdeixten Winterspiel."

„Ist's net so, Herr Kaplan?" fügt ein anderer hinzu.

„Wohin?" fragt der vorangehende Küster.

„Er kriegt's Massengrab", entgegnet der Wärter.

„Da gibts am jüngsten Tage Sapperlotsmusik."

„Als dahin."

„Kommt a nette Sippschaft all zusammen."

Bei diesen Worten ist man an der Gruft, die schon neunzehn Tote birgt. Zur eigenen Ruhestätte hat es nicht gelangt.

Stärker faust der Sturm, heult unheimlich in hin- und herwippenden Zweigen einer Trauerweide, schüttelt Tannen gespensterhaft und zieht wässerige Schneeschleier über Gräber, daß sie aussehen, als flatterten Totenhemden über sie.

Nur schnell.

Der Priester spricht das Vaterunser, und noch ehe er die Stätte gesegnet, noch ehe er die letzten Worte gebetet hat, werfen schon Spatenstiche Schollen auf Schollen in die Gruft.

Nur schnell.

Als der Küster beim Wegschreiten nach seiner Gewohnheit spricht: „Gott gebe ihm die ewige Ruhe", sagt roh einer der Gesellen: „Und uns Erlösung." Da lachen die anderen, denn sie wissen, daß jener denkt: „Vor Beerdigungen, die keinen Stieber Trinkgeld bringen."

Kein Stein wird gesetzt, keine Holzkreuze geben Kunde von denen, die hier ruhen.

Diese arm gewesenen Wesenlosen behalten im Tode keinen Namen, und hatten sie schon im Leben nur geringe Rechte, hier besitzen sie nicht eines. Ihren Gebeinen wird nur die Dauer der Ruhe, die Staat oder Stadt für notwendig erachten, gegeben. Einige Jahre können sie liegen und schlafen, dann, wenn Menschen nur mehr aus wenigen Knochen bestehen, werden die Überreste zusammengescharrt und neue Tote in alte Gräber gelegt.

Und so, als einmal nach Jahren die Witwe nach einer Pause von Monaten wieder zum Grabe wallt, kann sie die Ruhestätte nicht mehr finden. Neue Hügel sind an derselben Stelle entstanden; hier werden andere Tote von anderen Menschen beklagt.

Der Kirchhofsgärtner ist gestorben und sein Nachfolger kann keinen Aufschluß geben.

Nicht ein Spahn bezeichnet den Ort, da man den unsterblichen Musiker der Erde übergab.

Da ist das Herz der Frau eine dunkle Schale, die überläuft vor bitterster Qual und herbstem Leid. Nichts — nur irgendwo da herum muß er liegen, nur irgendwo dort im Kreise träumt er weiter von holden Melodien, die er der Menschheit gab.

Was nützt uns heute das Ehrengrabmal auf dem Zentralfriedhof in Wien? Es ist eine phrasenhafte Larve vor einem undankbaren Gesicht.

Was nützt der Totenschädel, den man in Salzburg zeigt und für denjenigen Mozarts ausgibt?

Ist es der seine?

Verrückte und Denker haben im Verwesen dasselbe hohle Haupt.

# Das Märchen vom goldenen Baume

Von Max Haase

Es waren einmal zwei Brüder, die lebten mutterseelenallein mitten im großen, dunklen Tannenwalde. Vater und Mutter hatten sie verloren und nun nährten sie sich kümmerlich, wie sie es von den Eltern gelernt hatten. Wenn sie auch durchaus nicht gleichen Sinnes waren, so lagen sie doch nie miteinander im Streite, denn sie wußten wohl, jeder für sich allein konnte nur schwer das bereiten und verschaffen, was ihm zum Leben nötig war. So waren sie denn verträglich miteinander, jeder zu seinem eigenen Nutzen, und mit sich und dem Leben zufrieden, hausten sie tagaus, tagein in der aus wuchtigen Baumstämmen gerichteten Hütte ihrer Eltern.

Nun sollte es eines Tages kommen, daß ein strömender Regen niederging auf die Erde, der den ganzen Erdboden aufweichte und die Gewässer anschwellen ließ bis zum Überlaufen, so daß sich die Menschlein alle in ihre Behausungen verkrochen vor dem mißmutigen Wetter. Auch die Brüder hockten in ihrer Kammer und stierten

in die trübe Dämmerung hinaus. Und der Regen war den ganzen Tag und den ganzen Abend, und schon kam die Nacht, und immer noch strömte es vom Himmel zur Erde. Da war es den Brüdern, als klopfe jemand ans Tor; sie nahmen die Fackel und gingen beide zu öffnen. Vor der Hütte stand, in einen großen Mantel gehüllt und von einem breiten Hute geschützt, ein kleiner, unscheinbarer Mann. Der bat die beiden Brüder um Obdach während der Regennacht, und sie gewährten ihm. Sie führten ihn an den Herd, daß er sich erwärme und seine Kleidung trockne und schoben ihm ein Fell hin, daß er sich setzen und ausruhen könne.

Da sie ihn lange Zeit betrachtet hatten, fragten sie ihn, wer er sei und wohin er wolle; und der Fremde erzählte ihnen:

Er sei der Bote eines großen Königs, des Königs vom goldenen Baume, und sein Herr habe ihn ausgeschickt ins tiefe Land, neue Diener und neue Kämpfer für das hohe Reich zu suchen. Er habe aber niemanden gefunden, der bereit gewesen wäre, mit ihm zu gehen.

Als der Fremdling solches den Brüdern erzählt hatte, boten sich beide an, mit ihm zu gehen in das Land seines Königs; der eine tat es, weil es ihm köstlich dünkte, Kämpfer oder Diener eines großen Königs zu sein, der andere, weil ihm sein Sinn allerhand Phantastisches vorgaukelte, seit er das Wort gehört hatte: Vom goldenen Baume. — Wohl war der Gast zunächst erstaunt, als die beiden ihre Dienste anboten, aber dann sagte er ihnen lächelnd:

„Es ist recht von euch, daß ihr dem großen Könige dienen wollt, aber wisset wohl, er kann nur wahre, treue und reine Menschen brauchen, denn der Dienst ist schwer und verantwortungsvoll, und noch nie hat ein Falscher die Grenze seines Königreiches überschritten. Wenn ihr aber ehrlichen Willens seid, will ich euch gerne mitnehmen."

Da machten sich die Brüder sogleich bereit, mitzuwandern nach dem Reiche des Königs vom goldenen Baume. Als sie das Tor öffneten, siehe, da hatte es aufgehört zu regnen und ganz, ganz ferne von Osten her glühte schwachschimmernd das erste Morgenleuchten. Den ganzen Tag mußten sie nun gehen, und fast wären sie müde geworden, so brannte die Sonne hernieder, fast wären sie zusammengebrochen, so oft stolperten sie über Gestein und Wurzelwerk. Endlich aber, als sich die Sonne schon nach Westen wandte, kamen sie an einen steilen, engen Pfad, der sie hineinführen sollte in das ersehnte Reich. Auf der rechten Seite des Weges ragten gewaltige Felswände auf, während links ein schier endloser Abgrund gähnte. Der Zufall wollte es, daß der zweite der Brüder, der immer noch an das Wort: Vom goldenen Baume, dachte, zuletzt gehen mußte auf dem Steige, der nur einem einzelnen Menschen Raum gab. Als die drei endlich an das Felsentor kamen, geschah es denn so:

Der fremde Gast der Brüder, der ihnen voranschritt, klopfte an die steinerne Wand und sagte ein seltsam Zauberwort dazu, und siehe, die Felsen taten sich auf und Fülle des Lichts brach hervor, daß der erste der Brüder geblendet ward und nach des Führers Hand tastete und demutsvoll flehte: Hilf! Und der Fremde faßte ihn bei der Linken und führte ihn hinein. Unterdes hatte der andere das helle Aufleuchten vor sich gesehen, dachte an das Wort vom goldenen

Baume, jauchzte auf in begehrlicher Freude und wollte mitten hineinstürmen in die Lichtfülle. Im selben Augenblicke aber schlossen sich die Torflügel hinter seinem Bruder und dem Fremden, daß er mit solcher Wucht an die wieder erstarrte Felswand anprallte, daß er weit zurückgeschleudert wurde mitten hinein in den Abgrund.

Er aber sah es nicht mehr, wo er sich befand, er sah nur noch Licht, flimmerndes, blendendes Licht, das wie ein Pfeilregen ihn durchlodert hatte. So wußte er nicht, daß seine Augen ganz blind geworden waren, er meinte vielmehr, jetzt selber König vom goldenen Baume zu sein. In diesem Wahne lebte er weiter tief unten im Abgrund.

# Reigen

Von Martin Feuchtwanger

Es gibt Pellkartoffel und Heringe. Und außerdem ein Achtelpfund Leberwurst. Von der Leberwurst essen der Vater und die Mutter und da noch ein Stückchen übrig bleibt, darf sich auch Grete, die Vierzehnjährige, eine Stulle streichen. Für Fritzchen aber bleibt nichts mehr. Fritzchens Augen füllen sich mit Tränen. Mit wütenden Blicken mißt er Grete. Die Mutter aber ermahnt: „Kleine Kinder müssen nicht von allem haben. Es ist sehr häßlich, immer unzufrieden zu sein. Grete das bißchen Wurst nicht gönnen. Von allen Untugenden ist der Neid die häßlichste."

Fritzchens Mutter, die würdige Erzieherin, begibt sich nach Tisch zur Nachbarin, der Bäckerin Schulze, um ein wenig zu plaudern. Frau Schulze ist in der Stadt gewesen und hat ihre Sommereinkäufe gemacht. Stolz weist sie ein Kleidungsstück nach dem anderen vor, einen Covercoat-Mantel mit weiten Ärmeln, einen braunen Strohhut mit grüner Seidenschleife, eine Tüllbluse und zwei Paar Florstrümpfe. Beim ersten Stück war Fritzchens Mutter begeistert hochgesprungen und hatte sich nicht genug tun können in Worten der Bewunderung. Aber zusehends wird sie kühler. Angesichts des Hutes, von dem Frau Schulze beiläufig erzählt, daß er 250 Mark gekostet habe, wird sie stumm wie ein Fisch und nachdem sie die Bluse mit stummem Kopfnicken betrachtet hat, rennt sie wutschnaubend nach Hause. Frau Schulze kann sich das leisten; sie aber! Natürlich, wenn der Mann nicht in die Welt paßt, wenn er sich von jedermann übers Ohr hauen läßt!

Frau Schulze zieht ihren neuen Mantel an, setzt ihren neuen Hut auf und fährt in die Stadt, um in den belebten Straßen spazieren zu gehen. Es begegnet ihr Frau Lehmann, und die beiden bleiben stehen. Frau Lehmann, die Gattin eines ehemaligen Seifensieders, jetzt Seifenfabrikanten, trägt seidene Strümpfe und Pumps, einen mit Seide gefütterten Mantel, ein goldenes Uhrarmband und einen Reiher auf dem Hut. Frau Schulze bewundert die herrliche Toilette. Frau Lehmann aber meint leichthin: „Ich bitte Sie, Frau Schulze, was ist denn an dem Mantel Großes?! Ein ganz einfacher Mantel,

nur für den Werktag! Nächste Woche will ich nach Berlin fahren und mir einiges Neues anschaffen. Gott, wenn man's nicht nötig hat, — warum soll man so power herumlaufen?!" Frau Schulze fährt mit der Elektrischen nach Hause, bebend, und legt sich eine Rede für ihren Mann zurecht, die sich gewaschen hat. Natürlich, wenn es einer nicht versteht, die Konjunktur auszunutzen!

Auch Frau Lehmann geht nach Hause, sich umzuziehen, denn sie ist mit ihrem Mann bei Staatsrat Pfautsch zum Tee geladen. — Die Zimmer bei Staatsrat Pfautsch sind erfüllt von der Unterhaltung einiger Dutzend Herrschaften der Gesellschaft. Da sind jüngere Beamte, Professoren, Schriftsteller, Industrielle. Die meisten Herren im Cut, nur wenige im Smoking oder im Frack. Der größte Teil der Damen ist einfach gekleidet. Man sieht nur wenig Schmuck, einige kleine Brillantanhänger, kleine, bescheidene Nadeln. Frau Lehmann kommt sich in ihrer großen Ballrobe durchaus deplaziert vor und ihre schwere Perlenkette mitsamt den großen Ringen an den Fingern wünscht sie zum Teufel. Es ist ihr, als ob man über ihren Mann lächle, der nichts zu sagen weiß und ungeschickte Antworten gibt, wenn man ihn frägt. Aber auch sie weiß nichts zu sagen. Man spricht vom „Untergang des Abendlandes", vom „Spiegelmenschen", und wenn Frau Lehmann, um auch etwas zu sagen, erwähnt, daß sie jüngst in Berlin im Metropol-Theater gewesen sei und daß man dort großartig spiele, dann schweigt alles eilig. Frau Lehmann ist unglücklich. Sie grollt ihrem Manne. Er ist an allem schuld! Was nutzt denn das bißchen Geld?! Mehr als sattessen kann man sich ja doch nicht! Nichts kann ihr Mann, als teure Sachen anschaffen! Damit gewiß jeder sieht, daß er ein Schieber ist! Frau Lehmann sehnt sich danach, von den Damen, in deren Mitte sie sitzt, für voll genommen zu werden. Mit Neid hört sie den Herrschaften zu, bei denen das Geldverdienen nicht im Mittelpunkt des Lebens steht. Da ist zum Beispiel Geheimrat Willer, ein Herr mit langem weißem Bart, ein stets freundlich lächelnder Greis, von dem Frau Lehmann notorisch — durch das Dienstmädchen — weiß, daß er kaum satt zu essen habe. Trotzdem hört man ihm zu, als ob jedes Wort eine Offenbarung bedeute.

Gegen Mitternacht erscheint Minister Cebulla. Er entschuldigt sich . . . keine Zeit . . . Konferenzen . . . Er braucht sich nicht groß zu entschuldigen. Man weiß ohnehin, daß Minister Cebulla Hunderte von Kleinigkeiten selbst erledigt, daß er täglich ein Dutzend Konferenzen hat, daß er Vorträge hält, Artikel schreibt, an der Spitze von industriellen Unternehmungen steht. Ein unermüdlich arbeitender Mann, der nicht zur Besinnung kommt.

Geheimrat Willer nimmt die Gelegenheit wahr, unter vier Augen mit dem Minister zu sprechen. Er sei nun drei-, viermal bei der Besetzung von Ämtern übergangen werden; man habe ihm Jüngere vorgezogen. Der Minister lächelt: „Wenn Sie eine offene Frage an mich stellen, so sollen Sie auch eine offene Antwort haben. Das sind Ämter, die nur jüngere Kräfte verwalten können . . . Wir schätzen Ihre Verdienste . . . aber wir schauen vorwärts, nicht rückwärts . . . Leider wird sich auch das Pensionierungsgesetz nicht um-

gehen lassen . . ." Geheimrat Willer lächelt nicht mehr. Er haßt die sogenannte neue Zeit.

Minister Cebulla schläft einige Stunden. Dann kleidet er sich in Eile an, frühstückt, verhandelt dabei mit einem Privatsekretär, liest einige Briefe und eilt aufs Amt. Er benutzt das Auto nicht, er will durch die Straßen des „Mauerviertels" gehen. Eine Petition, es müsse gegen den Gestank, den die Papierfabrik in die Straßen des „Mauerviertels" trage, etwas geschehen, hat großes Aufsehen erregt. Er will sich persönlich überzeugen. Tausende von Gedanken durchschwirren den Kopf des Ministers. Plötzlich fällt ihm ein kleiner Junge auf, der mit einem zappeligen Köter um die Wette läuft. Der Junge und der Köter balgen sich auf dem Boden herum, springen auf, laufen, kugeln übereinander, und der Junge lacht dabei unaufhörlich so laut und herzlich, daß der Minister stehen bleibt. Er sieht das armselig gekleidete Fritzchen, er sieht, daß dieses arme Kind lustig ist und lachen kann, wie er, der Minister, seit zwanzig Jahren nicht mehr lachen konnte. Er beißt sich auf die Lippen und sein Herz beneidet das arme Kind . . .

# RANDBEMERKUNGEN

## Privilegierte Preistreiberei

In den verschiedenen Ministerreden im Parlament und außerhalb desselben ist immer wieder an Industrie, Handel und Landwirtschaft die Mahnung gerichtet worden, bei der Anpassung der Preise an die Geldentwertung äußerste Mäßigung und Zurückhaltung walten zu lassen. Man hat mit Verschärfung der Wucherverordnungen gedroht, und man versagt dem Kleinhandel die Preiskalkulation auf Grund der Wiederanschaffungspreise aufs hartnäckigste. Um so mehr mußte es überraschen, als das Reichspostministerium plötzlich mit einer Vorlage hervortrat, nach der das Porto des einfachen Fernbriefes mit einem Schlage von 100 auf 400 M. erhöht werden soll. Die geforderte Vervierfachung der Portosätze wird noch übertroffen durch den Vorschlag, die Fernsprechgebühren zu versiebenfachen. Im Verkehrsbeirat hat man sich dann zunächst damit begnügt, die Portosätze für die eigentlichen Briefsendungen zu verdreifachen und die Fernsprechgebühren zu verfünffachen. Aber man hat gleich eine neue weitere Gebührenerhöhung angekündigt, für deren Regelung sofort ein Ausschuß eingesetzt wurde. Sieht man an den maßgebenden Stellen denn noch immer nicht ein, daß der Staat mit einer derartigen Tarifpolitik seine eigene Preispolitik sabotiert und seine Wucher- und Preistreibereigesetzgebung dem öffentlichen Gespött preisgibt? Oder kann es eine deutlichere Aufforderung an Handel und Industrie zur Anpassung

ihrer Verkaufspreise an die Geldentwertung geben, als eine derartige Preispolitik eines staatlichen Monopolbetriebes? Nichts trägt bekanntlich mehr zur Verteuerung der Warenpreise bei als die rapide Steigerung der Unkosten infolge der Erhöhung der Verkehrstarife. Wenn der Staat in dieser Weise seinen eigenen Bestrebungen zur Bekämpfung der Teuerung zuwiderhandelt, so muß das schließlich die Bestrebungen derer fördern, die überhaupt jeden Staatsbetrieb verwerfen, weil er unrentabler arbeitet als ein gut geleiteter Privatbetrieb und weil infolge des Vorhandenseins von Staatsbetrieben der Staat an einer Verteuerung der Erzeugnisse und Leistungen dieser Betriebe interessiert ist, also die Preistreiberei anderer nicht mehr mit gutem Gewissen und mit Erfolg bekämpfen kann. In jedem Falle läßt sich eine Steigerung der Tarife in einem Ausmaß, wie sie die Postverwaltung plant, weder wirtschaftlich noch sozial rechtfertigen. Es sind doch nicht nur die Träger der Produktion, die die Einrichtungen der Post benutzen und die wenigstens die Möglichkeit haben, diese Mehraufwendungen auf die Warenpreise abzuwälzen. Weite Kreise der Rentner, der Akademiker und anderer Berufskreise haben diese Möglichkeit nicht und werden schließlich durch die verkehrte Tarifpolitik der Post einfach von der Benutzung dieser Verkehrseinrichtung ausgeschlossen.

## Verblödung

Wohin sind wir im neuen Deutschland geraten? Aus allen Winkeln lugt uns das Gespenst des Elends und des Hungers entgegen. Ein jeder, von einer ganz kleinen Schicht abgesehen, hungert sich durchs Leben, so gut er kann. Aber was schlimmer ist: wir sind bereits so mürbe geworden, daß wir unser Elend, das leibliche wie das seelische, kaum noch in seiner ganzen Tiefe und Tragweite zu begreifen vermögen. Heute ist heut! Niemand wagt noch über den heutigen Tag hinauszudenken. Eine Gleichgültigkeit hat sich des deutschen Volkes bemächtigt, die kaum noch zu übertreffen ist. Warum sollte man auch für den morgigen Tag sorgen? Wissen wir doch, daß jedes Denken an die Zukunft, selbst jedes Schaffen für die Zukunft vom Übel ist. Was nützt es, wenn wir heute einen Hundertmarkschein auf die hohe Kante legen, um vielleicht nach einer Woche die niederdrückende Erfahrung zu machen, daß seine Kaufkraft sich um 50% verringert hat! Man kann kaum noch gegen unser Volk den Vorwurf erheben, daß es leichtsinnig handele. Leichtsinnig handelt doch nur der, der mit Bewußtsein seine Ehre, sein Besitztum und seine Gesundheit aufs Spiel setzt. Von all diesen Dingen haben die breiten Schichten doch kaum noch etwas aufzuweisen. Die Gleichgültigkeit führt aber ganz konsequent zur Verblödung. Entweder gelangt man durch fortdauernde Unterernährung oder durch Übererernährung in diesen glückseligen Zustand. Man betrachte doch mal das Publikum der Rennplätze, der Bars, der Kinos und der vielen Stätten des Amüsements und der Zote, auch die „Gents" und die „Girls", die in Berlin WW ihr Wesen treiben. Alles Erscheinungen, die auf dem Sumpfboden einer zum Untergang bestimmten Großstadtkultur gar prächtig gedeihen. Das taumelt vom Amüsement zur Sensation und von der Sensation zum Amüsement zu-

rück. Leben wir! genießen wir das wurmstichige Leben, denn morgen ist alles aus! 24 Operettenbühnen sorgen allein für die Befriedigung des Amüsementbedürfnisses. Was Wunder, wenn die Verblödung schon in das chronische Stadium getreten ist! Ein Interesse, das außerhalt des engbegrenzten Kreises des Sports und des Amüsements liegt, gibt es nicht mehr. Man lacht über die Dummen, die nicht mitmachen und noch die Hoffnung auf eine durchgreifende Änderung der Dinge nicht begraben wollen. Viele sind es freilich nicht. Was soll man dazu sagen, wenn sich zu einer Kundgebung gegen die Fremdherrschaft an der Ruhr aus Anlaß der Ermordung Schlageters „im Namen des Rechts und der Gerechtigkeit", ganze zweihundert Menschen zusammenfinden, während das amüsementbedürftige Berlin zu Hunderttausenden auf die Rennplätze strömt! Es war wieder mal ein „großer" Tag angesagt! Wir tanzen auf einem Vulkan, — das Bild ist eigentlich nicht mehr recht zutreffend. Wir müßten schon ein anderes Wortbild erfinden, um den seelischen Zustand, den Taumel, die Kopflosigkeit und nicht zuletzt den Zynismus, der unser Volk beherrscht, charakterisieren zu können. Wann wird uns der Retter aus unserer seelischen Not kommen? Aber er müßte schon mit einer Peitsche aus Drahtgeflecht dazwischenfahren, wenn es was nützen soll.

## Der Preußenkaplan

Dieses Buch ist ein Warmblüter. Es schildert, selber im lebhaften Anstieg, den Aufstieg eines geistig wie körperlich hochbegabten Jungen, der, vom Vater zum geistlichen Stand bestimmt, es als Musiker, Mediziner und Schulmann zu etwas bringt und, nachdem er die Kutte abgeworfen, die stattliche blonde Tochter eines Apothekers, der für seine politische Überzeugung schwer leiden mußte, heimführt. Neben dem Entwicklungsbild des Helden, der sich — für einen Kleriker ein bißchen leicht — durch die Typen der gutmütig-sinnentüchtigen „reifen Frucht", der „großen Abenteurerin" und des anhänglich dankbaren „kleinen Mädchens" zur klaren, haltungsvollen „wissenden Jungfrau" hindurchliebt, ist auf die Schilderung der eigentümlichen Vorfrühlingsspannung der Hauptwert gelegt, die das Hessenland in den anderthalb Jahrzehnten vor dem 70er Kriege beherrschte. Das Landschaftliche wirkt hier überall erlebt und treffend, das Zeitgeschichtliche könnte man sich intimer und packender denken. Wenn Neurath seinen Wolfgang Hochgesandt nach Paris führt und ihn zum Zeugen der vom Hockeyklub ausgezischten Tannhäuser-Aufführung werden läßt, so hätte sich hier wohl in Umriß und Farbe noch mehr herausholen lassen. Fast reicher gesehen als der Held ist sein väterlicher Freund, der schwerblütige, zu „Besserem geborene" Kronenwirt Adam Anderhub. Trotz manchem Kompositionsfehler, mancher nicht ausreichender Abwägung seelischer Widerstände wird das Buch seinen Weg machen. Denn es singt mit ehrlichem Feuer vom Rhein und von der jüngsten, leider nur so karg befristeten staatlichen Glanzzeit unseres Volkes.

Franz Dülberg.

*) Karl Neurath, Der Preußenkaplan. Ein Roman vom Rhein. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co.

# BÖRSENSPIEGEL

## Die mißlungene Markstützung

Daß sie unter allen Umständen mißlingen müsse, war von Anfang an jedem Verständigen klar. Wer es aber bis auf den heutigen Tag immer noch nicht wußte, der mußte es jedenfalls aus den Verhandlungen des berühmten „Untersuchungsausschusses" erkennen, und es hat im Grunde gar nichts geschadet, daß dieser Untersuchungsausschuß eingesetzt worden ist. Wenn auch etwas ganz anderes dabei herausgekommen ist, als die Urheber der glorreichen Idee dabei im Auge gehabt hatten. Sie hatten nämlich durch die Arbeiten des Ausschusses den Beweis liefern wollen, daß die Stützungsaktion der Reichsbank gewaltsam „sabotiert" worden sei, natürlich von irgendwelchen schlechten Menschen wie Stinnes und Genossen. Mit einer vorgefaßten Meinung, von der sie unter keinen Umständen abzugehen geneigt waren, waren sie an die Arbeiten des Ausschusses herangetreten, der gewissermaßen ein Ketzergericht sein sollte, und nachher stellte sich dann — sehr zum Ärger der eigentlichen Veranstalter — heraus, daß es gar keine Schuldigen gab, und daß die deutsche Valuta keineswegs „von hinten erdolcht" worden sei, wie sie es sich vorgestellt hatten.

Das war ganz wider die Abrede. . .

Untersuchungsausschüsse sind vielleicht eine ganz nette Sache; denn schließlich wird in Deutschland ja noch viel zu viel produktive Arbeit geleistet. Aber es mutet sonderbar an, eine Sache „untersuchen" zu lassen, die so unsagbar einfach, so ganz selbstverständlich liegt wie in diesem Falle. Nämlich ebenso wie die Armut bekanntermaßen von der Powertee herkommt, so kommt die Aufwärtsbewegung der Devisenkurse von der Verschlechterung der Mark her, und daß eine Sache im Werte nicht steigt, die man sozusagen beliebig und ohne allzu große Unkosten vermehren kann, ist ebenfalls eine ziemlich natürliche Erscheinung. Wenn man heute ein Mittel entdeckt, Butter in unbegrenzten Mengen herzustellen, ebenso einfach wie Papierscheine, die man je nach ihrer Farbe mit beliebigen Ziffern bedruckt, so würde auch die Butter im Preise ganz gewaltig fallen. So aber . . .

Der Untersuchungsausschuß spaltete sich allmählich ganz deutlich in zwei verschiedene Parteien oder Gruppen. Auf der einen Seite saßen die nach politischer Tendenz und Richtung stark geschiedenen, aber im übrigen in allen sachlichen Fragen vollkommen übereinstimmenden Männer von Wissen und Kenntnissen, die Herren Dr. Helfferich, Dernburg, Loeb usw.; auf der andern Seite die wilden Männer vom Kommunismus und die wesentlich zahmeren von der Sozialdemokratie, darunter ein ehemaliger Wirtschaftsminister, der freilich niemals Volkswirtschaft studiert hat und gewissermaßen Sachverständiger von eigenen Gnaden ist. Die Herren von der Linken aber hatten ein großes Schauspiel erwartet, ihre Wähler verlangten gewissermaßen den Kopf des Jochanaan auf einer goldenen Schüssel, sie verlangten ein „Schuldig", und es ließ sich doch beim besten Willen nicht machen. Denn die Herren Sachverständigen brachten keine Phrasen, keine haltlosen Verdächtigungen, sondern Zahlen; lehrreiche überzeugende unerbittliche Zahlen.

Herr Reichsbankpräsident Havenstein selbst gab zu, daß die Markstützungsaktion, weil sie eben künstlicher Natur war, nicht auf die Dauer durchgeführt werden konnte, und man weiß ja auch, daß er sich anfänglich sehr energisch gegen sie zur Wehr gesetzt hat. Aber man wünschte „von oben her", daß irgend etwas geschähe, und in jenen Tagen wurden deshalb kühnentschlossen mit einem Federstrich die Beschlüsse des Tanzverbots, der früheren Polizeistunde und der Dollarsenkung gefaßt. Nur mit dem Unterschiede, daß man mit Polizeimaßnahmen zwar ein Tanzlokal schließen, nicht aber die Valuta eines Landes nach Belieben bestimmen kann. Denn wenn man das könnte . . .

Ja, dann hätte man den Dollar auch schon bei 300 oder auch schon bei 50 oder noch niedriger „stabilisieren" können und sogar müssen.

Es war ein riesengroßer Berg und es kam ein sehr kleines Mäuslein heraus. Nämlich ein Schuldiger wurde doch entdeckt. Nämlich es wurde festgestellt, daß in der Tat eine Firma gegen die Devisenordnung einmal verstoßen habe, und diese Tatsache läßt sich nicht leugnen. Nun werden die Herren Kommunisten also hingehen und erklären können, dieser Herr X oder Y sei es gewesen, der die deutsche Valuta gestürzt habe, und also hätten sie doch vollkommen recht mit ihren Behauptungen gehabt. Wenn es ihnen Spaß macht. . . Aber eine ernstere Sache; eine viel ernstere. Die Sachverständigen nicht nur, sondern ebenso auch die beamteten Herren Havenstein, Bergmann, Trendelenburg usw. gaben offen zu, daß die Markstützungsaktion ein Fehlschlag werden mußte. Wer aber hat dann immer wieder von neuem die amtlichen Erklärungen abgegeben, daß sie unter allen Umständen und mit allem Nachdruck weiter fortgeführt werden würde? Noch vor gar nicht langer Zeit, als es wieder einmal hochoffiziös hieß, die „Regierung sei fest entschlossen, gemeinsam mit der Reichsbank die Markstützungsaktion mit allen Mitteln fortzusetzen"? Wie reimt sich das eigentlich mit den markpessimistischen Äußerungen der Herren Havenstein und seiner Mitarbeiter zusammen?

In der Tat, es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die der gewöhnliche und offenbar auch in der Republik recht beschränkte Untertanenverstand nicht zu verstehen vermag. Wie wäre es also einmal mit einem Untersuchungsausschuß hierüber? Florian.


# Nampes Gute Stube

Kurfürstendamm 14/15 · Nürnberger Str. 14/15 · Friedrichstr. 169
Friedrichstraße 185 (am Untergrundbahnhof) · Veteranenstraße 24
Hamburg, Gänsemarkt 2

Unveränderter Betrieb wie in der Vorkriegszeit. Mit Kachelöfen behaglich durchwärmte Räume. Kein Konzert


Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57.

# Die Gegenwart

52. Jahrgang | Juliheft | 52. Jahrgang

## Die Hungerblockade.

Von Josef Bayer.

Wird man in späteren Zeiten einmal, gleichgültig, in welchem Lande, die Geschichte der Ruhrexpedition lesen, so wird man sich vor Grauen schütteln darüber, wie weit in dieser Nachkriegsperiode die Hinterhältigkeit und Verlogenheit siegreicher Staatsmänner gehen konnte. Sie, die vor fünf Monaten von der Entsendung von Ingenieuren und Arbeitern „unter dem Schutze militärischer Begleitmannschaft" zur Durchführung des Abtransports der Reparationskohle gesprochen, haben daraus eine wahrhaft kriegerische Unternehmung gegen eine Bevölkerung von mehreren Millionen gemacht, in weitem Umkreise Leben, Freiheit, Eigentum und Wohlfahrt vernichtet und gehen nun allen Ernstes daran, die ganze Bevölkerung der Hungerblockade zu unterwerfen. Dies Massenverbrechen mitten im Frieden ist beispiellos. Es ist unerhört in der neueren Geschichte der zivilisierten Völker. Es ist um so größer, als es sich gegen eine Bevölkerung richtet, die seit neun Jahren ununterbrochen der schärfsten Anspannung, den schwersten Anforderungen an ihre Arbeitskraft, den größten Entbehrungen und dem entnervendsten Drucke wirtschaftlicher und sozialer Unausgeglichenheiten unterworfen war. Nirgends ist während der Kriegsjahre, in den Bergwerken und in den Fabriken, während jahrelang schwere Hungerblockade das Vaterland einschloß, so gewaltige Arbeit geleistet worden, als dort in dem Zentralgebiet der deutschen Industrie. Kein anderes ist nachher auch Schauplatz einer so angestrengten Umstellungs- und Wiederaufbauarbeit gewesen. Kaum anderswo hätte die Bevölkerung noch so viel moralische Kraft und Stiernackigkeit und dabei soviel bewunderungswürdige Selbstbeherrschung in der standhaften Abwehr aufgebracht als dort. Und nun soll sie zum zweiten Male die Schrecken einer Hungerblockade auf sich nehmen und die Kraftleistung wiederholen, ihr ungebrochen zu widerstehen.

Sie wird sich dazu imstande erweisen, gerade sie, davon sind wir fest überzeugt, und das ganze Land und Volk wird ihr dabei helfen. Regierung, Parlament, Reich und Länder und alle Volkskreise werden alle Maßnahmen ergreifen und alle Opfer auf sich nehmen müssen, um den französischen Plan zunichte zu machen. Und zwar den ganzen französischen Plan. Um die vollkommene Entschlossenheit und Geschlossenheit auch im unbesetzten Gebiet zu erzielen und zu bewahren, müssen wir uns nämlich darüber klar werden, worauf es die Franzosen abgesehen haben.

Daß sie mit der Erschwerung der Lebensmittelzufuhren die Aufgabe des passiven Widerstandes erzwingen könnten, das glauben die

Franzosen selber nicht. Es ist nur eine höhnische Geste, wenn sie sich bereit erklären, mit den Zügen der „französischen Eisenbahnregie" (auf deutschem Boden!) die Lebensmittel in die Städte des Ruhrgebiets zu befördern. Sie wissen ganz genau, daß, wenn wir diese Transporte annehmen und sie, wozu wir eingeladen werden, bezahlen, unsere Unterwerfung komplett ist. Es soll mit dieser Geste den Alliierten nur vorgespiegelt werden, daß gar kein Anschlag gegen die Ernährung der Ruhrbevölkerung in der französischen Absicht liege und daß nur die Halsstarrigkeit der Deutschen daran schuld sei, wenn die Lebensmittelzufuhr ins Stocken gerate. Der Druck, den Frankreich jetzt systematisch in dem ganzen besetzten Gebiet ausübt, dient, wie es in der letzten Mitteilung an den französischen Botschafter in London heißt, der Absicht, den Deutschen die Besetzung noch unerträglicher zu machen. Aber es kennt die mit dieser Methode beglückte Bevölkerung jetzt nach bald einem halben Jahre genau genug, um zu wissen, daß wir deshalb nicht kapitulieren. Und die französische Regierung weiß natürlich auch, daß ihr diese Kapitulation nicht von Berlin aus anbefohlen werden kann und ihr nicht anbefohlen werden wird. Alle dahingehenden Forderungen, die jetzt in den Verhandlungen mit England und Belgien vorgebracht werden, sind im Grunde nur Spiegelfechterei. In Wahrheit ist die Hungerblockade genau wie die nun hoffentlich bereits abgeschlagene französische Attacke gegen den Markkurs ein Glied in der Kette von Vorstößen zur Erschütterung der staatlichen und sozialen Ruhe und Ordnung, auf die die Franzosen jetzt ihre Hoffnung gesetzt haben. Darum gibt der Ausdruck, den sie gebraucht haben, sie wollten der Bevölkerung das Leben „unerträglich" machen, verräterisch genau ihre eigentlichen Gedanken wieder. Diese richten sich darauf, daß eine unerträglich gewordene Lage zu Explosionen des Volksempfindens führen müsse, die sich gegen die eigenen Volksgenossen, gegen die Regierung und gegen die staatliche Ordnung, nicht gegen den fremden Eindringling wende. Ueber Mittel und Helfershelfer, um die Sache, wenn es so weit ist, in das gewünschte Gleis zu bringen, verfügen sie ja, wie man bei früheren kleinen Eruptionen gesehen hat, auch. Daß sie keine moralischen Skrupel haben, Deutschland auf jede mögliche Weise und möglichst schnell vollkommen „kaputt" zu machen und sich das gerne auch etwas kosten lassen, darüber hat der Münchener Hochverratsprozeß die Welt jetzt gründlich aufgeklärt. Die französischen Absichten uns gegenüber haben sich natürlich seit der Zeit der Besuchsreisen des Herrn Oberstleutnant Richert, der so liebevoll den bayerischen Dialekt aus Ludwig Thoma erlernte, nicht verbessert! Durch die Hungerblockade das Ruhrgebiet zum Revolutionsherd für Deutschland zu machen, das ist mit kurzen, dürren Worten das Ziel, auf das Herr Poincaré und seine militärischen Helfershelfer augenblicklich ausgehen. Es wird auch sehr wenig Köpfe innerhalb des „nationalen Blocks", auf den sie sich stützen, geben, die sich nicht von Herzen freuten, wenn ihnen ihr Streich gelänge.

In England hat man das vollkommen durchschaut, und wenn die „Times" jetzt einen Warnungsruf ausstößt wegen der schweren Gefahr, in der sich Deutschland und mit ihm ganz Europa befinde, so weiß sie ganz genau, was sie damit meint! Es ist nur bedauerlich, daß aus solcher

Erkenntnis die englische Regierung nicht die Kraft schöpft, das phlegmatische Tempo der diplomatischen Auseinandersetzung, das ihr von Herrn Poincaré zur Förderung seiner Anschläge wohlüberlegterweise aufgenötigt wird, etwas zu beschleunigen. Sie mutet Deutschland wirklich dies äußerste Aufgebot seiner Nervenkraft zu — mit der Aussicht, doch nur durch eine Reparationsregelung, die uns das Aeußerste an Opfern auferlegt, „belohnt" zu werden. Dies mit offenen Augen schauend, die ganze Schwere unserer Situation begreifen, ist aber gerade unsere Pflicht. Man kündigt uns noch „einige Wochen" der Verhandlungen zwischen den Alliierten an. Im Laufe dieser Wochen hofft Herr Poincaré nicht unsere Kapitulation im Ruhrgebiet, sondern den Zusammenbruch Deutschlands zu erleben. Möge jeder Deutsche sich bewußt sein, daß wir in diesen Wochen eines scheinbaren diplomatischen Zwischenspiels unseren wahren Existenzkampf durchzuführen haben. Gerade in diesen Wochen darf es keine Ablenkung, kein Erlahmen, keine Zwietracht geben. Gegenüber der Aufgabe der nationalen Selbstbehauptung sind alle inneren Schwierigkeiten mit dem höchstgesteigerten Solidaritätsgefühl zu überwinden. Denken wir immer an den Zuschauer überm Rhein drüben, der lauernd spricht: „Hab ich doch meine Freude dran!" —

# Der Begriff der Deutschstämmigkeit.

Von Dr. Richard Bahr.

Das sozialdemokratische „Grazer Volksblatt" hat sich unlängst mit wehmütigem Spott darüber beklagt, daß ihm Parvus-Helphands „Wiederaufbau" mit der Aufschrift „Graz, Tschechoslowakei" zugegangen sei und gemeint: der Genosse Parvus könnte doch wohl, schon im Interesse des Anschlusses, dafür sorgen, daß man in seiner Kanzlei endlich lerne, wo die deutscheste Stadt Oesterreichs liegt. Ich weiß nicht, ob der Genosse Parvus, der nach seiner Abstammung ja kaum als Deutscher anzusprechen sein wird, gerade ein begeisterter Anschlußfreund ist. Dennoch trifft ihn in diesem Fall sicher keine Schuld. Die Unkenntnis reicht weiter als selbst die Büros des Milliardärs von Schwanenwerder. Vor ein paar Tagen erst herrschte mit der Unfreundlichkeit behördlicher Sitten, die auch die Republik nicht minderte, ein Mann am Postschalter, dem ich einen mit dem Inlandsporto beschwerten Einschreibebrief nach Graz überreichte, mich an: „Unterfrankiert. Tschechoslowakei ist Ausland!" Und es bedurfte langer Ueberredungskünste, den Herrn von der Existenz der grünen Steiermark und ihrer annoch deutschen Hauptstadt zu überzeugen.

Machen wir uns nichts vor: der Anschlußgedanke lebt einstweilen nicht in diesem reichsdeutschen Volk. Nach dem Zusammenbruch hat es eine Weile zum guten Ton gehört, ihm eine Art frostiger Reverenz zu erweisen. Auch das ist längst dahin. Nun ist man wieder herzhaft kleindeutsch. So kleindeutsch wie nur je in vergangenen Tagen, da man immerhin einigen Grund hatte, in dem Bismärckischen Reich bei aller seiner Begrenztheit die einzig mögliche Verwirklichung deutscher Ein-

heitssehnsucht zu sehen. Aus Sinn ist inzwischen Unsinn geworden. Ein fürchterliches Schicksal riß die Deutschen der europäischen Mitte auseinander und teilte, um die Nation zu schwächen und ihre staatsbildende Kraft zu lähmen, sie unter acht bis neun Vaterländer aus. Die Methode volkspolitischen Denkens ward den Reichsgenossen dadurch nicht berührt. Man hat sich einfach „umgestellt". Auf die engeren Grenzen, das kleiner gewordene Volk. Aber daß ein wirklicher und leibhaftiger Deutscher nur ist, wer das Bürgerrecht im Reiche besitzt, blieb Dogma bei Gelehrten und Ungelehrten und Richtschnur der Staatspraxis so ziemlich für alle Funktionäre. Weshalb es ja dann wohl ganz logisch ist, daß Zoll- und Paß-Schikanen sich am lebhaftesten bei den deutsch-österreichischen Grenzübergängen austoben und aus der sehr nützlichen und dringlichen Verminderung östlichen Zuzuges in Wirklichkeit eine so erbitternde wie sträfliche Quälerei unserer alpenländischen Stammesbrüder wurde. Die müssen, bis ihnen die Aufenthaltserlaubnis gewährt wird, einen wahren Kalvarienberg erklimmen. Wehe aber, wenn sie die ihnen gestellte Frist überschritten. Dann regnet es Geldbußen, im Unvermögensfall Gefängnisstrafen, und Reskripte in liebloſem Amtsstil verbieten ihnen jede Wiederkehr. Anschluß!

Als einzige Errungenschaft aus den Tagen seelischer Zermürbung, da in Kriegsleid und Zusammenbruch die Herzen den Volksgenossen sich zu öffnen schienen, blieb, nun auch dem Sprachgebrauch der Behörden einverleibt, der Begriff der sogenannten „Deutschstämmigkeit". Wer ist ein Deutschstämmiger? Das entscheidet im Zweifelsfall das Reichswanderungsamt. Eine sicher vortreffliche und gewissenhafte Behörde, die nach dem mir vorliegenden Fragebogen ihre Erkundigungen sogar auf die Kinderzahl erstreckt. Hier stockt freilich der Laie: mit wieviel Kindern wird man deutschstämmig? Muß der Deutschstämmige kinderlos sein oder büßt er sein Volkstum ein, wenn er mit einem ganzen Fähnlein von Nachfahren anrückt? Gleichviel: Wir leben, leider, in oberflächlich, in weitem Ausmaß lüderlich arbeitenden Zeitläuften. Ich lobe mir die behördliche Gewissenhaftigkeit. Schade nur, daß, wie das Alter nicht vor Torheit, auch sie nicht vor Trugschlüssen und Fehlurteilen schützt. Da wohnt in einem Berliner Vorort seit rund zwanzig Jahren und in geordneten Verhältnissen ein Mann, der eingebürgert werden möchte. Er ist Deutschösterreicher und, nebenbei von Geburt, Katholik dazu. Das Reichswanderungsamt aber ist für Abweisung, weil der Nachsuchende „den Anforderungen der Deutschstämmigkeit nicht entspreche". Ein andermal erregt es Verwunderung, Anstoß und Befremden, daß ein Südtiroler, der noch immer die Dreistigkeit hat, sich für einen Deutschen zu halten, Ausweispapiere mit dem italienischen Amtsstempel „Bolzano" vorlegt. Was ist Wahrheit? fragte der Landpfleger Pilatus. Wer ist deutschstämmig? fragt das Reichswanderungsamt zu Berlin.

Dennoch, so grotesk und so aufreizend in seiner Narrheit das alles ist, das schlimmste ist es noch nicht. Das bleibt, daß das Deutsche Reich sich fort und fort zu Schergendiensten für die Tschechoslowakei und Jugoslawien erniedrigt. Daß es die jungen Südsteirer und Deutschböhmen, die hilfesuchend in das Mutterland flüchten, weil ihr Innerstes sich dagegen aufbäumt, im Dienst der Feinde ihres Volkstums den Schieß-

prügel zu schultern, zunächst einmal als „paßlose Individuen" auf acht Tage einsperren läßt und dann gehorsam und korrekt den fremden Grenzbehörden überantwortet. (Auf daß sie als „Deserteure" nun auf Jahre ins Gefängnis wandern.) Daß von den Innenministern von Reich und Preußen mit gefügiger Eile jedem Auslieferungsgesuch der tschechoslowakischen Regierung entsprochen wird, auch dann, wenn es sich um Sünder handelt, deren einziges Verbrechen war, daß sie in einer nordböhmischen Versammlung für die Rechte des deutschen Volkes eintraten. Daß man im Lande Preußen (und anderswo, ich fürchte, nicht minder) die Einbürgerung deutscher Menschen von der Vorweisung eines Entlassungsdispenses der Prager oder Belgrader Regierung abhängig macht, was in vielen Fällen, auch schon aus materiellen Gründen, besagte Einbürgerung einfach ausschließt.

Woher kommt den im Reich zusammengeschlossenen Deutschen die Empfindungslosigkeit in völkischen Dingen, diese schier abwehrende Gleichgültigkeit gegen das eigene Blut? Man pflegt gemeinhin unsere unglückliche Geschichte dafür verantwortlich zu machen. Den frühen Verfall der Reichsmacht, noch bevor der mittelalterlichen Welt das Nationalgefühl erwachte, das Aufkommen der partikularen Gewalten mit der ihnen eingeborenen Tendenz, das Trennende zu pflegen, das Einheitsbewußtsein womöglich im Keim schon zu ersticken. Aber führte das Schicksal nicht auch Italien denselben Weg? War dort, noch durch den verwüstenden Parteihader gemehrt, die Zerklüftung nicht vielleicht größer als in Deutschland, dem in aller feudalen, hierarchischen, ständischen Anarchie das äußere Reichsgefüge wenigstens erhalten blieb? Wann, in dem endlich geeinten Königreich, wäre es denkbar gewesen, daß man in dem aus dem Trento oder von der dalmatinischen Küste Stammenden nicht schon gefühlsmäßig den Volksgenossen und Vollitaliener gesehen hätte? Oder ward nur die Fremdherrschaft, die durch lange Zeiträume auf ihm lastete, Italien zum Lehrmeister und Erzieher? Soviel scheint mir festzustehen: mit einer abgegriffenen Formel ist die Antwort keineswegs zu geben. Wenn die Fehlerquelle am Ende doch irgendwo auf dem Urgrund der Volksseele läge? In der unseligen Veranlagung der Deutschen, die nur in der Diaspora in Druck und Gegendruck sich zu wandeln vermöchte? Konrad Ferdinand Meyer, der Schweizer, läßt seinen Ullrich von Hutten sagen:

„Geduld! Was langsam währt, das altert spät.
Wenn andre welken, werden wir ein Staat".

Ob wir, ehe wir welken, überhaupt auch nur ein Volk werden? . . .

# Teleplasma und Telekinese.

Von Dr. Wilhelm Ueberhorst.

Kürzlich ging durch die Presse die Nachricht, daß Thomas Mann sich als Okkultisten bekannt habe. In einem in Wien gehaltenen Vortrage habe er nicht angestanden, die Tatsächlichkeit der vom Okkultismus behaupteten Phänomene zuzugeben. Eine weithin sichtbare Wegmarke auf

dem Siegeszuge der neuen Wissenschaft! Manche Kämpfe stehen noch bevor, aber die Zahl der Anhänger des Okkultismus wächst. Namhafte Wissenschaftler haben sich der Bewegung angeschlossen.

Hier will ich von Dr. Schwab sprechen und von seinem kürzlich erschienenen Buch: „Teleplasma und Telekinese" *), das diesem Aufsatz den seltsamen Titel gegeben hat.

Dinge sind in den letzten zwei Jahren mit dem Medium Frau Vollhart passiert, so merkwürdig, so abseits von aller gewöhnlichen Erfahrung, daß es dem Unkundigen schwer fallen wird, die Berichte für glaubwürdig zu halten. Und dennoch sind sie wahr. Im lauten, nervösen, materialistischen Berlin sind sie in stillen Stuben vor sich gegangen. Wenn draußen die Stadtbahn rasselte, die Zeitungsverkäufer die neuesten politischen Ereignisse ausriefen, schöpfte Frau Vollhart aus dem Born des ewigen Geheimnisses, schuf sie in unsere Zeitlichkeit Erscheinungen hinein, die von Dingen reden, die außerhalb der Reichweite des naturgewachsenen, materiellen Menschen liegen.

Was ging vor? Der Titel des Buches verrät es im wesentlichen. Eine eigenartige, sonst nirgends sich findende Substanz entströmte dem Körper des Mediums, materialisierte sich, formte sich zu Gegenständen (Teleplasma). Gegenstände bewegten sich ohne bekannte Ursache (Telekinese). Dann aber gab es auch Leuchtphänomene, eine seltsame Art von Stigmatisation, akustische Erscheinungen, doch will ich von diesen letztgenannten Dingen, um nicht zu verwirren, nichts genaueres sagen.

Wir haben Berichte früherer Versuche, die ähnliches behaupten. Die Medialität, durch die Hexenverfolgungen arg gehemmt, ja geradezu ausgerottet, beginnt wieder, sich zu entfalten. Die Zeitströmung kommt zu Hilfe; sie bewirkt, daß die Männer der Wissenschaft, die dem Rufe folgen, nicht mehr verfehmt sind, daß sie sich hervorwagen dürfen, Widerhall finden. An den Sitzungen mit Frau Vollhart nahmen ernste Männer aus allen Berufen teil. Ich nenne: Professor Christoph Schröder, Regierungsrat Koch, Regierungsrat Sprenger, Ingenieur Kleffel, Professor Scharwenka, Dr. Quade, Dr. Haken, Inspektor Zelmanowicz, Rittmeister a. D. Michel, von Ärzten: Walter Kröner, Sanitätsrat Dr. Bruck, Dr. Lünner, Dr. Vieregge, Dr. Greither. Ich kenne mehrere von ihnen und kann versichern, daß es ernste, bedachte Männer sind.

Ich kenne auch das Medium Frau Vollhart, eine Dame der Gesellschaft, ohne pekuniäres Interesse am Verlauf der Dinge, ohne den Drang nach Berühmtheit, eine Frau von Herzensbildung, von Einfachheit und gütigem Wesen. Man muß sie gesehen, mit ihr gesprochen haben, um zu wissen, daß sie keine Betrügerin ist. Auch das Bildermaterial, das dem Buche beigegeben ist, überzeugt. So sieht keine Taschenspielerin aus. Nichts von dem lauernd-gespannten Ausdruck, der einer solchen eigen wäre. Die gequälten Züge gleichen denen einer Gebärenden; und es ist ja auch so, daß das Medium seelische Erscheinung formt und gebärt. Frau Vollhart müßte eine geniale Schauspielerin sein, um diesen Ausdruck spielen zu können.

Die Sitzungen fanden in der Regel in der Wohnung des Mediums statt, gelegentlich auch an anderer Stelle. Man saß um den Tisch, das Zimmer wurde verdunkelt, doch war es denen, die gegen das Fenster

*) Berlin, 1923, Pyramidenverlag Dr. Schwarz & Co. G. m. b. H.

blickten, möglich, die Umrisse des Mediums zu sehen. Ihre Hände wurden von den Nachbarn kontrolliert. Bald fiel sie in Trance und dann begannen die Erscheinungen.

Durch Klopftöne meldete sich der „Geist". Mit ihm sprach man, man richtete Bitten an ihn, er antwortete klopfend.

Keineswegs wurden nun alle Bitten der Teilnehmer erfüllt. Meist sogar geschah das nicht. Es traten im Gegenteil ganz unvermutet Phänomene auf, an die niemand gedacht hatte. So fand man die sog. Materialisationen ganz zufällig auf einer Photographie. Weder das Medium noch Dr. Schwab hatten bis dahin gewußt, daß eine solche Veranlagung vorhanden war. Später wurden die Erscheinungen öfter beobachtet.

In der Regel entströmten schleierartige Stoffe dem Munde. Woraus sie bestehen, weiß man nicht. Was bis jetzt daraufhin, insbesondere von Dr. v. Schrenk-Notzing, untersucht worden ist, war nicht das Teleplasma selbst, sondern entstammte dem Körper des Mediums, war organischer Natur und von der geheimnisvollen Materie nur mitgeschleppt. Wird die Produktion gestört, etwa durch Licht oder Berührung, so verschwindet das Teleplasma augenblicklich und es bleibt auch nicht die geringste Spur davon zurück.

Man hat behauptet, es handle sich tatsächlich um Schleierstoffe, die das Medium verschluckt habe und in der Sitzung nach Art gewisser Variété-Künstler wieder von sich gebe, die sog. Numinationstheorie. Diese Annahme ist überaus lächerlich, besonders wenn man Frau Vollhart kennt, eine korpulente, nicht mehr junge und daher etwas bequeme Dame. Aber die Form des Teleplasma spricht auch dagegen. Man sieht noch die Eindrücke der Zähne in der seltsam zerklüfteten Masse. Bei natürlichen Stoffen, sei es Gaze, sei es Chiffon, würden solche sofort wieder verschwinden. Eigenartig ist es auch, wie das dem Munde entquellende Band auf der einen Photographie sich auf dem Arm des Mediums staut, gleichsam sich in die Höhe sträubt. Ein Stoffband würde sich sicherlich runden und schmiegsam umlegen.

Kein Zweifel, die geheimnisvolle Materie existiert! Man wird sie zu erklären haben.

Auch daran besteht kein Zweifel, daß in Gegenwart des Mediums Gegenstände sich ohne Ursache bewegen (Telekinese). Etwas ähnliches sind die sog. Apporte, bei denen Gegenstände, oft von fernher, herbeigebracht werden. Das seltsamste aber stellen die sog. Levitationen dar, wobei das Medium selbst sich in die Höhe hebt. Es erhebt sich in Tieftrance vom Stuhl, beginnt zu stöhnen, zu wimmern, wie eine Gebärende. Die Füße verlassen den Boden. Das Medium schwebt frei in der Luft.

Es ist Schwab gelungen, eine solche Levitation zu photographieren. Das Bild ist für jeden, der überhaupt sehen will, überzeugend. Die Haltung, der Ausdruck des Gesichts geben einen lebendigen Eindruck der Situation. In einem Falle waren die Füße etwa 30 cm vom Boden entfernt. Ähnlich war die Entfernung auch in anderen Fällen. In Abwesenheit Dr. Schwabs sollen aber nach Angabe glaubwürdiger Personen noch bedeutend höhere Erhebungen vorgekommen sein. Seltsam, seltsam!

Auch die Sitzungsteilnehmer wurden gelegentlich auf ihren Stühlen hin- und herbewegt. Aber nicht nur sie. Kissen wurden vom Stuhl auf

den Tisch praktiziert, desgleichen Decken vom Sofa. Das Sofa selbst wurde ein Stück von der Wand abgerückt.

Besonders mannigfaltig ging es auf dem Gebiet des Apports zu. Steine kamen noch warm vom Fliegen auf den Tisch; teils waren sie aus der Wohnung, teils weiß man von ihrer Herkunft nichts. Oft kamen Vasen und Bücher. Die Bücher hatten meist eine Beziehung zu der Unterhaltung, die gerade gepflogen wurde. Sie rührten fast immer aus dem im Zimmer befindlichen, verschlossenen Schrank her. Man konnte genau hören, wie vor dem Apport darin hin und her gerückt wurde. Nicht selten kamen auch Blumen, meist Buxbaumzweige. Mit Wasser wurde gespritzt, wobei in einem Falle Wasser im Zimmer gar nicht vorhanden war. Bei einem Besuch des Mediums im Hause Dr. Schwabs in Schöneberg kam eine Aster aus der Wohnung des Mediums in Friedenau, die dort mit einer anderen zusammen in einer Vase gestanden hatte. Auch während dieser Sitzung waren, ebenso wie in allen anderen Fällen, die Hände der Frau Vollhart sichtbar und fühlbar kontrolliert!

Ich kann nicht alle Apporte, die vorgekommen sind, hier aufzählen. Sie sind äußerst mannigfaltig. Oft sprechen, abgesehen von der Kontrolle, schon die Umstände klar dafür, daß die apportierten Gegenstände tatsächlich nicht vom Medium herrühren konnten, daß sie von fernher kamen; z. B. waren apportierte Buxbaumzweige naß, als es draußen regnete. Reifen aus dem Zimmer der Tochter legten sich um die Unterarme der Nachbarn des Mediums, während sie deren Hände festhielten. Darübergestreift konnten sie nicht sein.

Schwab hat Apporte photographiert. Dabei ist es ihm einmal gelungen, den apportierten Gegenstand auf dem Wege zu überraschen. Eine Vase, die vorher auf einem Schränkchen gestanden hatte, befand sich nachher in den erhobenen Händen des Mediums und seines Nachbarn. Der Moment zwischen diesen beiden Augenblicken ist photographiert. Was aber sieht man auf der Platte? Alles, was sich im Zimmer befindet, aber nicht die Vase. Sie ist weder auf dem Schrank, noch in den Händen des Mediums und ihres Nachbarn. Wo also ist sie? Es ist die Frage der Fragen. Man befindet sich in der Nähe des großen Geheimnisses. Und das ist der Grund, warum diese Photographie epochale Bedeutung besitzt.

Zöllner, dem mit dem Medium Slade ganz ähnliche Versuche gelungen waren, gelangte zur Theorie der Durchdringung der Materie, der vierten Dimension. Ihm schließt Schwab sich an. Er sagt: „Die Linie ist der Schnittpunkt zweier Ebenen. Die Ebene ist der Schnittpunkt zweier Körper. Der Körper ist der Schnitt von was?"

Ich glaube, daß man auf diesem Wege zur tausendsten Dimension und weiter kommen kann. Die Algebra und mit ihr die Mathematik, auf die Schwab sich beruft, arbeiten noch mit ganz anderen Fiktionen, ohne daß ihnen die geringste Realität gebührt. Ueberhaupt scheint mir der Begriff der Realität verkannt. Er ist erschöpft mit dem, was wir uns vorstellen können. Für uns ist die Welt nur Vorstellung. Der Geist, als der primäre, hat sie sich geschaffen, durch Vermittelung der Sinne nach Maßgabe der dem Gehirn eigenen Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität. Vielleicht ist der Geist noch von anderer Art, dann aber außerhalb dieser Kategorien, unvorstellbar für uns. Langt er einmal,

die Gesetze des Raumes, der Zeit, der Kausalität durchbrechend, in unsere Erscheinungswelt hinein, so können wir ihn immer nur erkennen mit den Mitteln, die unserem Gehirn eignen, das heißt: vorstellend. Damit entfällt auch die Geisterhypothese, so bestechend sie in mancher Beziehung sein mag. Vorstellung für uns, d. h. individuell, im Raum dastehend, in der Zeit nach den uns vertrauten Gesetzen bewegt, ist der ewige Geist, wenn er uns naht. Was er sonst noch ist, wir armen Menschen wissen es nicht. Verehren wir das Walten einer höheren Kraft, der wir nur ahnend, erschauernd uns nahen sollten!

Damit wird der Wert der Schwabschen Versuche nicht geleugnet. Sie sollen mit dazu dienen, uns unsere metaphysische Bestimmung vor Augen zu halten. Die vierte Dimension aber ist Materialismus, ebenso wie es die Geisterlehre Quades ist. Halten wir es mit Goethe, der sich mit gläubigem Gemüte wunderbare Dinge berichten ließ, der es aber ablehnte, anders als ahnend, anders als in einer Art religiöser Haltung, ihnen gegenüberzutreten. Wir sollen es nicht wissen, was außer unserer Welt noch ist! Wir werden es wissen, wenn unser Geist den sterblichen Leib verlassen hat.

Männern wie Schwab aber gebührt unser Dank, daß sie den herrschenden Wissenschaftsmächten trotzen! Vor allem aber müssen wir der seltenen Frau dankbar sein, die sich dem Dienste der Sache widmete, ohne anderen Vorteil als den der Genugtuung vor ihrem Gewissen!

# Abstinenz und Pseudowissenschaft.

Von Johannes Gaulke.

Mit wachsendem Erstaunen habe ich einen Rundgang durch die vom Chef der Schulbehörde, Herrn Senator Kirch, in den Räumen des Altonaer Museums veranstaltete städtische Schulausstellung gemacht. Die Ausstellung ist nach der Mitteilung der Leitung dazu bestimmt, „das Wissen über unser gefährlichstes Volksgift dem Streit der Meinungen zu entziehen und in einer vollkommen gesicherten, wissenschaftlich einwandfreien Form in den Lehrplan der Schule einzureihen."

Zuerst fiel mir auf, daß wesentliche Ausstellungsobjekte, namentlich die graphischen Darstellungen, weder die Signatur von Behörden, noch von wissenschaftlichen Autoritäten tragen, also als zuverlässige, von keiner Parteinahme beeinflußte Dokumente gar nicht in Frage kommen können. Woher diese Scheu vor einer öffentlichen Kontrolle? Ich meine, daß eine gute Sache es nicht nötig hat, den Autor ihrer Beweisdokumente zu verschweigen. Dann fiel mir auf, daß in den Darstellungen ganz allgemein von „Trinkern" gesprochen wird, und daß nirgend auch nur angedeutet wird, ob der Komplex von krankhaften Erscheinungen, den wir als Alkoholismus bezeichnen, bei ausgesprochener Trunksucht oder auch schon bei mäßigem Genuß alkoholischer Getränke eintritt. Wenigstens habe ich persönlich den Eindruck gewonnen, daß die Ausstellungsleitung sich auf eine unzulängliche Abschreckungstheorie eingestellt, jede wissenschaftliche Beweisführung aber behutsam ausgeschaltet hat. Das ist allein

schon an den ausgestellten Präparaten, die ungeheuerliche Entartungen aufweisen, zu erkennen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die inneren Organe entarten und verkümmern, aber doch nur bei fortgesetztem, unmäßigem Alkoholkonsum. Die Wissenschaft hat bisher noch nicht den Beweis erbracht, daß auch der mäßige Alkoholgenuß, namentlich in Form von Bier und Wein, degenerierend wirken kann, und sie wird diesen Beweis auch schwerlich erbringen können. Das hätte in einer Ausstellung, die auf eine „wissenschaftlich einwandfreie" Form Anspruch erhebt, mindestens dargetan werden müssen. Statt dessen behängen sich ihre Veranstalter mit dem Mäntelchen der Pseudowissenschaft lediglich zu dem Zweck, den Alkoholgenuß in Mißkredit zu bringen. Was haben ferner die Stammbäume der Altonaer Trinkerfamilien zu bedeuten?

Sie sagen uns doch auch nur, daß der übermäßige, ungezügelte Alkoholgenuß Verwüstungen anrichtet, aber nichts über die Folgen eines kultivierten Trinkens. Würden die Verallgemeinerungen der Abstinenzfanatiker zutreffen, müßte die Menschheit schon längst am Alkoholismus zugrunde gegangen sein. Der Abstinenzfanatismus scheint mir mindestens eine ebenso gefährliche, durchaus zu bekämpfende Zeiterscheinung zu sein, wie der Alkoholismus, d. h. der Mißbrauch geistiger Getränke einzelner krankhafter Individuen. Die Abstinenten merken in ihrem Eifer für die „gute Sache" gar nicht, daß sie sich nicht nur lächerlich machen, sondern dieser selbst den allergrößten Schaden zufügen. Sehr zutreffend sagt hierüber Professor Dr. Orth in einem Artikel über Alkohol und Tuberkulose (in der Zeitschrift „Tuberculosis", Bd. 15. Nr. 3):

„Auch eine an sich gute Sache wird nur geschädigt, wenn sie mit untauglichen Mitteln gefördert werden soll, und leider hat gerade in dem an sich so guten Kampfe gegen den Alkoholismus maßlose Uebertreibung und kritikloses Nachbeten unbewiesener Behauptungen unermeßlichen Schaden gestiftet."

Ebenso verwirft neben vielen anderen wissenschaftlichen Autoritäten Professor Dr. Rubner die Abschreckungstheorie der Abstinenten:

„Man darf nicht verschweigen, daß der übergroße Eifer der Bekämpfung des Alkoholismus mancherlei angeblich statistisches Material zutage gefördert hat, das weder einer strengen, noch gnädigen Kritik standhält."

Es würde zu weit führen, das „angeblich statistische Material", das wir in allen Abteilungen der Ausstellung antreffen, anzuführen und im einzelnen zu widerlegen. Doch kann ich es mir nicht versagen, auf die zum Aushang gebrachte graphische Statistik, die sich mit den angeblich in der Alkoholindustrie beschäftigten Arbeitskräften beschäftigt, kurz einzugehen. Hier soll der Anschein erweckt werden, als ob die Alkoholindustrie alle anderen Industrien riesenhaft überragt, was nicht der Fall ist und auch unter früheren, wesentlich günstigeren wirtschaftlichen Verhältnissen niemals der Fall gewesen ist. Es ist aber bezeichnend für die auf Irreführung der öffentlichen Meinung angelegte Taktik der Ausstellungsarrangeure, daß diese statistische Darstellung vor bald 20 Jahren aufgestellt ist, für die heutigen Verhältnisse also nicht mehr in Frage kommen kann.

Wie kommt es ferner, daß die Firma Hederich A. G., Hamburg, im Rahmen dieser Lehrausstellung für ihre Produkte Reklame machen kann,

und zwar auf Kosten der Brauindustrie? In der erläuternden Erklärung wird die kecke Behauptung aufgestellt, daß ein Drittel der Nährstoffe beim Brauprozeß verloren geht, wohingegen die Hederichschen Nährmittelfabriken das Getreide zu mehr als neun Zehntel ausnützen. Eine bewußte, geradezu skandalöse Irreführung der öffentlichen Meinung. Es gibt überhaupt keine schlechtere Ausnutzung der Gerste als in Form von Malzkaffee, der als Nähr- wie als Anregungsmittel gänzlich wertlos ist, da durch das Herstellungsverfahren sämtliche Energien der Gerste vernichtet werden, während diese im Biere vollkommen erhalten bleiben. Auch bei der Umwandlung der Gerste in Graupen gehen erhebliche Nährwerte der Gerste indirekt verloren, da die Graupe bis 20 % unverdaulich ist. Aber was tut es, wenn dem von den Abstinenten auf das beste gehaßten deutschen Volksgetränk, dem Biere, eins ausgewischt werden kann.

So charakterisiert sich auch diese Schulausstellung über den Alkoholismus, wie die vielen anderen der letzten Jahre, als ein reines Propaganda-Mittel zur Verbreitung abstinenzlerischer Irrlehren. Man kann nicht einmal sagen, daß sie geschickt aufgemacht ist. Der Propagandachef irgendeines industriellen Unternehmens hätte es besser gemacht. Es zeugt von einer unglaublichen Kurzsichtigkeit und Urteilsunfähigkeit, daß die Leitung des Altonaer Museums einer Ausstellung, die lediglich agitatorischen Zwecken dient, auf wissenschaftliche Beachtung nicht den geringsten Anspruch erheben kann, Raum gewährt hat. Noch bedenklicher aber ist es, daß die Sammlung von abstinenzlerischen Ladenhütern dem Schulmuseum einverleibt werden soll. Es wäre Sache einer voraussetzungslosen Wissenschaft, diesen im Interesse des modisch gewordenen Abstinenzfanatismus geübten Mißbrauch der Wissenschaft zu hintertreiben. Die Ausstellungsobjekte stehen auf demselben tiefen Niveau, wie die auf die Abschreckung angelegte Abstinenzliteratur, von der Prof. Ulrik Quensel, Stockholm, sagt:

„Die Abstinenzler-Lehrbuch-Literatur enthält unglaubliche Uebertreibungen. Die Darstellung schwerwiegender Veränderungen in Wort und Bild durch die Temperenzlehre ist ein offenkundiger Mißbrauch der pathologischen Wissenschaft; in dieser Temperenzlerwissenschaft jagt ein Irrtum den anderen."

# Über den Stil.

Von Rudolf Geist.

Würde der Dichter nicht auch unsichtbare Dinge, d. h. Begriffe, zur Vorstellung erheben, sondern nur sichtbare Gegenstände, dann wäre Stil die Kunst, Worte in eine Schönheit zu kleiden, die der Natur, der zugänglichen Natur entspricht. Das aber wäre keine Dichtkunst, weil ja in diesem Falle die Natur nicht aus sich herausgeht, das wäre nur Beschreibung, wie sie richtig ist, und sonst nichts.

Wenn nun der Dichter auch unsichtbare Vorstellungen (die seine Seele nur sieht) zu solchen macht, die für alle sichtbar sind, d. h. wenn er ihnen eine Form gibt, gleichsam das Niegesehene aus sich heraushebt, dann ist Stil, soll er den Vorstellungen entsprechen, das Produkt der

Fähigkeit, für alles Gedachte den Ausdruck zu finden, der übereinstimmt mit dem Gedachten. Also ist Stil vor allem die Angelegenheit des schöpfernden Dichters und nicht die des urteilenden Publikums; denn wenn der Dichter seine Gedanken auch im Worte beherrscht, ist das Resultat vor allen jenen ein gutes (und unwiderlegliches), die dem Geiste des Schaffenden folgen können. Stil und Werk, Form und Inhalt sind voneinander abhängig. Die große Idee gibt die große Form. Eine neue Idee müßte eine neue Form zur Folge haben.

Stil ist durch Beschreibungstechnik Form. Ein Porträt individuell-eigentümlicher Vorstellungen vom Dargestellten, vom Beschreibungsobjekt, durch das Mittel des Wortes — eine Reproduktion des Geistigen, psychologisch bedingte Wortkultur als Abfolge und Abbild der vom Dichter gesehenen Physiognomie einer Gefühls- oder Dingrealität, welche dieser durch das Ausdrucksmittel des Gleichnisse gebenden Wortes zur literarischen, künstlerischen, allgemeinen Physiognomie wandelt, und zwar in der Bindung der gegebenen Gefühls- oder Dingwelt, mit der Psyche des Umgestalters, mit dem Einfühlungs- und Ausdrucksvermögen desselben. Das heißt, die Originalität, die Individualität des schaffenden Künstlers kann im Werke nie verloren gehen. Originaler Stil wird also jedes Werk führen, der Stil des Dichters von heute wird ein anderer sein als der des Dichters von morgen. Goethe schrieb einen anderen Stil als Schiller, obwohl beide die deutsche Sprache gleich meisterhaft beherrschten. Den besten Stil schreibt jener Mensch, dem der Reichtum der Sprache zur Verfügung steht. Folglich ist letzten Endes der meisterhafte Stil nur im meisterhaften Werk zu finden, das Werk mag klein sein oder groß. Daß die Beherrscher der Sprache einen jeweils anderen, vom anderen verschiedenen Stil schreiben, ist nur die Konsequenz verschiedener Werke, verschiedener Ideen im Werke. Das Genie, das neue Ideen zur Welt bringt, Ideen, die früher nicht da waren und darum auch keine Bezeichnungen haben, wird Worte binden, damit die mit seinem Gedanken vereinbarungsmögliche und daraus die übereinstimmende Benennung wird. Dieses noch allen unbekannte empirische Werk mag den Betrachtern oft als Stilfehler erscheinen.

Nach diesen Erwägungen, doch ohne sie außer acht zu lassen, ist zu sagen: Originaler Stil kann nur der sein, der von einem anderen durchaus verschieden ist, so daß sich die Originalität des Dichters (als Darsteller) im Werke plastisch demonstriert (und nicht nur in der Lyrik) und bewahrheitet; denn wäre das nicht der Fall, dann gäbe es keine sprachliche Befruchtung, Persönlichkeiten und Individualitäten. Noch aber heißt das nicht, Besonderheiten, Extreme der Sprache schaffen, wie es der fälschlich als Expressionismus bezeichnete Ringkampf der Werdenden der jüngsten Zeit mit der Sprache und um die Sprache tat, dessen „Wortballungen" Disharmonien geistiger Berührungswelten sind. Form und Gehalt eines Werkes sind eine Identität, nicht daß sie eine solche bilden. Die Wahrnehmung, die Gestaltung des Wahrgenommenen und der Ausdruck bedingen im Werke ihre Zusammenfassung zur erhabenen Einheit.

Die Zersetzung der Sprache durch die vielen abstrakten und unbehilflichen Geistesströmungen unserer Zeit bringt es mit sich, daß das, was die Mehrheit als Mängel oder Extreme des Stils erkennt, für manche der Inbegriff des geprägten Wortes für eine Sache oder für einen Be-

griff nach ihrer Gefühls- und Geisteswelt ist. Daß Stil ein Charakteristikum ist, stimmt wohl; alle Mängel gehören mit zum Stil — d. h. dem „Stil" ist keine universelle technische oder wortarchitektonische Bedeutung gegeben, weil ihm keine allgemeine Tendenz eignet (er ist vor allem Mittler einer besonderen Absicht — eines neuen Werkes), weil er nicht für jeden als die geprägte Form, deren Betrachtung Wohlgefallen oder höheres Empfinden weckt, erscheint. Nur die Sprache, soweit nicht neue Begriffe zu bezeichnen sind, ist absolut unantastbar, nicht aber der Stil, den der Geist der Literaturschmöcke für unabhängig von der Sprache hält, und den er ästhetisch wertet. Das Gift für die Entfaltung großer Naturen ist dieser Stil, von dem man verlangt, daß er „rein" (in Wirklichkeit kraftlos!) ist; so werden tragende Ideen, denen eine hohe ethische und moralische Mission zukommt, eingeengt in die Form dieses Stils, sie werden geschwächt, verweichlicht. Das Ding beim Namen nennen, ist das erste Gebot des Stils! Dazu braucht es keine Technik, keine technische Führung des Wortes, sondern die natürliche, und diese ist der erstmaßgebliche Faktor zur Führung der Kräfte eines Werkes.

Von der Wirkung des Stils begehrt man nicht Auswirkung ins Milieu (was aber die „Expressionisten" glauben), sondern Einwirkung auf das Niveau.

Jeder mit dem Allsinn der guten Gesinnung Schaffende kultiviert rechtlich und (zumindest seinem Wesen) entsprechend, Maß und Norm seines Stils; daß dieser wandelbar ist (kraft geistiger Erhebung, die den Fluß der Sprache erweitert resp. in entsprechendere Bahnen lenkt), bringt der Identität der Bildung Form und Gehalt, keinen Abbruch, da sie sich je nur im vorliegenden Werke bezeugt. Einen Dichter, der in der Zeit seiner Sturm- und Drangperiode ein stilistisch nicht ausgeglichenes Werk geschaffen hat, — weil er seine Innerlichkeit nicht im Geiste konzentrieren konnte —, dafür verantwortlich zu machen (wiewohl er in späterer Zeit könnerhafte Werke geschaffen), ist nur das Werturteil des voreingenommenen, untauglichen Kritikers und des beschränkten Bibliophilen. Umgekehrt ist es ein Unding, einen Künstler darum nicht mehr anerkennen zu wollen, weil die Kunst dieser schöpferischen Kraft nicht mehr die geschickte Führung der Worte wie früher zu bewältigen imstande ist. Günstige geistige Erneuerung ist günstige künstlerische, literarische, stilistische; denn nur durch diese Erneuerung wird die Wortführung — wie es im Ganzen oder im Teile sein soll — kultivierter, stimmungsvoller, abgetönter, höher beschwingt und flammender, überzeugender, erfolgen. Anderseits nützt auch das Gegenteil dessen, durch den Behelf der schlichten (und darum klarsten) Darstellung, den Qualitäten im Gefüge der Wortgliederung, wenn sie zur Harmonie und Plastik des Sinnes im Werke führt. Defensiv im Abstand, aktiv im Fortschritt vom nichtssagenden Profanen der Salon-Dialektik, der anerzogenen Mentalität und des süßen Spießbürgergebabbels, ist es aber immerdar ein ästhetisches (ergo ethisches) Gesetz der Kunst, die Distanzen vom Extremen, die die Beherrscher der Musen aus dem Herz der Vergangenheit herausholten, als Lotsen einer schöpfernden Zeit, beizubehalten, um den atavistischen Pfadfindern, die die Abstraktion für die Expression nehmen, das mühevolle Beginnen verdrießlich zu machen. Die ethische

Entwicklung und die daraus resultierende philosophische Einstellung der Werte im Werke inspirieren von vornherein den Stil in günstiger Weise, und es ist im Sinne der Anpassung an die moderne als höher-entwickelte Zeit, die wir fortpflanzen müssen, zu sagen: Mehr Distanz vom Väterwort, und das Volk wird denkende Leser stellen.

Den Stil muß immer das Prinzip leiten, deutlich zu sein, so deutlich, als ob es nicht möglich wäre, deutlicher zu sein, — wenngleich Stil immer nur individuell-verursachte und ans Individuum gebundene Schreibart, und weil er subjektive Einkleidung der Gedanken in objektiv verständliche Worte ist.

Die Deutlichkeit des Vermittlung gebenden Wortes durch Wortführung darf nicht getrübt werden durch Wortsymbolismen, durch Umschreibungen, deren Versteckenspiel dem Auge des Eingeweihten und Empfindsamen nicht entgeht und darum nur noch krassere, unwahrere Sinnbegriffe erzeugt, als sie die Deutlichkeit schlechthin ohne Schädigung des Vorstellungsbildes und durch Wahrheit herbeiführen würde. Anderseits sind für jenen Leser, dem das Einfühlungsvermögen in solche Symbole mangelt, dieselben genau so viel, wie eine leere Buchstelle.

Was vor dem ethischen Bewußtsein des Dichters als Bild aus dem Mutterlande der Natur oder als Sinn aus dem Vaterlande des Geistes standhält, das hat als vom Ethiker erfaßte Wahrheit vor dem vom Aesthetiker (der immer von zweifelhafterer Güte ist als der Ethiker, weil er, statt dem „Häßlichen" Hilfe zu bringen, es meidet) erschauten Schein Berechtigung. Und Stil (ob geschrieben oder gesprochen) ist die Synthese von Ursache und Wirkung. Wer die Sprache beherrscht, ist aufrichtig, und der Aufrichtige schreibt den wahrsten Stil. Und dieser ist der beste. Und daß der beste Stil wieder nur dem guten Menschen entspricht, sagt Nietzsche, der große Stilist.

Der beste Stilist, weil der Beherrscher seiner Sprache und darum der aufrichtige, gute Mensch, dürfte in unserer Zeit allein Karl Kraus, der Dichter der Vision „Die letzten Tage der Menschheit" und Herausgeber der Zeitschrift „Die Fackel", Wien, sein. Karl Kraus schreibt den Stil der Wahrheit. Die Schriften dieses großen Menschen offenbaren, wie sehr notwendig die furchtbarsten Anklagen gegen die geistlosen Stilisten, die nicht wissen, daß schon der Gedanke das Wort ist, sind. Sprachbeherrschung nur ist Genialität, und Stil und Form sind Aeußerungen derselben.

# Eine Handvoll loser Blätter.

Von Grete Ziebolz, Breslau.

... Weißt Du, wenn ich am liebsten an Dich denke? — Am Abend! Wenn sich der Tag in die grauen Wolken der Dämmerung hineinzuschmiegen beginnt; wenn die Fahlheit des Abends mit schweren Schritten in mein Gemach tritt! Dann ziehe ich die Vorhänge an meinen Fenstern zusammen und beginne meine Andacht zu halten. Die fromme stille Andacht meiner Liebe! Wir sind uns dann beide so greifbar nahe, daß ich nur meinen Arm auszustrecken brauchte, um Deine Hand zu berühren.

Dein lieber, stark und scharf geprägter Kopf steht gleich einer Vision vor meinen Augen, und Dein sinnender Blick schaut tief in das Geheimnis meiner Seele.

Ich lebe in Dir wie die Rehe im Walde, ich spreche mit Dir wie mit einem guten alten Freunde, und ich trinke aus dem Bronnen Deines Wissens wie ein verdurstender Pilger. Ich kniee im Geiste zu Deinen Füßen und bitte Dich, Deine kühlen Hände auf meine heiße Stirn zu legen. Nur solcher Art kommt Ruhe in mein gehetztes Innere, und nur so bändigst Du in Deiner Güte mein flammendes Begehren nach der schimmernden Welt dort draußen hinter jenem irren Lichtermeer. Nur selten gab ich Dir bisher meine Gedanken in schrankenloser Enthüllung. Weshalb auch? Vielleicht würde Dein wundersames Wesen befremdend vor mir zurückweichen. Vielleicht würdest Du mich nicht recht verstehen und tausend Trugschlüsse daraus ziehen. Vielleicht — vielleicht! Und schließlich, wozu auch? Lasse mich mit mir allein fertig werden. Mit meinem Hoffen und Wünschen, mit meinem Glück und meinem Haß! All das aber kann meiner Liebe zu Dir nichts anhaben. Sie steht in dem Gewirr des Denkens so fest wie ein grauer Felsblock, an dem ewig grüne Ranken emporstreben und aus dem Erdboden heraus ihre Arme um den verwitterten Stein schlingen.

Meine Liebe! — Leuchtend ragt sie gleich einer sonnenflammenden Fackel in den grauen Alltag des drückend und schwer gewordenen Lebens. In meinen Alltag...

Müde und träge wiederholt er sich in seiner stumpfen Gleichförmigkeit. Einem gequälten Tiere ähnlich, das sich, eingespannt in einen Lastweg, langsam zu Tode verblutet. Wimmernd krampft sich mein Herz vor der Notwendigkeit des eisernen, unbeugsamen „Muß" zusammen. Die Herbheit meines Willens aber reißt mich von neuem auf, um den Trott des Lebens fortzusetzen, es langsam zu Ende zu gehen. Ist das nicht feig? — Sollte man nicht einfach die Ketten zerreißen und in das Leben hinausstürmen mit der ganzen Ungebundenheit der Jugend? In das Leben mit seinem Strome von Kraft?

Da hast Du wieder jenes gewaltige Begehren! Immer schlummert es in mir, um bei irgendwelcher Veranlassung zu neuer Geburt erweckt zu werden. Und schlüge ich diesem Tier mit scharfem Schwert den Kopf vom Rumpf, es würde doch, einer Hydra gleich, von neuem aufragen. Mächtiger, kräftiger, bewußter als je zuvor. Fast könnte ich es als ein Unglück meines Lebens bezeichnen, dieses nimmermüde Sehnen, dieses unruhvolle Umhertasten einer verängstigten Seele. Sollte mich meine Liebe nicht jetzt zur Vernunft bringen? Und doch, was hat Liebe mit Vernunft gemeinsam? Ist die Liebe nicht die größte Unvernunft unseres armseligen Daseins? Ist nicht gerade die Liebe das unruhvollste Element unseres dahingleitenden Lebens? Und muß in uns modernen Menschen nicht letzten Endes diese treibende, gährende, nie zur Ruhe kommende Art ihr Zelt aufschlagen und abbrechen, um Wertvollem die Bahn zu ebnen? Dem Wertvollen, das aus uns heraus geboren wird? Nur geboren werden kann, wenn sich Quellen erschließen, zu Bächen werden, zu Strömen anwachsen, um in Meeren ihre Erfüllung zu finden. — Tausend ungelöste Fragen irren in meinem aufgewühlten Innern fesselos umher. In einsamer Stunde klettern sie wie graue Wichtelmännchen hervor, wachsen und stehen gleich Riesen, die mich fast zu zermalmen scheinen, an meiner Seite. — — —

Als ich neulich in einer solchen Stimmung Deine Briefe durchlas, schwoll es heiß in mir empor, das Sehnsuchtsgefühl, bei Dir weilen zu dürfen. Die Menschen, die täglich mit Dir in Berührung kommen, können nicht ahnen, welch strahlendes Licht ihren Weg erhellt. Sie gehen mit Dir, arbeiten mit Dir und wissen nicht, daß ihnen fremdes Glück eine Strecke weit das Geleite gibt. —

Liebst Du mich noch? — Täglich möchte ich es aus Deinen flimmernden, dunklen, ernsten Augen lesen. Möchte meine Küsse in Dich hineinsaugen wie der heiße Juliwind, wenn er über die gelben Ähren hinstreicht und sie glutenvoll in ihrer Reife berauscht. Oft denke ich in meinen einsamen Dämmerstunden der Zeit, wo wir gemeinsam Hand in Hand das Leuchten unserer Augen sahen. Wie Meeresleuchten erschien es mir, aufgewühlt aus der Tiefe des Grundes. Einmal, ich erinnere mich, da stand ich um Mitternacht droben an der Nordsee, ganz allein, fern von dem Gewoge der Menschen und staunte dieses Wunder an wie ein hilfloses Kind. Ich fühlte mich wie ein Kind, denn ich streckte sehnend meine Hände aus nach etwas Greifbarem und dennoch Entgleitendem. Dort wurde mir das Leben zum Märchen, und ich verfiel in Traurigkeit, als im Osten langsam der neue Tag aufstieg. Er zerriß mir meine Stimmung. Denn nun begann der Morgenwind ein armseliges Klagelied in dürren Dünengräsern zu singen, und der trockne Sand hüllte mich plötzlich wie in weiße Schneewolken ein. Die Schneesandwolken stachen meine Haut und taten mir weh. Drüben im Osten rang sich der rote Feuerball flammend aus der Unendlichkeit empor. Ich mochte dieses Geborenwerden nicht mehr sehen. Trotzig kehrte ich ihm den Rücken. Es hatte mir das Wunderbarste des Meeres mit seinem Lichte geraubt. Unauslöschbar aber wird dieses Leuchten in meinem Gedächtnis haften bleiben. In Deinen Augen habe ich es wiedergefunden. Manchmal sind sie kristallklar wie der Grund eines Baches und manchmal so dunkel wie die Düsterkeit eines tiefen Waldes.

Ich liebe Deine Augen, wie ich alles an Dir liebe. Wie oft ahme ich laut den Klang Deiner Stimme nach. Den sinnlich weichen Klang satter Mollakkorde! Als wir uns im vergangenen Jahre zum letztenmal sahen, standest Du oben an Deinem Rednerpult und sprachst in zündenden Worten zu einer großen Gemeinde. Da war jenes geheimnisvolle Leuchten nicht in Deinen Augen zu finden. Nein! — Da war es helles, loderndes Feuer glühendster Begeisterung. Da warst Du mir einer, der sich seiner Kraft bewußt ist. Einer der Auserkorenen der Menge. Einer, der Vollblut in sich trägt. Unbewußt starknervig. Wie ein Schmied, der auf seinen Amboß schlagend, das Eisen seinem Willen gefügig macht. Da warst Du mir Siegfried in der Werkstatt des Mimen. Und alles um mich her versank. Sekundenlang! Dann aber sah ich auf und sah, wie Du sie alle in Deinen Bann zu ziehen verstandest. Atemlos lauschten sie Deinen Ausführungen und ließen sich willig führen in die fernen fremden Länder. Ließen sich führen in die ältesten Zeiten des Urmenschentums, ließen sich führen und belehren und hingen gläubig an Deinen Lippen.

Manchmal bildete ich mir ein, daß Du während des Sprechens meinen Blick suchtest. In diesem Augenblick lief ein Erschauern durch meinen ganzen Menschen. Die Röte des Glückes übergoß meine Wangen, und meine Hände verkrampften sich in stummer Dankbarkeit. Im Geiste sah ich unser verschwiegenes Stübchen, in dem wir das Recht des Herrschens

ausübten. Unser Stübchen! Erinnerst Du Dich noch an seine Schönheit? Dicke Teppiche an den Wänden. Auf dem Fußboden Felle und in der Mitte des Zimmers ein Ruhesofa. Zur Seite rechts eine hohe Stehlampe mit dunkelrotem Seidenschirm, links den Bronzeständer für Dein Rauchzeug. Immer lagen dort die kleinen weißen Zigaretten, deren molliger Duft oft unseren Hauch umkoste. Die Möbel, Hausratstücke aus einer lang verklungenen Zeit. Zu jeder Jahreszeit standen Blüten in Schalen.

Weißt Du noch, wie Du einst mit riesigen Herbstlaubzweigen zur Tür hereintratest und dann emsig das Zimmerchen zu schmücken begannst? Weißt Du noch, wie blutrote Weinranken sich mit weißen Fellhaaren vermählten? Was danke ich Dir nicht alles, Du mein Geliebter! Wüßte ich nur, wie ich Dir Dein Leben weiter bauen helfen darf. Meine Treue wolltest Du, als Du mir zum Abschied Deine Lippen botest. Was ist denn Treue? So wenig dort, wo man ehrlich und tief liebt! So viel da, wo Liebe ein irrer Begriff im Frauendasein bedeutet! —

Aus Deinem letzten Brief entnahm ich, daß Du jene Frau wiedergesehen, die Dir vor mir in Deinem Leben nahe gestanden hatte. Du sagtest mir nichts von dem Gefühl, was Dich dabei erfüllte. Warum nicht? Fürchtest Du, ich wäre so klein, daß ich darüber in irgendwelche Stimmungen verfallen könnte? Sieh, was vor mir in Deinem Dasein eine Rolle gespielt hat, ist für mich, muß für mich ausgelöscht sein. Du hast es mir erzählt, wie man es berichtet, um sich frei vor sich selbst zu fühlen. Ich habe Dich angehört, und das Weh drinnen im Herzen geborgen. Dann aber stieg das neue Erleben auf und strahlte in versengender Glut auf uns beide herab. Ich trank Deine Küsse in beseligender Wonne, trank sie schwer und wild in mich hinein. In Dir, bei Dir fühlte ich ein Vergehen von nie gekannter Lust und jauchzte wie befreit Deiner Männlichkeit entgegen. Silberklar rieselte der Bronnen meiner Liebe seit dem Augenblick, da Dein Mund den meinen berührte. Wenn ich an unsere erste Begegnung zurückdenke, dann wird es warm in meinem Innern, denn ich ahnte damals instinktiv, daß wir zwei vom Schicksal füreinander bestimmt waren. Es war ein Horchen unserer Seelen zueinander, es war ein Aufblitzen unserer Blicke für einander, und es war ein heiliges Band der gegenseitigen Klarheit um einander.

Als ich damals von Dir ging, schritt ich weit hinaus in den Mittag, die Stadt verlassend. Der Sommerwind spielte mit den Blättern und Blüten hinter Zäunen und Hecken. Ich sah in die Sonne und dachte immer: So sind seine Augen. Deine Haut war gebräunt und in Deinem Gesicht stand ein jungfrohes Lachen. Am Spätabend sah ich von meinem Fenster die zuckende Lichterschlange der Straßenlaternen und fühlte an ihrer Unruhe die meine sich weiter und weiter entzünden.

Höre ich nichts von Dir, träume ich mich in das Zurückdenken hinein, und schreibst Du mir in Deiner gütigen, oft auch liebböse Art, dann ranken sich Dir Worte im Überschwang entgegen. Worte, die ungeboren im Selbstgespräch untergehen, mich aber anfeuernd zu Neuem, Niegekanntem. Vorgestern fand ich in meiner alten Truhe viele ganz vergessene Bilder von meiner Rheinreise. Weißt Du von jener Reise, über die wir bei unserem letzten Beieinandersein plauderten. Damals noch stand ich am Niederwalddenkmal, ohne die Knechtschaft empfinden zu brauchen, die uns Deutsche jetzt so schmachvoll zu Boden drückt. Damals saß ich in einer Vollmondnacht in Rüdesheim und horchte auf die leisen

weichen Wellen, die an den Garten anschlugen. Leise weiche Wellen, die wie fernes Klagen anmuteten. Unbewußt! Und doch eine traumhafte Stimmung auslösend.

Manchmal habe ich vor unserem Wiedersehen Bange, und manchmal sehne ich den Augenblick herbei, wenn wir uns von neuem gegenüberstehen werden. Unser ganzes Verstehen liegt in den Briefen, die wir miteinander tauschen. Briefe sind persönlich und doch nicht persönlich genug, um vollkommene Wirkungen auszulösen. Man glaubt Wichtiges zu schreiben und hat viel Wichtigeres vergessen. Man glaubt sich klar und deutlich ausgedrückt zu haben und findet, daß große Mißverständnisse entstanden, entstehen konnten. Eines aber werde ich bestimmt fühlen, ob Du mir der Gleiche geblieben bist. Du — und wenn nicht? — Pfui, das ist häßlich von mir. Der Zweifel. Ich will ihn nicht aufkommen lassen. Ich will mich wahren. Ich will glauben. Du wirst als der Gleiche kommen. Sieggekrönt von der Arbeit Deines Werkes, sieggekrönt von dem Halten Deiner Treue und sieggekrönt in der Weihe Deiner Liebe. Ich jauchze dem Augenblick zu und küsse still Deine warmen rotschmalen Lippen. —

Spät ist es heute bei meinem Schreiben geworden. Ich bin müde und möchte meinen Kopf am liebsten in Deine Hände vergraben. Ich möchte mich in Dich hineinschmiegen wie eine Blüte in ihren Kelch. Losgelöst von Dir erscheine ich mir wie ein Nichts. In meinem Zimmer ist es fast unheimlich still. Die Ruhe liegt auf allen Gegenständen und schnürt mir den Atem ein. Selbst der launige Lump, der auf meinem Schreibtisch steht, hat sein dummdreistes Gesicht in unglaublich ruhige Falten gelegt. Du, komm', erlöse mich in Deiner kraftvollen Art und bringe mir das strömende Leben in smaragdgrüner Schale. Gieße über mich den Glanz Deiner Persönlichkeit aus und lasse mich Deine Nähe fühlen, Deine wundersame, eigenartig beseelende Nähe. Nimm in gütigem Verstehen die Sehnsucht von mir und wiege sie in beschirmendem Schlummer. Nein, lasse mir die Sehnsucht! Denn ohne sie wäre ich klanglos. In ihr ertönen meine Worte.

Schlafe friedvoll in der fernen Stadt, gedenke mein und lasse mein Bild in Deinem Herzen eingegraben sein. Unverrückbar fest! Gefeit gegen alle Anfeindungen. Die Sterne, die da droben am Firmament glitzern, grüßen auch Deine Lagerstätte in nächtlicher Stille. Darum fühle ich mich eins mit Dir, lösche jetzt das Licht und träume zu Dir hinaus. — — —

Wild peitscht der Regen an meine Scheiben. Die Tropfen reißen glatte Bahnen auf dem Fensterglas. Der Sturm jagt die Häuserreihen entlang. Hui, wie die Mützen vom Kopfe fliegen! Vorhin lief ein kleiner Bube seinem Hütlein eine ganze Strecke Weges nach. Wie traurig war sein liebes Kindergesichtel in dem Jammer über die Nässe. Gern wäre ich zu ihm geeilt und hätte ihn getröstet; aber da war er schon um die Ecke in seiner ungestümen Knabenart. Und wieder dachte ich an Dich, Du mein großer Ungestümer! —

Frühlingsstürme brausen ins Land. Der Winter ist vorbei. Fühlst Du es auch dort in der Ferne mit so intensiver Wohligkeit wie ich? Im Geiste schaue ich blühende Bäume, die wie gepuderte Rokoko-Köpfe in den Alleen stehen, sehe ich buntschimmernde Wiesen und lachende Burschen mit ihren verliebten Mädchen, die sich im Grase am Hange lagern. Dort im Walde, da umarmen sich zwei im werbenden Ver-

langen. Vögel locken sich zueinander, bauen ein Nestlein und gehören sich an im Vollbewußtsein ihrer Liebe. Du — ach — ich bin eine Törin! Weißt Du, daß auch in mir ein Verlangen hochwächst nach silberglänzenden Maiennächten? Im Weiher vor unserem Landhaus ruht still und verborgen ein rotgestrichener kleiner Kahn. In ihn will ich mich flüchten, wenn die Elfenkönigin ihr Blumenfest feiert. Ich vermag Dir zu erzählen, wie sie dieses Fest begeht. Höre zu. Mit offnem Herzen.

In einer Frühlingsnacht war es, da ging ich durch den Wald. Unheimlich schien mir das Geräusch, das die aufbrechenden Knospen verursachten. Es war ein Strecken in den Zweigen, ein Wachsen dem Lenz, dem Licht entgegen. Auf Schritt und Tritt verfolgte mich das Knistern und Raunen der liebesseligen Natur. Der Mond stand strahlend hell am dunklen Firmament und lachte zu den Torheiten der Welt. Mein Weg führte mich bis an den Weiher. Hohes Schilfrohr bog sich raschelnd im Nachtwind und grüßte ehrfurchtsvoll den Festeszug der Maienkönigin. Ich hielt den Hauch meines Mundes zurück und barg meinen Körper hinter einer alten dicken Tanne.

Leise und weich tauchte sie aus der rieselnden Flut empor. Sie, die Wunderfeinste der Frauen! Marmorbleich war ihr Antlitz, in dem nur die Augen wie brennende Feuer sengten. Offen wallte das Haar an ihrer Gestalt hernieder, und weiße Perlenreihen zogen sich durch die goldschimmernden Strähnen. Einmal im Jahre durfte sie ihr unterirdisches Reich verlassen, einmal den Duft der Welt in sich hineinsaugen. In einer rosafarbenen Wolke glitt sie dahin, den Festzug an sich vorüberlassend. Elfen, Tiere, Gnomen, alles, alles war herbeigeeilt, um der Königin die Huldigung darzubringen. Ich aber starrte aus weitgeöffneten Blicken und lehnte wie betäubt an dem knorrigen Stamme. Erst die fahle Morgendämmerung riß mich aus meinen Träumen. Das Glück aber ging mit mir, das wußte ich. Denn so erzählte es die Sage. Wer einmal sie schauen durfte, die Maienkönigin, den umwob sie im Leben unsichtbar mit ihrem Zauberbann. Und dieses Glücksgefühl begleitete mich, als meine Liebe zu Dir erwachte, als ich Deiner Liebe teilhaftig wurde. — — —

Soeben brachte mir der Postbote Deine Blumenspende. Tausend Dank! Die lieben Blauveilchen sind noch so frisch, als wären sie eben erst vom Beet gepflückt worden. Wie schön muß es jetzt dort unten im Süden sein! Wie gern möchte ich mich mit Dir zusammen an der Schönheit der Natur erfreuen. Ich glaube wohl an die Pracht der blühenden Mandelbäume. Wie klar Du sie mir zu schildern verstehst! Fast sehe ich Dich mit ausgestreckten Armen zwischen all den Blüten umherwandern. Daß Du tüchtig braun geworden bist, weiß ich mir gut vorzustellen. Lasse die Eindrücke sich fest in Dir verwurzeln, damit ich im Miterleben später Dir gleich bin.

Nun ist auch in meinem Zimmer ein endloses Duften! Jede Schale habe ich gefüllt, jedes Glas mit den schlichten Frühlingskindern versehen. Sonst streiche ich über ihre zarten blauen Köpfchen. Man kann richtig sehen, wie sie das Wasser in sich aufnehmen, die lieben, lieben Blumen. Aber verzeihe, Liebster, Du schreibst am Schluß etwas fremd, hastig? — Warum? — Wurdest Du durch irgendwen gestört? — Vielleicht bilde ich es mir auch nur ein. Als ich das Ende des Briefes las, sah ich Dich plötzlich wieder so, wie wenn Du unter der Menge vor mir

stehst, kalt und höflich mit mir sprechend. Dann erscheinst Du mir stets ganz fremd und unerreichbar fern. Jedesmal vermag ich nur mit Mühe, die Tränen zu bannen. Schicksalsbestimmung! — Und doch — und doch!

Wie gern legte ich meinen Arm in den Deinen und ginge mit Dir durch die Gasse der Menschen. Aber es darf — es kann nicht sein! Deshalb danke ich Dir dennoch für das stille Glück, das Du mir in mein Leben gebracht. Wie lieb Du in Deinem dunklen Anzug ausschaust. Ganz ernst und würdevoll. Keiner Deiner Freunde mag ahnen, was für ein knabenhaftes Herz dahinter schlägt. Und für wen das Herz schlägt, mögen sie noch viel weniger ahnen, die kleinen armseligen Naturen. Mit Dir hinauf in ungekannte Höhen, das ist meines Lebens Endziel, meiner Nächte Gebet, meines Mundes Gestammel. — Grüße den Frühling dort unten im Sonnenland Italien und finde innige Worte in der St. Markuskirche für unser Glück, für unsere Liebe. Laß die Tauben zu Deinen Füßen ihr munteres Spiel treiben und sieh in dem hingebenden Ausdruck ihrer unschuldsvollen Augen die Wahrheit meines Fühlens. Streue ihnen unter der hohen Säule auf dem Platz in Venedig eine Handvoll Körner mehr und flüstere ihnen dabei meinen Namen zu. So bin ich bei Dir und mitten in der flatternden Schar. — — —

Unaufhörlich strömt der Regen weiter. Der Tag liegt in einförmigem Grau eingehüllt, schwer atmend unter der Decke des düsteren Wolkenmantels. Müde blicke ich in die trostlose Einsamkeit meines Zimmers. Ach, wärest Du bei mir! Könnte ich Deinen Kopf leis an meine Brust betten und versonnen über Dein Haar streichen. Mir würde leichter! Aber so? — Heiß wallt die Sehnsucht in mir empor und lodert in glühender Flamme Deiner Seele entgegen. Deiner Seele, die da fern, und wie ich tief im Innern glaube, mir wie ein loses Blatt im Frühlingswind davonweht. Schelte mich nicht glaubenslos! Der Optimist warst stets Du in unserer Gemeinsamkeit. Nun bist Du fort und hast die Sonne mit Dir genommen. Mich aber friert im Schatten des Alleinseins.

Charfreitag! — Wie eine einzige große Müdigkeit ringt es sich durch das Weltall. Ein dunkles geheimnisvolles Sterben zieht durch den Frühling. Ihn plötzlich verdunkelnd. Ob gläubig oder nicht! Im Wort allein schon liegt die Düsterkeit des Todes. — Und doch stehen wir im Lenz, mitten im sangfrohen Lebensbejaher! Neugierig lugen die grauen Weidenkätzchen am frischgrünen Gartenstrang, in die sie wachküssende Allbesiegerin Sonne. Die ersten Schneeglöckchen kaufte ich mir heute und trug sie wie einen kostbaren Schatz auf meinen Arbeitstisch. Arme, kleine, noch so recht verfrorene Frühlingskinder! Hart bläst die Luft von Norden her. Plötzlich aber taucht ein Wunsch in mir auf! Ein heißer, unbezähmbarer Wunsch!

Ich fahre hinauf in die Berge mitten in den Schneewald hinein und strecke Sehnen und Muskeln wie eine von der Stadtenge Befreite. Ich nehme meinen Rodel mit, verpacke meine Skier, schließe meine Wohnung ab und spinne mich ein in den Zauber der verschneiten Waldbäume. Gestern und all die Tage ist mächtig viel Neuschnee gefallen. So stand es im Wetterbericht. — Du schreitest über blumenschwangere Wiesen, Dein Fuß versinkt im tiefen saftgrünen Rasen, während ich jauchzend auf meinen Hölzern zu Tal gleite. Auf Deiner hohen ernsten Mannesstirn sitzt in lockerer Art Dein weißer Strohhut, wogegen meine Flauschmütze fest über beide Ohren gestülpt wird. Gegensätze, die wir zwei

immer so sehr lieben, je krasser, desto besser! Ich atme auf bei dem Gedanken, den lästigen Menschenschwarm abschütteln zu können wie etwas Staub, den man mit spitzen Lippen davonbläst. Ehe ich reise, werde ich noch auf eine Nachricht von Dir warten. Eine Osternachricht aus dem Lande, das seine Auferstehung für dieses Jahr schon gefeiert hat. Dann werde ich mich davon trollen. — — —

Nun halte ich Deinen Osterbrief in den Händen. Oder besser, Deine Osterbeichte. Du Armer! Selbst bis in das vom blauen Meer umspielte Sizilien erreichte Dich der Arm Deiner Vergangenheit. Ich ahnte in Deinem letzten Schreiben etwas von inneren Kämpfen und erging mich in allen möglichen und unmöglichen Sophistereien. Ich fühle den Augenblick mit Dir, als Du gezwungen warst, jene Frau von neuem gesellschaftlich zu behandeln, die Dir einst Deine Jugendliebe bedeutete. Ich gehe noch einmal durch all die Kämpfe mit Dir, die Du, um ihre Ehre zu retten, auf Dich nahmst. Eine Ehre, die im Morgenschimmer des Tages in ein Nichts zerfloß. Warum quälst Du Dich heute noch mit unnützen Gedanken, Du, mein Großer, Starker? Das Schicksal wandelt unabwendbar seinen Gang und zwingt uns alle unter seine Macht oder sein Joch. Wie Du es gerade auffassen willst. Wenn doch in Deinem Innern noch ein Etwas von Deiner Jugenderinnerung verschlossen ruht, dann begehst Du mir gegenüber kein Unrecht. Wir haben wohl jeder ein solches verschwiegenes Kämmerlein, in dem wir einen Schatz gegen die Anfechtung der Welt hüten. Dieses Rückerinnern — Rücksuchen in dem Lande unserer Jugend ist ja die köstlichste Feierstunde unseres Lebens! Ferne sei es von mir, Dir deshalb zu zürnen. Heut haben wir uns lieb — fest und trotzig gegen allen Ansturm von draußen. Und es wird die Zeit kommen, wo Du auch innerlich ganz frei wirst. Dann wird das lachende Sonnentor unseres Glückes, mit purpurnem Samtgewande verbrämt, flammend hinter uns zusammenschlagen.

Ostern, das Fest der Offenbarung, das Fest der Auferstehung. Möge es Dir Frieden bringen, Du mein Herzliebster. Den Frieden, der Dir für kurze Zeit geschwunden scheint. Aber nur scheint! Denn tief da drinnen in Deiner Brust, da ruht ein Herz so goldentreu, auf das ich wie auf steinernen Fels baue. — — —

Bei Schneewind bin ich zur Höhe gefahren, zur Höhe, wo in Einsamkeit mein kleines Häuschen träumt. Das Erinnern zog mich hinauf, das selige Erinnern an unsere gemeinsame Bergfahrt. Weißt Du noch, wie Du dort zum erstenmal meine Hand faßtest, mir tief in die Augen blicktest und mir sagtest, daß Du mich über alles liebtest? Ach, noch sehe ich den Wind in Deinem Haar treiben und fühle das Hämmern meines Herzens, als ich wortlos vor Glück an Deiner Brust ruhen durfte. Ein Sonnentag war es, mitten im glühenden Sommer! Hand in Hand gingen wir im Walde dahin, nichts sprechend, nur empfindend, scheu tastend im unbeschreiblichen Erstaunen. Wie eine vom Goldstrahl des Lebens Getroffene irrte mein Blick zur gigantischen Bergwelt und verlor sich in den weiten buntfarbenen Flecken der endlosen Ebene. Ich deuchte mir zu klein neben der Eigenart Deines Wesens und versuchte nicht einmal, Dir von meinem Empfinden zu reden. Du aber zogst mich verstehend in Deine Arme, und ich genas langsam von dem Bann, in den mich Deine Erscheinung stets zu versetzen pflegte. Ich gesundete unter der Fülle Deiner Anregungen und wuchs an Dir empor wie eine Schling-

pflanze an ihrem Pfahl. Wie danke ich Dir, daß Du soviel Licht über mich ausstrahlst und selbst im Glanze bleibst. — — —

Die Halde vor meinem Fenster ist weiß von Schnee! Winter im Frühling! Eine herbe Frische dringt durch meinen Körper. Das träge Stadtblut pulsiert rascher in den Adern. Die Wolken rasen durcheinander, ungezügelt und temperamentvoll. Dort senkt sich ein Nebelstreif langsam zu Tal. Ein anderer steigt auf in den frostigen Frühmorgen und dort — dort, ganz weit drüben, blitzt ein Sonnenfleck vom Flachland herüber. Schon ist er wieder fort; aber da taucht er von neuem auf — wird größer — bleibt und umspinnt schon eine lange, lange Strecke. Jetzt zerteilen sich die Nebel, rascher und immer rascher und zerfahren wie lichtlose Fladen. Frau Sonne ist Siegerin geblieben! Sie zieht über Höhen und Tiefen und lockt mich hinauf in ihren warmen Strahl. Es war ein verwegner Kampf zwischen Trübheit und Licht! O Du, mein Starker, meine Urkraft! Wie ich Dich liebe! Meine Gedanken eilen zu Dir über Klippen und Meer. Um mich ist nichts als der verschlafene Wald, der stille Frieden einer im Schnee vergrabenen Landschaft. Meine Skier gleiten lautlos vorwärts. Der Pfad ist glatt und fest. Je höher ich klimme, desto wärmer wird das Sonnenlicht. Ich nehme meine Mütze vom Kopf und überlasse den Strahlen mein Stadtgesicht. Brennet nur tüchtig darauf und malt mir eine recht braune Farbe an, damit ich meinem Herzliebsten gleiche, wenn er zurückkehrt. Ein Vöglein probiert zaghaft den langausgeruhten Stimmklang seiner Kehle. Es versucht sich in trillerndem Liebesgestümper. Doch noch ist die Zeit nicht gekommen. Verlieren die alten mächtigen Waldriesen erst ganz ihr Eiszapfengehänge, läuft der Waldbach wieder frei und offen über Steingeröll, und strecken die Farren ihre frischgrünen Wedel in die Luft, dann schmettre deine Liebesgesänge hinaus, du mein kleiner gefiederter Freund. Jetzt puschle dich noch ein in dein warmes Federkleid und träume vom künftigen Nestlein.

Der Wald liegt hinter mir im Rücken. Der Berg ist erstiegen. Ich stehe mitten in schneevereisten Weiten. Ganz allein! Ganz einsam! Und doch bei Dir, Du Lieber. Vielleicht weilst Du im Augenblick am heißen brodelnden Krater des Vesuvs und streckst Deine Hand empor, glutvoll durchrüttelt von der Seltsamkeit der Natur, die Dir so nahe verwandt. Eine Natur, die da schuf, um Selbstgeschaffenes zu verderben! Auch Du kannst verderben, kraft Deines Wesens. Das fühle ich! Aber fort mit den Quälereien! Ob Du auch soviel an mich denkst? Sicher nicht. Denn Du bist nicht immer allein. Und bist eine Herrennatur, die da Knechte zum Herrschen gebraucht. Eine Herrennatur voller Trotz und Stolz! Ich aber schmiege mich in Dich hinein, gebe Dir meinen ganzen Menschen zu eigen und verlange nichts anderes als Deine wunderfeine, reiche, sorgende Liebe.

Jetzt, da ich hier als einziges Lebewesen dahingleite, kommt zaghaft die Furcht in mein Sinnen. Dein Brief taucht wieder auf! Wäre es möglich, daß jene Frau neue Kraft, neue Gewalt über Dich gewönne? In meiner Verzweiflung werfe ich mich zur Erde nieder und kühle mein heißes Gesicht im weichen Schnee. — Tue es mir nicht an! Verrate mich nicht um ihretwillen, die Dir die Treue brach, und von der Du getrennt sein mußt, ehe unsere Leidenschaft ganz und ganz in eins versinken darf. — Jugendliebe! — Wie hängt man mit Ketten gefesselt an diesem Wort. Ich verstehe das wohl. Wie drängt sich leise und

verstohlen alle Blütenreinheit des Weltalls mitten darum. So fein und zart faßt man sie an, die erste Zeit der erwachenden Frühlingsnatur des Lebens. Wonnevoller, unschuldiger erster Kuß! Was liegt nicht alles in ihm! Was fühlen wir nicht! Was glauben wir nicht! Bis mit einem das Erwachen kommt. Oft so grausam. So zersetzend. So vernichtend!

Jetzt fröstle ich, denn der Schnee war kälter als ich geglaubt. Hilf mir, daß ich nicht in Unglauben falle und in die Kleinlichkeit der Philister versinke. Hilf mir kraft Deines Wertes und Deiner Person. — Die Sonne taucht langsam im Westen zur Ruhe unter. Dunkle Schatten liegen über den Wäldern. Ich fühle eine unendliche Müdigkeit in meinen Gliedern. Wohlan — jetzt sause ich zu Tal! In minutenlangem Gleiten spürt man die Wonne des Wagnisses und glaubt sich dem Skelett des Todes eng verbündet. Nur eine Spanne die Beherrschung über sich selbst verlieren heißt „gewesen sein"! Da flieht die Mattigkeit, mein Liebster, und der Mut feiert seinen glänzendsten Sieg. Aufgewirbelt stiebt der Schnee in pulvriger Masse um mich her, während ein langgezogener Pfiff als Warnsignal zur Ebene eilt. Wie Schattenbilder gleiten Baum und Strauch an mir vorüber, wie drohende Gespenster strecken mir die Äste der Tannen ihre Arme zu. So sinkt der Abend nieder, wenn ich mein Häuschen erreiche. Mein Häuschen in seinem stillen Träumen! — — —

Als ich in mein Zimmer trat, sah ich nichts als den weißen Fleck auf der dunklen Decke des Tisches. Einen Augenblick lang setzte der Schlag meines Herzens aus. Dann kam mir mein Denken zurück. Eine Nachricht von Dir! Schon wieder? Was bedeutete das? Was würdest Du mir zu sagen haben? Ich wurde ganz ruhig. Eine Weile blickte ich auf die Schriftzüge des Umschlages, als könnte ich so ergründen, was die Hülle noch zu verbergen wußte. Und plötzlich wurde mir unsagbar weh zumute. Ungewollt stahlen sich blinkende Tropfen aus meinen Augen, die hart auf den Brief aufschlugen. War es die dunkle Ahnung kommenden Unheils? Genug — ich las! — Wieder zog Dein Kämpfen und Ringen an mir vorüber. Ich fühlte, wie Du mir langsam entglittest. Nun hast Du jene Frau allein wiedergesehen. Mußtest sie wiedersehen und sprechen. So stand es im Buch Deines Lebens geschrieben. Wo war Deine Kraft geblieben, mein Freund? Als Dein Mund auf dem ihren geruht, und Deine Lippen von neuem etwas von Liebe stammelten? Wo waren sie geblieben, die Kraft und die Herrennatur, die ich so über alle Maßen verehrte?

Ich sehe den traumdämmernden Abend über dem Golf von Venedig, höre den sinnlich betörenden Sang der Gondolieri und erliege gleich Dir dem Zauber der Stimmung. Aber Du hast mich damit unnennbar arm gemacht! Hast Du nicht eine Vision lang daran gedacht, daß da ein Menschenkind draußen in der Welt sein Dasein fristet, welches ohne Sonnenlicht verdorren und zugrunde gehen muß? Und daß Du es bist, der jenes Sonnenleuchten zu geben hat? Du hast es nicht bedenken können in der Aufgewühltheit Deines Innern, und weil Du zu weit von mir getrennt bist. Nur die Entfernung war schuld daran. Sicher. Sonst hättest Du Dich nicht verlieren können. Komm' zurück, Du, in unser klares, zielbewußtes Land, und Du wirst mit einer Handbewegung den Traum verscheuchen.

Nein! — Du wirst Dich nimmermehr wiederfinden können. Das

weiß ich! Wie ein weidwundes Tier wirst Du Dein Schicksal mit Dir herumschleppen. Arm wirst Du inmitten Deines Reichtums leben und frieren, wenn Dir die Glut die Nächte Deines Taumels versengt. Armer Mann! Und ich kann und darf Dir nicht helfen. Mit gebundenen Händen stehe ich einsam beiseite, denn mein Recht an Deine Person ist vollkommen erloschen. Ich könnte mich aufbäumen gegen das Elend, das mir widerfahren, ich fühlte mich stark genug, einen Kampf gegen jene Frau zu ertrotzen; aber ich bin zu stolz, um vielleicht mit mitleidsvollem Hohn eine Niederlage zu erleiden. Deine Person schaltet aus bei dem Ringen um Deine Seele. Du wärest außerstande, mich zu schützen. Und war es nicht vielleicht nur ein Reiz für jene andere, Dich wieder von mir fortzuziehen? Wer ergründete je die tiefinnersten Geheimnisse einer Frauenseele?

Doch dieses Letzte soll keinen Schatten auf Dein Glück werfen! Möge es Dir erhalten bleiben, das wünsche ich Dir von ganzem Herzen. Mein Leben wird einem Rückerinnern in Schönheit gleichen. Kein einziger häßlicher Fleck wird das weite Land meines Glückes trüben können. In Dankbarkeit werde ich der Stunden gedenken, in denen mich Deine Seele emporriß aus dem Alltag des Lebens in eine Feierstunde des Lichtes. Und ich werde auf Dich warten. Trotz allem! Vielleicht versinken die Jahre in die Unendlichkeit des Seins, vielleicht auch kommt der Tag gar bald, der uns wieder zusammenführt. Schicksalsbestimmung! — — —

Es ist lange nach Mitternacht! Sturm hat sich erhoben und rast in dem Gezweig des nahen Waldes. Er pfeift wild um mein Haus und rüttelt an meinem Dach, als wollte er es mit einem einzigen Griff zu Tal schleudern. Täte er es, dann lägen wir alle begraben unter seinen Trümmern und fänden ein rasches Ende. — Frühlingssturm! Du Urkraft des Erwachens! Zeichen des Auferstehens! Du Gewaltiger! Singe mir ein Nachtlied in mein unruhvolles Denken und trage mein Grübeln mit dir fort. Ich danke dir's!

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stött.

# Die Gegenwart

52. Jahrgang | Auguſtheft | 52. Jahrgang

## Die Grenzen des Geldverfalls.

Von Erwin Piechottka, Berlin.

In allen Betrachtungen über die Kataſtrophe des deutſchen Geldes kehrt die Begründung wieder, daß die Wiederherſtellung der Währung nicht eher erfolgen kann, als bis die Reparationsfrage gelöſt ſei. Aber von gleichen äußeren Schulden belaſtet war der Dollar gleich 65 Mark und hat heute den 50 000 fachen Kurs. Die Reparationsſchuld hat ſich indeſſen nur inſofern weſentlich geändert, daß die Erkenntnis der Notwendigkeit ihrer Herabſetzung ziemlich allgemein iſt, ſie müßte danach alſo nicht mehr ſo drückend ſein. Indeſſen aber hat ſich unſere Wirtſchaft weſentlich geändert, und zwar nicht ſo ſehr durch direkte Reparationsleiſtungen, ſondern durch indirekte Abflüſſe. Alle die Maßnahmen, mit denen man von amtlicher Seite der eingetretenen Entwickelung entgegenwirken wollte, ſind fehlgeſchlagen. Darüber darf man ſich doch keinen Illuſionen hingeben. Aber noch lange iſt die Erkenntnis nicht durchgedrungen, daß gerade die regierungsſeitigen Maßnahmen die eingetretene Wirkung haben mußten. Man hat eben ein krankes Pflänzchen immer von allen Seiten geſtützt, obwohl jeder ſachverſtändige Gärtner ſagen wird, daß man es nicht berühren darf.

Von dem Grundproblem der Krankheitserſcheinungen unſerer Wirtſchaft iſt man heute weiter entfernt als je. „Zur Beſſerung" verſucht man immer wieder, die deutſchen Preiſe von Ware und Leiſtung künſtlich zu ſenken, obwohl eine Wirtſchaft, deren Subſtanz und Ertrag künſtlich niedergedrückt werden, ganz naturgemäß immer weniger rentabel und immer weniger kreditwürdig werden muß. Die Weltwirtſchaft aber iſt nun einmal kapitaliſtiſch, auch Sowjetrußland in der Geſamtheit, durch die es allein mit der Weltwirtſchaft in Verbindung ſteht, iſt kapitaliſtiſch, und die innere Organiſation ändert gar nichts daran. Das oberſte Geſetz aber, das für jedes wirtſchaftliche Kapital unbedingt und uneingeſchränkt Geltung hat und ewige Geltung behalten wird, iſt, daß das Kapital zu ſeiner Erhaltung einen Ertrag, eine Rente braucht, daß bei dem Fortfall der Rente das Kapital ebenſo minderwertig werden muß, wie bei einem konkreten Defizit. Mit dieſem oberſten Geſetz der Wirtſchaft hängt es zuſammen, daß jede Wertung des Kapitals von der Rentabilität abhängt. Wir erleben es, wie Währungen, der Wertmeſſer jeder Volkswirtſchaft, zerſtört und wieder aufgebaut werden, und wir finden darin eine ſich immer gleichbleibende Geſetzmäßigkeit inſofern, als die deſtruktive Tendenz fortdauert, ſolange die Rentabilität zurückgeht bzw. zur Unterbilanz wird,

sobald aber die Grenze erreicht ist und die Rentabilität der Wirtschaft für den übriggebliebenen Rest des Kapitals sich zu heben beginnt, dann vollzieht sich ein Wiederaufbau.

Bei der Anwendung dieser Gesetze auf Deutschland und seine Wirtschaft müssen wir feststellen, daß aus dem in Deutschland noch existierenden wirtschaftlichen Kapital trotz seiner geringen Höhe im Verhältnis dazu keine Rente entsteht und daß Deutschland seine Bedürfnisse mit diesem Kapital direkt, also mit dauerndem Substanzverlust bezahlen muß. Wir haben in Deutschland eine Produktionsverminderung um hochgerechnet 50 %. 100 % dieser Produktion ergaben eine Rente für ein Volkskapital von 350 Milliarden Goldmark. Wir haben einen Kapitalverlust von mindestens einschließlich der Überfremdung 250 Milliarden Goldmark (die Schätzung unseres Volksvermögens auf 100 Milliarden Goldmark halte ich noch für bedeutend zu hoch und glaube, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge auch die Hälfte noch reichlich ist). Und doch ergeben 50 % der Produktion der Vorkriegszeit noch keine Rente für den geringen Teil des wirtschaftlichen Kapitals, der uns übrig geblieben ist. Das ist eine Tatsache, die gar nicht bestritten werden kann, obwohl die wirtschaftlichen Werte entstehen, und in demselben Augenblick die Rentabilität in Erscheinung treten muß, sobald die Geldwirtschaft in Deutschland nicht mehr verhindert, daß die wirtschaftlich entstehenden Werte auch geldlich zum Ausdruck kommen. Denn Rente ist vollkommen finanzieller Natur, und es kommt nirgends auf den in einer Ware oder Leistung steckenden Wert an sich an, sondern auf den nicht anders als in Geld festzustellenden *Preis*. Die deutsche Volkswirtschaft ist das wert, was für sie bezahlt wird, d. h. *die Summe des Preises für Ware und Leistung ergibt den Bilanzwert und nicht die Summe der tatsächlich geschaffenen Werte*. Wenn wir eine 50%ige Produktion haben, so bedeutet das, was wirtschaftlich alles bedeutet und was wirtschaftlich das Fundament ausmacht, *finanziell gar nichts*, wenn wir damit nicht den Preis erlösen, der ein Äquivalent für die wirtschaftliche Leistung darstellt. *Die deutsche Geldpolitik* aber und gar nichts anderes *verhindert* es, daß die 50%ige Produktion auch nur einen geringen Ertrag für den kleinen Rest des Kapitals in Deutschland schafft, der ihm auch nur die Stabilität des Erlöses in Geld gewährleistet.

Sobald für ein in die deutsche Wirtschaft gestecktes Kapital ein Ertrag *nicht aus der Rente* entsteht, ist die jeweilige Bewertung des deutschen Kapitals, also der deutschen Währung, in internationaler Beziehung zu hoch. Der deutsche Markkurs muß deshalb fallen, damit er wieder auf der Rentabilitätsgrenze steht, und damit ergibt sich, daß der internationale Kapitalmarkt so lange ein Interesse an der Kursverminderung der deutschen Mark hat, als er die nicht entstehende Rente in Deutschland durch die Geldentwertung der deutschen Währung für sich ausgleichen muß. Daß das internationale Kapital eine Rente für sich verlangt und beanspruchen muß, wird wohl kaum bestritten werden können, denn der Verzicht auf Ertrag würde baren Verlust für das internationale Kapital bedeuten, den es selbstverständlich nicht tragen will. Nur dann, wenn bei Kapitalsanlagen in Deutschland eine Rente für dieses Kapitel aus der

Wirtschaft entsteht und finanziell zum Ausdruck kommt, hat das internationale Kapital ein Interesse an Stabilität bzw. sogar Steigerung des deutschen Markkurses, weil es in diesem Falle daraus nur gewinnen kann, sobald die aus der deutschen Wirtschaft entstehende Wertrente auch geldpolitisch zum Ausdruck kommt, und nicht, wie bisher, durch die deutsche Geldpolitik und einzig dadurch vernichtet wird. Die Beschuldigung, die wir hierdurch gegen die amtliche Geldpolitik aussprechen, ist uns in vollem Umfange bewußt. Durch die deutsche Regierungspolitik werden die Kapitalwerte des Landes, jeder zu seinem Teil ein Teil unseres Volksvermögens, und durch die Politik gegen die Arbeit der Wert des Volkseinkommens geldpolitisch vernichtet. Wer übt dauernd den Druck auf die deutschen Preise aus, von wem stammen die unsinnigen Wuchergesetze, wer „entlastet" die Träger der Arbeit von Normalpreisen, Normalmieten und überhaupt Normalausgaben, und verhindert dadurch, daß das Geld, das für reale Löhne ausgeschüttet werden müßte, für die deutsche Wirtschaft fruchtbar werden kann? Der Umlaufswert der Arbeit, die in Deutschland geleistet wird, wird dadurch vernichtet, die volkswirtschaftliche Rente dadurch zerstört. Das geschieht, es ist unser nationales Unglück, das aber *ist* die Wirkung unserer Regierungspolitik und muß es naturnotwendig sein. Wir wollen niemand anklagen, denn alle die getroffenen Maßnahmen haben eine andere Absicht, der gute Glaube ist schon da, aber die Wirkung ist die vorher gekennzeichnete, das schwerste Unglück, das unserem Volke widerfahren kann, zumal es sich gerade in einem Zeitpunkte auswirkt, da wir endlich eine Regierung haben, die in ihrem überwiegenden Teil auch mit richtig eingestellter Ideologie die Geschäfte führt, nur daran scheitert, daß sie nicht den Mut aufbringen kann, ihre Überzeugung gegen die politischen Hemmungen im Innern durchzusetzen.

Die gegenwärtigen Erscheinungen in Wirtschaft und Finanz sind infolgedessen so äußerst verwirrt, daß eine klare Übersicht außerordentlich schwer ist, und nur dann möglich wird, wenn man vollständig ohne parteipolitische Einstellung, nur nach Rechtsbewußtsein und wirtschaftlicher Vernunft an die Dinge herangeht und sich durch die Katastrophenerscheinungen nicht irre machen läßt, auch wo sie der notwendigen Einstellung entgegenzuwirken scheinen. Man sollte nicht vergessen, daß die *Gesetze unseres Handelns uns ohnehin von den Gesetzen kapitalistischer Wirtschaftsführung diktiert werden* und daß das Entgegenwirken der deutschen Wirtschaft nur solange andauern kann, bis wir, von allen Mitteln entblößt, um nicht zu verhungern, wie Österreich betteln gehen müssen und uns *fremder Kontrolle unterwerfen* müssen, sobald wir nämlich unsere Substanz an Geld und an Werten vollkommen aus dem Lande und aus dem Volke verstoßen haben. Diese letzte Gefahr aber zu vermeiden, darf kein Tag und keine Stunde verloren werden, um der falschen Einstellung der deutschen Wirtschaft und besonders der deutschen Finanzpolitik zu Leibe zu gehen, nicht mit den Mittelchen wie bisher, indem man der Wirtschaft Gewalt antat, sondern um ihr ihr natürliches Recht in der Einstellung widerfahren zu lassen, das aus Leistung und Vermögen jedes Einzelnen, auch ausgedrückt im realen Geldwert, nur ein Stück zum andern

deutscher Volksvermögens- und Volkseinkommenssubstanz geschaffen, bzw. wieder zurückerstattet wird, damit in Deutschland endlich wieder eine Kapitalrente entsteht und das Weltinteresse in der Rente den größeren realen Nutzen sieht, als in der Unterdrückung des Markkurses.

# Das Rosenlied der Rache.

## Zu Eulenburgs Memoirenbuch.

Von Dr. Richard Bahr.

Der Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, der am 17. September 1921 in nicht ganz frei gewählter Einsamkeit gestorben ist, hat Zeit seines Lebens die Leute, die in die deutschen Zeitungen schreiben, erst verachtet und dann gehaßt. Schon als junger Legationssekretär plaudert er einmal am Bismärckischen Teetisch: Man müßte die Journalisten einem „durch sittliche Kontrolle" verschärften Examen unterwerfen: „denn man wird doch bei einem Lehrer unserer Kinder darauf halten müssen, daß er kein Schweinehund sei". Ein wenig später notierte er mit Entzücken die Aeußerung eines dilettierenden Standesgenossen: „Meine Erkundigungen auf dem Polizeibüro enthüllten mir derartige Dinge über die Elemente, die sich Mitarbeiter, Korrespondenten, sogar Redakteure nannten, daß ich mit Schrecken meine schriftstellerische Tätigkeit an den Blättern einstellte, die mich mit dem Titel eines Kollegen beehrt hatten." Bange Ahnungen aber und fremdes Urteil erfahren Bestätigung und Bekräftigung durch ein Erlebnis, das Philipp Eulenburg als Geschäftsträger in München gehabt haben will. Da veranstaltete er eine Art Pressekonferenz mit den „Hauptvertretern der deutschen Presse" und ermahnte sie, sie möchten wie in anderen Ländern im patriotischen Interesse über diese und jene heiklen Fragen schweigen. Worauf, immer nach Eulenburgs Zeugenschaft, die also Apostrophierten geäußert haben sollen: „Ja, das wäre recht gut, aber wir sind genötigt, das zu schreiben, was unser Publikum hören will; sonst verlieren wir unsere Abonnenten."

Wer einigermaßen in der reichsdeutschen Zeitungswelt heimisch ist, weiß, daß das alles bösartiger Unsinn ist. Es fehlt ihr gewiß nicht an großen und schmerzlichen Schwächen, aber auch der kritischste Beobachter wird bekennen dürfen, daß sie immer durch ein ansehnliches Maß bürgerlicher Korrektheit sich ausgezeichnet hat. Im Falle Eulenburg hat sie zudem noch in den Tugenden entsagender Ritterlichkeit sich geübt. Die Presse hat, nicht ohne Grund, den Lebenden bekämpft. Vor dem Toten (und auch schon vor dem aus steiler Höhe Gestürzten) hat sie mild und vornehm den Degen gesenkt. Das Memoirenbuch, das der Tübinger Historiker Haller aus Eulenburgs Nachlaß zusammengestellt hat, ist in den letzten Wochen allenthalben angezeigt worden *). Aber nur an ein paar Stellen finden sich Hinweise, unter welchen Umständen Fürst Phi-

*) Aus fünfzig Jahren. Erinnerungen, Tagebücher und Briefe aus dem Nachlaß des Fürsten Philipp Eulenburg—Hertefeld, Verlag Gebr. Paetel, Berlin, 1923.

lipp einst aus der deutschen Oeffentlichkeit schied. Diese Zurückhaltung ehrt die Presse. Aber sie scheint mir verkehrt. Das Buch tritt mit dem Anspruch auf, eine Rechtfertigungsschrift zu sein. Johannes Haller, ewig begeisterungsfroh, doch bis zu leidenschaftlicher Härte einseitig, spricht in seinem Vorwort geradezu von der „Bosheit und Niedertracht, die ein durch Krankheit und Enttäuschung schon geknicktes Leben vollends zerstört hätten" und dem „schmählichen Gerichtsverfahren", dem der Heimgegangene zum Opfer gefallen. Da werden, die bei jenem Verfahren gegen Eulenburg Stellung nahmen, wohl daran erinnern dürfen, daß der keineswegs schmählich oder parteiisch geführte Prozeß im besten Falle mit einem „non liquet" endete. Man wird das Gefühl nicht los, daß ein Mann, dem Wahrheit und Herstellung der gekränkten Ehre höher galten als das Leben, selbst auf die Gefahr hin, daß das kranke Herz zu schlagen aufhören könnte, dem Gericht nochmals sich gestellt hätte. Der Liebenberger zog es vor, von Vierteljahr zu Vierteljahr von hochnotpeinlichen Gerichtskommissionen seine Verhandlungsunfähigkeit sich attestieren zu lassen, und niemand wird es beifallen, um deswillen mit dem Toten zu rechten. Nur soll man nicht den Versuch machen, die Dinge umzukehren. Diesen Philipp Eulenburg als einen Ragenden zu schildern, der in Staat und Künsten mit reinen Händen nach den höchsten Kränzen gestrebt und an dem die Nachlebenden gut zu machen hätten, was die Zeitgenossen an ihm sündigten. Das verträgt der Mann nicht. Und das verträgt auch sein Buch nicht.

* * *

Denn unter uns, es ist ein Pasquill. Bisweilen von liebenswürdiger Anschaulichkeit, wenn es sich um Erinnerungen an die Generation handelt, die etwa um 1820 jung war (obschon selbst da nicht immer harmlos), stellenweis, in Momenten der Zerknirschung und Erschütterung, von richtigen Einsichten wie von einem flüchtigen Hauch gestreift, gelegentlich wohl auch durch ein anmutiges Wort, eine nachdenkliche Beobachtung fesselnd. Aber im übrigen in tändelnder Form ein Buch der Rache, „Rosenlieder" in Stechdornen gebunden. Von jenseits des Grabes eine Abrechnung mit allen, den vielen früher Gestorbenen und den paar noch Lebenden, von denen Philipp Eulenburg geglaubt hat, daß sie seinen Fall mit verschuldeten. Im Fluß der Erzählung, die beinahe jeden geraden Angriff meidet, doch die Technik des „indirekten Balls" virtuos meistert, ein Werk erstaunlicher Beherrschtheit. Dennoch ein schwüles, giftiges, oberflächliches Pasquill.

Die Bismarcks haben, der große Otto wie sein Erstgeborener, seit Philipp Eulenburg 1890 für Wilhelm II. optiert hatte (weil ihm der Kaiser als der „Schwächere", der Unterstützungsbedürftige erschien), den Günstling und Jugendfreund von ehedem gehaßt, und mit unsagbarer, harter, übler Nachrede verfolgt. Das zahlt er ihnen nun heim, der Tote den Toten. Er bestreitet nicht etwa, daß Bismarck in drei glücklichen Kriegen Preußen groß gemacht und das Deutsche Reich gegründet hätte. Aber er schildert ihn als Menschen in seiner Behausung: „Wie ich den Genius Bismarck in seiner Familie sitzen, gehen und stehen, essen und trinken sah." Nämlich als Ausbund aller Unmanier. Mit dem Maul-

wurfsblick für das Kleine und Kleinliche, der diesen Phili schon in jungen Jahren zu einem geschätzten gesellschaftlichen Talent gemacht hat (auch die arme kranke Fürstin Johanna hat seinen Schnurren gern zugehört, wofür er ihr nachträglich den Ungeschmack ihrer Kleidung, die nüchterne Spießbürgerlichkeit ihrer Wohnräume ankreidet), trägt er alles zusammen, was die empfindsame Aesthetenseele abgestoßen und verletzt hat. Der Frühstückstisch des Fürsten bricht unter der Fülle der kompakten Sachen: Gänseleberpastete und Weißsauer, Klops, Beefsteak, Aale, Räucherfische, Heringe, alles ist zusammen aufgestapelt, und alles haben zumeist Verehrer aus dem Lande gespendet. Bismarck ißt seinen Hering „halb mit dem Messer, halb mit den Fingern," und die Nägel sind fast niemals sauber. Zuweilen greift er dann wohl auch mit den Fingern in die Schüssel, holt einen Klops heraus und reicht ihn irgend einem Tiras, der mit nasser Schnauze am Tisch herumschnuppert. Otto von Bismarck trägt auch keinen Kragen, sondern nur ein lose um den Hals geschlungenes weißes Tuch, das zuweilen sogar von buntem Kattun ist. An den Füßen klobige Stiefel, und in Damengesellschaft braucht er, selbst in Anwesenheit der jugendlichen Kaiserin, mit der „ihm eigenen Unverfrorenheit" Ausdrücke, die Kaiserin und Hofdamen auf das höchste choquieren. Zur Kunst vollends hat dieser Genius der modernen Deutschen überhaupt kein Verhältnis. Er hört nicht einmal zu, wenn Phili seine Rosenlieder und Skaldengesänge vorträgt, obschon sie doch 250 und mehr Auflagen erlebten. Otto von Bismarck, der schließlich in dem Schrifttum aller westlichen Kulturen heimisch war und ein schöpferischer Sprachkünstler blieb bis ans Ende, trägt die Schuld, daß in der wilhelminischen Epoche das Banausentum so üppig ins Kraut schoß. Das schlimmste aber an ihm ist die von der (natürlich!) bürgerlichen Mencken-Mutter ererbte Gemütsleere. Bismarck hat, behauptet Eulenburg, niemand geliebt außer seinen Sohn Herbert, auf den allein er alle seine Erfahrungen abgelagert hatte, damit kein anderer ihn ersetze. (Wogegen in solcher Ausschließlichkeit wohl schon die Briefe Bismarcks an Braut und Gattin sprechen.) Und er ist (was nie bestritten worden ist und auch nie zu bestreiten sein wird) ein dämonischer Hasser gewesen. Aus Haß gegen den Kronprinzen, den ehemaligen Kaiser Friedrich III. und seine englische Frau, putscht er den jugendlichen Enthusiasmus Wilhelms II. in die Feindschaft gegen das Elternhaus. Aus Haß gegen die Kaiserin Augusta, deren mit den Jahren steigenden Einfluß bei seinem alten Herrn er fürchtet, treibt Bismarck in den Kulturkampf und den Arnim-Prozeß. „Arnims Verbrechen war die ganz besondere Gunst der Kaiserin, der sein Geist, seine universelle Bildung und sein glänzendes Französisch so sympathisch waren." Und nur, um die Kaiserin für ihre „katholische Koketterie" abzustrafen, zündete Otto von Bismarck um ein Haar das Reich an, das er selber geschaffen hatte. Das aber wird einstweilen wohl noch zu beweisen bleiben.

* * *

Es ist nicht möglich, in diesem Zusammenhang das ganze Bismarck-Problem aufzurollen. Kann sein, immerhin, daß in dem Wesen des Genius Kräfte umschlossen waren, die von vornherein sein Werk zur

Episode verurteilten. Wer wie ich von großdeutschen Geschichtsauffassungen ausgeht, wird das nicht ohne weiteres abweisen mögen. Dennoch: an der empörenden Lieblosigkeit, mit der Wilhelm II. seinen Eltern begegnete, hat Bismarck kaum irgendwie bestimmenden Teil gehabt. Die war aus dem Grunde dieser wohl von Haus aus krankhaften Natur erwachsen. Noch nie hat ein Sohn so kalt, so völlig unberührt von der ungeheuren Tragik des Geschicks, auf den Tod des Vaters gewartet. Zu den Zeugnissen, die wir aus dem (auch als Geschichtsquelle) ungleich ernsthafteren Memoirenwerk Waldersees bereits kennen, fügt Eulenburg nur noch ein paar Züge. Im November 1887, als die überwiegende Mehrheit der Nation in banger Sehnsucht nach San Remo blickt, erklärt dieser Mustersohn dem Freunde: „Es ist übrigens sehr fraglich, ob ein Mann, der nicht sprechen kann, überhaupt König von Preußen werden kann." Und einen Monat später, da die Wahrscheinlichkeit sich verdichtet, daß der alte Kaiser doch noch vor dem todkranken Sohne sterben könnte: „Man wird ihn wie Cid von Valencia als Leiche noch aufs Pferd setzen."

Der Aesthet und Schönheitswanderer, der sich mit Entsetzen von der „pommerschen Ursprünglichkeit" im Bismarckhause abwendet und dem dort wehenden „Hauch provinzieller Landedelleute von kleiner Begüterung", nimmt an derlei Ausbrüchen vollendeter Gefühllosigkeit keinen Anstoß. Er liebt diesen Prinzen, der seine Skaldengesänge auf den Lippen trägt, beim Klavierspiel ihm die Noten umblättert und den beglückten Maëstro eines Tages mit der Mitteilung überrascht, die einen wahrhaften Künstler vermutlich zu Stein gerührt hätte. Er würde Philis Lieder künftighin von den Militärmusiken trompeten lassen. Vielleicht glaubte er bei dem zweiten Wilhelm, auf den nichts, aber auch gar nichts von dem feinen Kennertum der Mutter überkommen war, sogar an künstlerische Veranlagung. Denn noch 1898, als Mann von 51 Jahren und zu einer Zeit, da Straßen und Plätze Berlins sich bereits mit den Sünden in Stein und Erz zu bevölkern anfingen, schwelgt' in einem Brief von der Nordlandsfahrt an die Kaiserin der „Reisegesandte". „Der Kaiser brachte mir zu meiner größten Freude eine von ihm entworfene Illustration zu meiner Ballade Walpurg: es ist wunderbar, wie Seine Majestät jetzt beginnt, auch die Bewegung in den Figuren zu beherrschen."

Die geschmeichelte Eitelkeit des kunstbegabten Dilettanten ist stärker noch als der Durst nach Rache. Ein paar Mal freilich bricht auch der Zorn auf Wilhelm II. durch, der nach dem Eingreifen des Kronprinzen den langjährigen Duzfreund erschreckt hatte fallen lassen. In bitterem Hohn spricht Eulenburg von dem „Musterstaat Wilhelms II.", der den Musterstaat des großen Friedrich abgelöst hätte. Und in seiner späten Einsamkeit dämmert ihm sogar die Erkenntnis, daß der „babylonische Turm" wilhelminischen Flottenbaues uns zum Verhängnis geworden sein möchte. In diesem Zusammenhang fällt das letzthin viel zitierte Wort von der „Grablegung Deutschlands". Nun erscheint es dem Skalden bedauerlich, daß die Generation, die in dem Kaiserpaar Friedrich die Verkörperung ihrer politischen und gesellschaftlichen Auffassungen sah, durch die beiden Thronwechsel des Schicksaljahres 1888 von dem

Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Dinge ausgeschlossen worden ist. „Denn es wurde auch zu Grabe getragen die Ueberleitung der deutschen Politik aus der militärisch-preußischen Umklammerung in zeitgemäße Form — ohne Weltpolitik und Flottenbau."

Es ist der Weise, der vom Rathaus zurückkehrt. Aber sonst kann Wilhelm II. mit dem Freunde von einst zufrieden sein. Er kommt in diesen Briefen und Tagebuch-Aufzeichnungen, die schließlich doch bis in das Jahr 1898 reichen, nicht so schlecht weg. Als manchem anderen, der dies Regiment aus nächster Nähe sehen durfte, die Angst schon nach der Kehle griff, bleibt Philipp Eulenburg noch der Adorant, der aus gelegentlichen Zweifeln schnell gefaßt in die Verhimmelung des ganz auf „Kraft und Verstand" Gestellten sich hineinredet. War es so falsch gedacht, wenn man in den Jahren, da man noch an die Möglichkeit von Wandel und Rettung glaubte, Wilhelm II. aus den Banden dieser gefährlichen Freundschaft zu lösen suchte?

# Wehrkraft und Leibesübungen.

Von Dr. med. Norbert Boeder.

Die Deutschen, das „Volk der Dichter und Denker" zu nennen, ist eigentlich eine Verkennung der Tatsachen. Das Volk der Dichter — der Wort-, der Tondichter, der Erfinder — wohl! Aber große Denker im Sinne des kalten, realen Denkens, das sind die Deutschen viel weniger wie andere Völker gewesen, die heute gern von dem Volke der unpraktischen Träumer sprechen. Unserem deutschen geschichtlichen Denken war stets eine zu große Dosis Gefühl beigemengt, und nie konnte die Menge des Volkes zu einer Disziplin in geschichtlichem Denken bewogen werden, wenn nicht überragende Persönlichkeiten, wie sie Friedrich der Große und Bismarck waren, mit dem Eisen ihres Willens eine vorübergehende, gleichsam gewaltsame Umschließung ihres Volkes erzielen konnten. Eine revolutionäre Geschichtsphase, die ein anderes Volk zur Umstellung seines nationalen Lebens einmal nötig hatte, hat das deutsche Volk stets begierig aufgegriffen, stark gefühlsmäßig verarbeitet und zum Ursprung eigener großer Leiden gemacht, wie es stets gern fremden Einflüsterern den guten Glauben schenkte, den es für sich und seine Führer nötiger gebraucht hätte.

Da gab es ein Mittel, die Massen des deutschen Volkes, die leider dem Blute und demnach auch der Veranlagung und also auch der nationalen Konsistenz nach nicht gleichmäßig sind, im vaterländischen Sinne gesund zu erziehen und zu erhalten. Und diese einzige große Kraft, die voreinst weise Fürsten und deren kluge Ratgeber monumental erstehen ließen, haben unsere Feinde im geeignetsten Moment zerschlagen und aus ihr mit fieberhafter Schnelligkeit für sich selbst Lehren gezogen: die Wehrmacht, oder im Schlagwort unserer Feinde und im gefühlsmäßigen Denken verführter Massen: Der Militarismus! Wer möchte heute noch zweifeln, daß uns die Wehrmacht und ihr erzieherischer Einfluß nicht allenthalben fehlte! Sogar ihre größten Bekämpfer im eigenen

Nest haben in der persönlichen Not zu den Resten der alten Wehrmachtkraft gegriffen, um sich und den Staat zu schützen. Diese ursprüngliche, geschlossene Kraft zu ersetzen, sind die heutigen genossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Organisationen wohl kaum in der Lage. Nur die radikal-politischen Bewegungen haben mehr oder minder geheim die alte Militärdisziplin zum Mittel ihrer Machtstellung erhoben. Ob nun die Idee der Wehrmacht, „Der Militarismus", wirklich in den letzten Zügen liegt, ob sie wirklich daran ist, wie es einige Propheten verkündeten, sich selbst zu zerfleischen, das wird die Geschichte — und dies vielleicht wieder einmal auf dem deutschen Volksleibe — demonstrieren. Wer aber die Geschichte aller Völker und Zeiten nur oberflächlich überblickt, der wird füglich daran zweifeln. Wehrhaftigkeit ist Naturgesetz, das über dem Menschen mit seiner Hochentwicklung noch stärker und machtvoller waltet als über der anderen Kreatur.

Für unser Volk war die stehende pflichtgemäße Wehrmacht nicht nur das Mittel zur Einheit und nationalen Größe schlechthin, sondern viel mehr zur Erziehung des Einzelnen. Mit wenigen Ausnahmen und Auswüchsen, die stets in einer solch gewaltigen Methode sich zeigen müssen, hat in einer heute mehr als früher auffallenden Vollendung die militärische Erziehung die Männer des Volkes zu gesunden, anständigen, geraden, staatsgetreuen und zielbewußten Menschen gebildet. Erst im Laufe des langen Krieges, als die alte Mannschaft tot und verwundet und eine neue, vom Führer bis zum Soldaten unausgebildete, den Hauptteil des Heeres ausmachte, begannen auch hier die Fundamente des Kolossalbaues zerstört zu werden. Wie dem auch sei — die alte Wehrkraft ist verschwunden. Neue Ziele müssen vorhanden sein, um die deutschen Männer zu gesunden, körper- und charakterfesten Menschen zu erziehen, die ihre Heimatscholle mit guter Faust verteidigen können und Väter einer gesunden Nachkommenschaft werden sollen.

Als einziges Mittel in Deutschlands vollkommener Not, zu diesem Ziele zu gelangen, sind die Leibesübungen und die in ihnen enthaltenen Turn- und Sportarten anzusehen. Im alten Griechenland bereits, dem Lande der Freien, der Heimat der Gymnastik, waren die Leibesübungen allein nationaler Art, d. h. *sie sollten in vaterländischem Sinne den Körper als Werkzeug des Geistes schön und harmonisch ausbilden und demzufolge auch pädagogischer Natur sein.* Homer kennt von gymnastischen Uebungen den Wettlauf, das Wettrennen mit Rossen, den Sprung, den Diskuswurf, den Ringkampf, den Faustkampf, das Bogenschießen und den Kampf mit dem Speer, — Uebungsarten, die sich über die Römer, die Turniere der Ritter bis auf den heutigen Tag in veränderten Formen erhalten haben und ergänzt und ausgebaut worden sind. Die altgermanischen Waffenübungen, die noch ausgesprochener auf die Wehrhaftigkeit hinzielten, haben besonders dem Gründer des deutschen Turnwesens, Fried. Ludwig Jahn, dem Turnvater, vorgeschwebt. Ihm gebührt auch das Verdienst, auf das Turnen als eine der ersten Bedingungen zur Erhebung des Volkes (man schrieb damals das Jahr 1811) hingewiesen und es in methodische Form gebracht zu haben. Der begeisterte Widerhall, der ihm in Deutschland entgegenschallte, bewies, wie begierig das Volk nach dieser Form zur

Kräftigung des Körpers strebte, zumal auch damals die allgemeine Wehrpflicht von den Franzosen beseitigt worden war. Nach den Freiheitskämpfen pflanzte sich das Turnen auf alle pädagogischen Institute fort und wurde zum Allgemeingut und zu einem Vorläufer der nationalen Einheit. Aber die nationale Idee stand damals in einem ähnlichen Wert wie heute, und der hohe nationale Flug wurde wieder zu Boden gerissen von Leuten wie Kotzebue und anderen Getreuen Metternichs. Turnplätze und die Turnvereine mit demokratischer Verfassung wurden verboten und erst im Jahre 1859 erzwang sich die öffentliche Meinung das Gemeingut des deutschen Volkes, das von nun ab bis heute auf allen Schulen, in Kasernen und auf dem Rasen seinen Zweck erfüllt.

Auch heute greift das Verständnis für die Leibesübungen immer mehr um sich. In Spandau besteht die Hochschule für Leibesübungen. Wo kein Heer ist, da verlangt die Jugend nach Stätten, wo sie ihren Körper erfrischen und stärken kann. In jeder Form und in jeder Gestalt sehen wir heute turnerische Verbände: Die deutsche Turnerschaft als größter einheitlicher Verband aller deutschen Turnvereine, die deutschen Hochschulturnerschaften, die Turnergilden auf dem Lande, die Sportvereine für jede Sportgattung usw. In jeder Form huldigt heute das deutsche Volk dem Turnen und dem Sport. Schon weisen die Franzosen auf all diese Vereine hin und behaupten, daß dies die geheimen „Ausbildungsstätten und Waffenarsenale des kommenden deutschen Militarismus" seien; sie wollen den deutschen Mann, die deutsche Frau verhindern, ihre Körper zu stählen und zu erheben und — hier fletschen sie allerdings mit Recht die Zähne — national zu denken! Denn eins ist gewiß, der Turn- und der Spielplatz ist bis heute noch der neutrale Boden, auf dem es keine politische Partei gibt — der einzige im deutschen Lande. Darum heißt es ihn pflegen mit allen Mitteln, darum ist es Pflicht der deutschen Regierungen, diesem Gebiete ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aber vielleicht wiederholt sich auch hier wieder einmal die Geschichte deutschen „Denkens", daß man an diese einzige gesunde Stelle des deutschen Volkskörpers mit jenem famosen Bürokratismus der dreißiger Jahre vorigen Jahrhunderts herangeht!

Das deutsche Turnfest in München in diesem Sommer muß jedem einsichtigen denkenden Deutschen gezeigt haben, von welch eminent nationalem, reinen Werte das Turnen für unsere Heimat ist. Welchen Weg die Geschichte, die Welt und Deutschland auch führen wird, die Wehrkraft, die Kraft sich zu wehren, wird in jedem Volk und Menschen oberster Grundsatz, wenn man sie versklaven oder vernichten will.

# Wäre ein Alkoholverbot berechtigt?

Von Heinz Müller.

Das Wort Alkohol stammt aus dem Arabischen und heißt dort al-kohl, das Feinste. Es wurde von dem berühmten holländischen Arzt Boerhave (1668—1738) in Europa eingeführt und später teilweise durch die Bezeichnung Weingeist ersetzt. Der Alkohol dient in verschiedener

Form und in verschiedenen Verbindungen als Brennstoff, Betäubungs- und Desinfektionsmittel und ist in diesen drei Fällen anerkannt unentbehrlich. Aber Alkohol ist auch der erregende Bestandteil gegorener Getränke. Die Antialkoholiker behaupten, daß Alkoholgenuß schädlich sei und fordern deshalb ein gesetzliches Verbot.

Die Antialkoholiker sehen Alkohol als ein Plasmagift an: Alkohol wirke berauschend und zerrütte Körper und Geist. Sie leugnen jeglichen Wert alkoholischer Getränke als Nahrungs-, Genuß- und Heilmittel und behaupten, daß durch die Verwendung von Gerste zum Brauen und durch Verarbeitung von Kartoffeln zu Branntwein dem Volke ungeheure Nährwerte verloren gehen. Es steht außer Frage, daß starker Alkohol ein Plasmagift ist. Bekanntlich benutzen die Mediziner ihn, um Desinfektionskeime abzutöten. Aber die Konzentrationen, die hier angewendet werden, liegen zwischen 60 und 96 %. Im Bier, Wein und anderen gegorenen Getränken findet sich der Alkohol in der Verdünnung vor, verdünnter Alkohol wirkt aber nicht mehr giftig. Die Abstinenten verraten mangelhafte Kenntnisse, wenn sie konzentrierten Alkohol dem Bier, Wein und Schnaps gleichsetzen. Dr. Bauer schreibt: „Es trinkt kein vernünftiger Mensch Alkohol, sondern alkoholische Getränke, ebenso wie niemand Koffein, sondern Kaffee, nicht Nikotin, sondern Zigarren, nicht Essigsäure, sondern Essig genießt. Die Wirkung der Stoffe in der Verdünnung ist eine andere als im konzentrierten Zustande." Alkohol ist nur dann Gift, wenn man ihn im Uebermaß zu sich nimmt. Aber schließlich ist jedes Nahrungsmittel und jedes Getränk, selbst Wasser, dem Körper zu reichlich zugeführt, ein Gift.

Die Behauptung der Abstinenten, daß Körper und Geist durch Alkoholgenuß zerrüttet werden, hat für die Allgemeinheit keine Geltung. Daß durch den Alkoholgenuß auch unangenehme und krankhafte Eigenschaften, Trunksucht und Gewalttätigkeit in Erscheinung gebracht werden, ist bekannt und bedauerlich, beweist aber nichts gegen den Genuß alkoholischer Getränke. Dieser hat nur bei minderwertigen Menschen schlechte Folgen, bei denen diese krankhaften Zustände und unangenehmen Eigenschaften schon vorher vorhanden sind. Für solche Leute gibt es nur eins: Enthaltsamkeit. Unbillig ist aber das Verlangen der Antialkoholiker, daß deswegen auch der gesunde Mensch sich des Alkohols enthalten soll. Es wird wohl niemand behaupten, daß die Enthaltsamkeit vom Weingenusse der Kulturentwicklung der mohammedanischen Völker besonders förderlich gewesen ist. Bei den Vertretern der Wissenschaft herrscht heute Einigkeit in der Verurteilung des Alkoholmißbrauches, Einigkeit aber auch darüber, daß für überaus zahlreiche Menschen mäßiger Alkoholgenuß so günstig auf die Lebensgestaltung wirkt, daß ein absolutes Alkoholverbot als schwere Schädigung zu betrachten ist. So werden bei starker Ermüdung und Ueberanstrengung durch Zuführung von Alkohol die Atmung, die Pulstätigkeit und der Blutumlauf gefördert, die erschlafften Organe neu belebt. Hier wirken die alkoholischen Getränke nicht berauschend, sondern ernüchternd. Man denke nur an die Dienste, die sie im Weltkriege geleistet haben. In diesem Zusammenhange sei an Männer erinnert, die wirklich Großes geleistet haben und die alle Verehrer geistiger Getränke waren. Bekanntlich

tranken Mozart und Wagner Champagner, Bismarck trank, wenn er eine wichtige Rede zu halten hatte, vorher seinen Forster oder Sekt, Kant, Lessing, Goethe, Schiller schätzten alkoholische Getränke. Der Alkoholgenuß ist aus dem Gesichtspunkt des allgemeinen Gesetzes von Arndt-Schulz zu betrachten, welches besagt: „Kleine Reize fachen die Lebenstätigkeit an, große zerstören sie."

Eine ganz besondere Stellung nimmt die Frage ein, ob alkoholische Getränke Nährwerte besitzen. Dr. Bauer schreibt: „Es ist bekannt, daß die Wissenschaft den Wert eines Nahrungsmittels nach der Verbrennungswärme beurteilt, die sich im menschlichen Körper entwickelt. Hiernach liefern ein Gramm Eiweiß 4, ein Gramm Kohlenhydrate 4,1, ein Gramm Fett 9,3, ein Gramm Alkohol 7,08 Kalorien. Der Alkohol wird im menschlichen Körper bis zu 98 % verwertet. Er erzeugt nicht nur Wärme, sondern löst auch sonstige Energieformen zur Erhaltung des Lebens aus." Es ist ferner nachgewiesen worden, daß der Alkohol fett-, eiweiß- und kohlehydrateſparend wirkt, aber auch diese Stoffe selbst aufzubauen vermag. Nach Dr. Bauer gleicht seine Einverleibung entweder einen Fehlbetrag in den vorhandenen Mengen an Kohlehydraten, Fetten und Eiweiß aus oder verhindert, wenn diese hinreichend zur Verfügung stehen, ihre Oxydation und ermöglicht so im Körper ihre Aufspeicherung als Reservestoffe. Der Alkohol steht also in gleicher Linie mit den eigentlichen Nahrungsmitteln, die ja auch nur Betriebsstoff für die Körpermaschine liefern. Er unterscheidet sich dadurch von ihnen, daß er schon vom Magen aufgenommen wird, während die Aufspaltung der übrigen Nährstoffe erst im Darm stattfindet. Der Alkohol dringt leichter als alle übrigen Genußmittel in die Zellgewebe ein und wird daher schneller verwertet. Die Frage nach dem Nährwert der alkoholischen Getränke ist übrigens durch die Verhältnisse der Nachkriegszeit vereinfacht worden. Es handelt sich jetzt weniger um Alkohol im allgemeinen als um das Bier, denn die anderen gegorenen Getränke, Wein und Schnaps, sind sehr teuer geworden und kommen daher als Volksnahrungsmittel nicht in Betracht. Als Nährmittel steht das Bier allen anderen alkoholischen Getränken weit voran durch seinen Gehalt an Kohlehydraten (2,5—8 %), Alkohol (3—5 %), natürlichen Nährsalzen, vorwiegend Phosphaten (0,11—0,38 %), Eiweißstoffen (0,15—0,8 %) und Lezithin (0,15 %). Die neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen haben ergeben, daß ein Liter guten Bieres annähernd so nahrhaft ist wie zwei drittel Liter gute Milch, und Professor Gärtner hat gefunden, daß ein Liter Bier in seinem Eiweißgehalt 60, in seinem Kohlehydratgehalt ungefähr 150 Gramm Brot entspricht. Dem Bier kommt also ein ganz bedeutender Nährwert zu, und die Bezeichnung „flüssiges Brot" ist wissenschaftlich nicht unberechtigt. Das soll natürlich nicht heißen, daß Brot durch Bier ersetzt werden soll, sondern nach Dr. Bauer liefert das Bier wie die sonstigen Brotzutaten, zum Beispiel Butter, Wurst, Schinken, dem Körper einen nicht unbedeutenden Nahrungszuschuß. Die Wissenschaft zählt heute den Alkohol zu den Nahrungsmitteln, an dieser Tatsache kann der Abstinenzfanatismus nichts ändern.

Die Wichtigkeit des Alkohols als Genußmittel beruht auf seinen psychischen Wirkungen. Dr. Bauer sagt: „Die große Mehrzahl der

Menschen pflegt keineswegs Alkohol zu genießen, wenn sie geistige Arbeit leisten wollen, sondern gerade dann, wenn sie die entgegengesetzte Absicht haben, nämlich sich geistig auszuspannen, sich zu erholen. Für solche Erholung ist aber Vorbedingung Freiheit von allen körperlichen wie geistigen unangenehmen und darum störenden Zuständen. Durch den Alkohol werden nun die Unlustgefühle auslösenden Teile des Gehirns in ihrer Tätigkeit gehemmt, während solche Zentren, die gerade angenehme Vorstellungen erwecken, in ihrer Tätigkeit angeregt werden. Alle unangenehmen Empfindungen, als da sind Sorgen, Gram, Aerger, Enttäuschungen, die Nachwirkungen anstrengender geistiger und körperlicher Arbeit, das oft quälende Innerlichweiterarbeiten, die den ganzen Organismus ungünstig beeinflussen, treten in den Hintergrund, alles Erfreuliche dagegen wird um so stärker betont; ein allgemeines körperliches Wohlbefinden, geistiges Behagen und nachts ein gesunder Schlaf sind das Gesamtergebnis." Auch aus diesen Gründen ist der Alkohol für den Menschen unentbehrlich.

Alkoholische Getränke werden heute von den Aerzten als Medikamente angesehen und wie solche verschrieben. Sie sind ein unersetzliches Anregungs- und Stärkungsmittel für schwächliche Personen, Rekonvaleszenten und Blutarme. Der Alkohol belebt den Pulsschlag, reizt den Appetit, steigert die Absonderung der Verdauungssäfte, und fördert die Aufnahme schon verdauter Nahrungsstoffe in die Körpersäfte. Die alkoholischen Getränke leisten oft ausgezeichnete Dienste bei Nervenschwäche. Sie wirken beruhigend und liefern infolge ihres Gehaltes an phosphorsauren Salzen und Lezithin Nährstoffe, die unbedingt nötig sind zum Aufbau der Nervensubstanz. Der Nervenarzt Professor Dr. Harnack sagt: „Es ist eine Kleinigkeit, zu behaupten, wieviel Menschen durch übermäßigen Alkoholgenuß ins Gefängnis gelangen, aber schwer ist es, nachzuweisen, wieviel Menschen durch mäßigen Alkoholgenuß vor lebenslänglichen Nervenzerrüttungen bewahrt werden." Ein vielumstrittenes Gebiet ist das Kapitel „Alkohol und Tuberkulose". Prof. Lindner hat neuerdings nachgewiesen, daß die Tuberkelbazillen durch Alkohol infolge der starken Fettbildung in ihren Wachstummöglichkeiten und Vermehrungsfähigkeiten beeinträchtigt werden. Der Alkohol wirkt auch stillend bei Lungenbluten, denn durch Alkohol wird die Klebrigkeit des Blutes gesteigert, so daß die Fortbewegung des Blutes in den Gefäßen erschwert wird. Noch nicht nachgewiesen ist die Behauptung einiger Aerzte, daß der Alkohol bei Tuberkulose Antikörper bildet, während es bei Cholera und Typhus feststeht. Die Ansicht der Abstinenten, daß Alkohol keinen Wert als Heilmittel hat, ist hiermit widerlegt.

Die Antialkoholiker behaupten, daß durch die Verwendung von Gerste zum Brauen und durch Verarbeitung von Kartoffeln zu Branntwein der Volksernährung große Werte entzogen werden. Diese Behauptung ist offensichtlich falsch. Die Gerste ist wie zum Bierbrauen geschaffen. Zur Brotstreckung eignet sie sich schon gar nicht, das Brot wird bröckelig, fadschmeckend, gesundheitsschädlich. Die Abstinenten wenden ein, man könne die Gerste zu Graupen verarbeiten. Der größte Teil der Gerste wird aber schon zu Graupen verarbeitet. Die Gerstenmenge aber, die zum Brauen verwendet wird, ist so gering, daß jährlich

etwa vier Pfund mehr auf den Kopf der Bevölkerung entfallen würde, wenn man sie den Brauereien entzöge. Die Bedeutung der Graupen wird überhaupt im allgemeinen überschätzt. Es steht nun einmal fest, daß die meisten Menschen die „Kälberzähne" als ständiges Nahrungsmittel ablehnen. So kam es, daß viele Gemeinden, z. B. Charlottenburg, die sich im Kriege reichlich mit Graupen eingedeckt hatten, diese nicht los wurden und als Viehfutter verkaufen mußten. Schließlich muß man noch eins bedenken: Bei der Graupen- und Bierherstellung gehen je 40 % der verwendeten Gersten verloren. In der Bierindustrie handelt es sich aber nur um einen Scheinverlust. Die verlorene Gerste wird durch Gewinnung ganz außerordentlich wertvoller und für die Allgemeinheit schlechterdings unentbehrlicher Abfallprodukte wieder eingebracht. Zu diesen gehören Nährhefe, Treber und Malzkeime, die beide als Viehfutter wichtig sind und Zervesinmehl, das zur Streckung des Brotmehls Verwendung findet.

Die Behauptung, daß große Kartoffelmengen durch die Branntweinbrennerei verloren gehen, fällt von selbst, wenn man weiß, daß zur Spirituosenherstellung nur solche Kartoffeln benutzt werden, die für Genußzwecke unbrauchbar sind. Die Kartoffeln, die in einem Winter erfrieren, decken bei weitem den Jahresbedarf der Branntweinindustrie.

Es ergibt sich, daß ein Alkoholverbot in gesundheitlicher Beziehung für die Allgemeinheit nachteilig sein würde. Die Seelen, die vor dem Alkohol behütet werden sollten, sind außerdem oft anderen Teufeln in die Hände geraten. Aber ein Alkoholverbot würde als wirtschaftliche Folgen haben, daß mindestens eine Million Menschen, die mittelbar oder unmittelbar durch die Brauindustrie ihren Lebensunterhalt finden, aus ihren Brotstellen herausgeworfen werden. Die etwa vier Milliarden Goldmark, die in der deutschen Brauindustrie angelegt sind, müßten eine ganz ungeheuerliche Entwertung erleiden, und das wär ein schwerer Verlust an unserem ohnehin so stark angegriffenen Nationalvermögen. Der große Ausfall an Steuerbeträgen, jetzt etwa 50 Milliarden Mark müßte anderweit aufgebracht werden, eine schwere Aufgabe in unserem wirtschaftlichen Siechtum. Der deutsche Hopfenbau, auf einer Anbaufläche von etwa 24 000 Hektar und einem Jahresertrage von rund 150 000 Zentnern, wäre ruiniert. Ein gewaltiges Material von Maschinen, Werkzeugen und allerlei Betriebsgegenständen käme ins alte Eisen, ein Schaden von unberechenbarer Größe. An die Stelle der heimischen Brauereien würden ausländische treten, und viele Milliarden Geldes gingen dem deutschen Wirtschaftsleben verloren zugunsten des Auslandes. Kein noch so strenges Einfuhrverbot würde dies verhindern können, wie das der blühende Schmuggel an der amerikanisch-kanadischen Grenze zeigt. Die sicheren Folgen eines Alkoholverbotes wären ungeheure wirtschaftliche und moralische Schädigungen. Ein Alkoholverbot würde mithin nicht nur unberechtigt, sondern sogar im höchsten Maße schädlich sein.

# Mode und Kostüm.

Von Franz Fiedler.

Unter Mode versteht man alles das, was zu einer bestimmten Zeit oder an einem bestimmten Orte Sitte und Gewohnheit ist, sowohl in der Lebensführung, im öffentlichen Auftreten, als auch in der Art, zu wohnen und sich zu kleiden. Im engeren Sinne bezieht sich die Mode auf die Kleidung. Das Modekleid ist daher ein Kleidungsstück, das dem herrschenden Zeitgeschmack in Zuschnitt und Stoff entspricht, im Gegensatz zum Kostüm, das etwas Gewordenes ausdrückt, das sich im Laufe der Zeit unter dem Einfluß der örtlichen und klimatischen Verhältnisse durchgesetzt hat. Im Wort Kostüm liegt schon das Gewohnheitsmäßige (franz. coutûme, abgeleitet von costume) ausgedrückt. Unser deutsches Wort Tracht (abgeleitet vom Zeitwort tragen) bezeichnet gemeinhin eine Sache, die getragen wird, und bezieht sich nicht nur auf die eigentlichen Kleidungsgegenstände, sondern umfaßt zugleich die Schmuckgegenstände, Waffen und ähnliche Requisiten (Stock, Schirm usw.), die wir gewohnheitsgemäß an unserem Körper tragen oder mit uns führen.

Mode und Kostüm sind also zwei Begriffe, die durchaus nicht zusammenfallen. Die Mode kann ein Kostüm durch willkürliche Aenderungen zur Karrikatur seines ursprünglichen Wesens machen, umgekehrt kann ein festbegrenztes Kostüm vorübergehend zur Mode werden. Die Mode fragt nicht nach Zweckmäßigkeitsgründen, noch kümmert sie sich um das historisch Gewordene. Jedes Jahrhundert, jedes Jahrzehnt, heute sogar jede „Saison", hat Absurditäten und Narrheiten der Mode in Hülle und Fülle aufzuweisen. Alle Völker — gleichgültig, auf welcher Kulturstufe sie stehen — unterwerfen sich freiwillig der Mode und huldigen Bräuchen, die dem kühlen Beobachter nur ein Lächeln abgewinnen können. Die Chinesen verkrüppeln ihre Füße, die Neger und Südseeinsulaner schieben Fremdkörper in Lippen und Ohrläppchen, die eingeborenen Europäerinnen pressen ihren Körper in einen Stahlpanzer und belasten sich mit vielen Dingen und Schmuckgegenständen, die oftmals den Gesetzen der Aesthetik Hohn sprechen.

Die klassischen Völker waren glücklicher daran; sie verstanden es besser als die geschätzten Zeitgenossen, das Gewand dem Körper harmonisch anzupassen. Die schöne, der Körperform parallel laufende Linie ist das charakteristische Merkmal des antiken Kostüms. Wir dagegen haben aus unserem Körper einen Kleiderständer gemacht; unsere Schneidermeister „bauen" einen Anzug, das heißt, sie fertigen ihn nach der modischen Schablone ohne Berücksichtigung eines individuellen Geschmacks an.

Auch die alten Germanen hatten mehr Sinn für Körperschönheit als die nachgeborenen Geschlechter; ihr Gewand umschloß, ähnlich wie bei der Antike, den Körper, verdeckte die Körperformen aber nicht in höchst willkürlicher Weise. Diese Entwicklung nahm das Kostüm erst nach der Christianisierung der heidnischen Welt. Das Christentum, das dem Körperlich-Schönen ursprünglich feindselig gegenüberstand, arbeitete auf eine Verhüllung der einzelnen Körperteile hin. Im christlichen Mittelalter entstanden die häßlichsten und unnatürlichsten Trachten. Die

unteren Extremitäten des Mannes wurden in Hosen eingezwängt und der Körper des Weibes gar mit einem Mieder, das die ungeheuersten Entwicklungsmöglichkeiten in sich barg, umspannt. Etwas Glanz, aber keine Schönheit im Sinne der Antike wurde durch das Lehnswesen und das Rittertum in die Kleidung gebracht. Die Waffentracht wurde zur allgemeinen Mode, so daß selbst der Bürger, der etwas auf sich hielt, einzelne Embleme des Rittertums in sein Kostüm hineinschmuggelte.

War das Gewand bis zu den Kreuzzügen im großen und ganzen ziemlich farblos, so brachten nunmehr die heimkehrenden Kreuzritter die Vorliebe für orientalischen Flitterkram und bunte Abwechselung in der Kleidung als eine Errungenschaft ihrer Kriegszüge in die Heimat mit. Die Zeit vom Ende der Kreuzzüge bis zur Reformation gleicht einem großen Kleiderkarneval, sowohl in bezug auf den Zuschnitt des Kostüms und die sinnlose Stoffvergeudung, als auch hinsichtlich der Farbe.

Es gibt wenige Moden, die nicht in erster Linie das Geschlechtliche entweder durch eine scharfe Herausarbeitung der sekundären Geschlechtscharaktere oder durch effektvolle Zusammenstellungen betonen. Das eine Geschlecht soll dem anderen durch die äußere Ausstaffierung reizvoller erscheinen, das ist schließlich der Sinn aller Mode und die Ursache des rasenden Modewechsels. Man kann daher unterscheiden zwischen eigentlichen Kleidungsstücken und Reiztrachten. Eine natürliche Reiztracht ist das Haar. Die Natur stattet im allgemeinen die männlichen Individuen mit stärkeren Reiztrachten und Reizmitteln aus. Dem Löwen gibt sie die Mähne, dem Hirsch das Geweih, dem Rind die Hörner, dem Truthahn die Hautlappen, dem Haushahn das bunte Gefieder als Reiztracht auf den Lebensweg mit. Der Mensch, der bei der Verteilung der natürlichen Reiztrachten etwas zu kurz gekommen ist, sucht dieses Manko durch künstliche Mittel wettzumachen. Die wilden Völker tätowieren ihren Körper und beschmieren ihn mit duftenden Salben, ein Brauch, von dem sich selbst der Europäer des 20. Jahrhunderts noch immer nicht emanzipiert hat, freilich geht er bei dieser „Verschönerung" etwas dezenter zu Werk als die Söhne und Töchter Afrikas und Asiens.

Wichtiger sind jedoch die Reizmittel, die im Kostüm selbst liegen. Die Bizarrerien des Mittelalters, die gepufften Aermel, die Pluder- und Pumphosen, die Hosenlätze, die Schnabelschuhe, die Glocken- und Reifröcke, die Kopfpyramiden fallen in diese Rubrik. Allen diesen Monstrositäten der Mode ist das eine Merkmal gemeinsam: aberwitzige Materialvergeudung zu dem Zweck, den Träger des Kostüms vor der Masse seiner Geschlechtsgenossen auszuzeichnen. Sobald das Kostüm zu einem Reizmittel geworden ist, wird die Vernunft zum Schweigen gebracht, dann gilt nur noch eine grenzenlose Uebertreibung als das letzte Ziel der Mode. Alle Kleiderordnungen des Mittelalters, alle Predigten von der Kanzel und der Tribüne herab haben nichts gegen den „Modeteufel", der zu allen Zeiten sein neckisches Wesen mit den Menschen getreiben hat, ausgerichtet. Im Vergleich zu den mittelalterlichen Uebertreibungen in der Kleidung haftet der Mode von heute immerhin eine gewisse Einschränkung an. Das Hauptinteresse beanspruchte, was sehr bemerkenswert ist, im Mittelalter nicht das weibliche, sondern das männliche Kostüm. Und die Herren der Schöpfung verstanden es meisterhaft, neue Moden zu „kreieren". Man vergegenwärtige sich, daß in eine

Pluderhose 60 bis 100 Ellen Stoff verarbeitet wurden! Auch die geschlitzte Tracht, eine Erfindung der Landsknechte, erforderte einen großen Materialaufwand. Sie entstand dadurch, daß das Kleidungsstück an den Ellbogen, Knien und Hüften aufgeschlitzt und mit Seide unterlegt wurde. Eine andere Merkwürdigkeit, gleichfalls eine Spezialität der Männerwelt, stellt die geteilte Tracht dar. Die linke und die rechte Hälfte dieser Tracht, manchmal auch die obere und untere in buntem Wechsel, wurde aus einem Stoff von verschiedener Farbe und verschiedenem Zuschnitt hergestellt, so daß das Ebenmaß des menschlichen Körpers in gesucht häßlicher Weise aufgehoben schien. In der Farbenzusammenstellung hat das Mittelalter überhaupt die wunderlichsten Leistungen aufzuweisen. Neben der Vorliebe für grelle Farben bildete sich auch eine gewisse Farbensymbolik heraus. Die äußere Erscheinung sollte der inneren Stimmung des Menschen Ausdruck geben. So galt Grün als der erste Sproß der Liebe, Weiß als Hoffnung auf Erhörung, Rot als leidenschaftliche Liebe, Blau als Treue, Gelb als beglückte Liebe, Schwarz als Trauer — Farbendeutungen, die sich übrigens bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Nach einer maßlosen Verschwendung des Materials und der größten Willkürlichkeit der Form kam am Anfang des 17. Jahrhunderts eine steif abgezirkelte Tracht in Aufnahme; aber nur für kürzere Zeit. Charakteristisch für diese Mode ist die Radkrause, die den Kopf gleichsam auf einem Präsentierteller liegend erscheinen ließ. Fast gleichzeitig hatte die Frauentracht durch Einführung des Reifrockes, der die Bezeichnung „Vertugarde" (Tugendwächter) führte, eine außerordentliche Umwälzung erfahren. Auf einem Gestell aus Draht, Fischbein oder Eisenreifen, das ungeheuerliche Dimensionen annehmen konnte, trugen die Modedamen jener Zeit das Kleidungsstück der unteren Extremitäten zur Schau.

Ein gänzlicher Umschwung in der Mode vollzog sich in Frankreich im 17. Jahrhundert durch Einführung der Perücke, die das Symbol für das Zeitalter Ludwigs des XIV. und seiner Nachfolger geworden ist. Wer in der Welt etwas bedeuten wollte, mußte sein Haupt mit einem künstlichen Haargebäude umgeben. Einen charakteristischeren Ausdruck konnte sich die Hohlheit, Eitelkeit und Schwülstigkeit der Zeit kaum verschaffen. Die Natur kam in Verruf und mußte der Künstelei das Feld räumen. Lange Zeit behauptete sich die Perücke als die Amtstracht der Gelehrten, Aerzte, Richter und sogar der Geistlichkeit, die sie anfänglich, wie jede andere Mode auch, auf das heftigste bekämpft hat, um sie sich schließlich zu eigen zu machen. Unter der Herrschaft der Perücke, die eine zweite Bedachung des Hauptes überflüssig machte, schrumpfte der im 16. Jahrhundert bevorzugte Schlapphut zu einem kleinen Rundhut zusammen, der sich später zum Dreispitz umwandelte. Der Hut wurde übrigens, da er nunmehr zu einem durchaus entbehrlichen Kostümstück geworden war, unter dem Arm getragen — eine Mode, die ihren Ausklang im Chapeau claque gefunden hat.

Der Geschrobenheit der Zeit mußten die übrigen Kleidungsstücke Rechnung tragen. Die langen Schlappstiefel wichen den Schuhen und Strümpfen, das Wams verwandelte sich in einen eng anliegenden Rock, während der eigentliche Rock zu einem bloßen Salonstück umgeschaffen wurde.

Im 18. Jahrhundert schrumpfte die Perücke zum Zopf und Haarbeutel zusammen. Als der Vater des Zopfes gilt der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der — fast hat es den Anschein — auch die Köpfe seiner geliebten Untertanen durch Anhängung eines Schnörkels uniformieren wollte. Ist die Perücke eine französische Erfindung, so kann der Zopf als eine deutsche angesprochen werden. Anfänglich eine Besonderheit des Soldatenstandes und der unteren Volksschicht, drang er allmählich in die oberen Schichten ein. Der Zopf wurde das Symbol des pedantischen Philistertums, der Paradedressur und der Gamaschenknöpferei. Mit dem Zopf breitete sich jene für das Zeitalter charakteristische Steifheit und Korrektheit auf alle Kleidungsstücke aus, auch die Freude an satten Farben ging verloren; im Kostüm herrschte ein Dunkelbraun, Dunkelviolett oder Schwarz vor. Die Pedanterie, die sich im Kostüm ausdrückte, beherrschte auch die Denkweise und Anschauung der Zeit.

Die französische Revolution machte der Zopfherrlichkeit ein Ende; von Jahr zu Jahr kleiner werdend, verschwand der Zopf am Anfang des 19. Jahrhunderts vollends aus der öffentlichen Mode und mit ihm das steife Zeremoniell der Kleidung. Rückkehr zur Einfachheit und Schönheit, hieß die Parole. Das antike frei fallende Gewand wurde vorbildlich für die Gesellschaft der Revolutionsepoche. Der Reifrock, der sich am Anfang des 18. Jahrhunderts zum zweitenmal das Reich der Mode erobert hatte, verschwand aus dem Damenkostüm, ebenso die Schnürbrust und die anderen häßlichen und unzweckmäßigen Ausbauschungen. Die Tunika, die um den Oberleib knapp angezogen wurde, und von der hohen Taille faltenreich herabfloß, wurde das Hauptstück der weiblichen Kleidung (costume à la Grecque).

Während die Frau nach griechischem Muster antikisiert wurde, mißlang die Umgestaltung des Herrenkostüms im Sinne der Antike vollkommen. Das einzige Resultat der revolutionären Verschönerungskunst war die rote phrygische Mütze und — wenn man will — der Sansculottismus, eine Bezeichnung für das Bestreben, die höfischen Kniehosen abzuschaffen. Aber, wie so oft in der Weltgeschichte, gelangte auch in diesem Falle die Reformbewegung an einem Ziele an, das sie sich nicht gesetzt hatte. Die Herren Sansculotten wurden die Erfinder der langen Hose, des modernen Beinkleids. Anfänglich behauptete sich das neue Kostümstück zwar nur in den Reihen der „Incroyables", aber schließlich verschaffte es sich nach mancherlei Befehdungen Eingang in alle Kulturländer und dürfte sich auch fernerhin als ein notwendiges Requisit der Herrenkleidung behaupten.

So weit über die Moden der Vergangenheit. Das 19. Jahrhundert hat mit vielen Kuriositäten früherer Zeiten, namentlich mit der Uniformierung der Stände, aufgeräumt, dafür aber die Mode zu einem wirtschaftlichen Faktor gemacht, der über die Köpfe der einzelnen hinweg, ohne Berücksichtigung des individuellen Geschmacks sein Zepter schwingt. Bewegte sich früher das Kostüm wenigstens während eines Zeitraums von mehreren Jahrzehnten in festen Formen, so gilt heute nur noch das Gesetz: alle Gesetze zu umgehen. Ein anderes Merkmal der Mode von heute ist ihre Allgemeingültigkeit. Während in früheren Epochen jedem einzelnen Stande, dem Ritter, dem Gelehrten, dem Bürger und Bauern

von der Obrigkeit der Verbrauch von Kleiderstoffen, Zuschnitt und Farbe des Kostüms vorgeschrieben war, hat die moderne Gesellschaft für alle Gesellschaftsklassen durch das ungeschriebene Gesetz der Mode ein Kostüm festgelegt, das zwar im Zuschnitt kleinere Abweichungen aufweisen, aber niemals seine Grundform verleugnen darf. Das soziale Leben der Gegenwart ist förmlich mit Mode durchtränkt. Damit ist aber auch dem historischen Kostüm, in dem sich oftmals die Anschauungswelt ganzer Zeitepochen reflektiert, das Urteil gesprochen. Für unsere Zeit kommen nur Moden von gestern und heute in Betracht.

# Lebensaufgaben

Von Johannes Gaulke.

In einem fashionablen Weinlokale saßen an einer reichbedeckten Tafel mehrere Herren, von denen die meisten das biblische Alter wohl schon überschritten haben mochten. Sie hatten sich anscheinend viel zu erzählen, denn die Unterhaltung geriet nicht einmal während des Essens ins Stocken.

Nachdem der Nachtisch eingenommen war, begann der Alterspräside: „Wir wollen jetzt, wenn ich so sagen darf, zum geschäftlichen Teil übergehen. Vierzig Jahre ist es her, als wir auszogen, um den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Wir hatten uns damals das Versprechen gegeben, uns an diesem Tage wiederzusehen, um uns gegenseitig zu berichten, wie wir unsere Lebensaufgabe gelöst haben. Viele aus unserer Mitte sind bereits abberufen worden. Unser Freund, der selige Pastor Großkreuz, hat auf dem Sterbebett seinen Sohn beauftragt, ihn zu vertreten. Unser Freund Winkelmann hat keinen Leibeserben hinterlassen, der über seinen Lebensgang Bericht erstatten könnte. Er hat mir aber kurz vor seinem Tode ein Schriftstück zugehen lassen mit der Bestimmung, es am Schluß der Sitzung zu verlesen. Von den beiden anderen habe ich nichts erfahren; sie sollen im Auslande verstorben sein. Ich glaube, einen Akt der Pietät zu erfüllen, wenn ich zuerst dem Sohne unseres seligen Großkreuz das Wort erteile, um uns zu berichten, wie er seine Lebensaufgabe gelöst hat.

Der junge Mann, der, seinem Zuschnitt nach zu urteilen, dem geistlichen Stande angehörte, erhob sich und begann:

„Meine Herren, es ehrt mich, in dieser würdigen Runde über das Lebenswerk meines seligen Vaters mich äußern zu dürfen. Ich kann mich kurz fassen. Mein Vater erblickte seine Lebensaufgabe darin, die ihm von Gott verliehenen Kräfte zum Wohle seiner Mitmenschen auszunutzen. Sein Leben verlief ohne große Aufregungen und gewaltsame Katastrophen, er verbrachte seine Tage in getreuer Pflichterfüllung und Demut gegen den, der ihn zu seinem Amte als Seelsorger berufen hat. Er heiratete und zeugte Kinder, um sie in Gottesfurcht und frommer Sitte zu erziehen, damit sie dermaleinst seine Lebensaufgabe in seinem Geiste fortsetzen können. Als ihn der Herr zu sich rief, da konnte er mit dem Bewußtsein von den Seinen und seiner Gemeinde Abschied nehmen, das religiöse Gefühl und das sittliche Empfinden aller derer, die ihm

anvertraut waren, nach besten Kräften vertieft zu haben. Der Friede Gottes sei mit ihm!"

Die Herren waren von dem Bericht tief ergriffen und weihten dem Gedächtnis des verstorbenen Seelsorgers ein stilles Glas.

Ein zufrieden blickender Herr erhob sich und sagte: „Ich habe mir keine himmlischen Schätze erworben, sondern irdische, von denen es heißt, daß sie die Motten und der Rost zerfressen. Aber dennoch habe ich nichts zu bereuen. In meiner Jugend war ich allerdings anderer Meinung über den Sinn des Lebens und den Zweck der Arbeit. Da wollte ich mir Reichtümer erwerben, um mir alle Genüsse des Lebens verschaffen zu können. Ich arbeitete angestrengt, und ich kann wohl sagen, daß ein Segen auf meiner Arbeit ruhte. Als ich das vierzigste Lebensjahr erreicht hatte, war ich durch glückliche Spekulationen zu einem wohlhabenden Manne geworden. Nun hätte ich alles nachholen können, was ich in der Jugend versäumt hatte, da machte ich aber die Entdeckung, daß ich nicht mehr recht genußfähig war. Das betrübte mich anfänglich und ich stürzte mich von neuem in die Arbeit, um mich zu zerstreuen. Da begriff ich, daß das wahre Glück des Lebens durch die Arbeit bedingt wird. Der Mensch lebt, um zu arbeiten, nicht um zu genießen. Die Vorsehung, deren Zwecke und Ziele wir nicht zu erfassen vermögen, hat es so bestimmt. Jedes Lebewesen ist immerfort tätig und die Natur rastet nie. Darum ist es die vornehmste sittliche Pflicht des Menschen, zu arbeiten, gleichgültig, was er treibt und wie er's treibt. Wenn der Mensch nicht mehr arbeiten kann, hört er auch auf zu leben. Meine Tage sind gezählt. Das kümmert mich aber wenig, denn ich weiß, daß meine Söhne mein Lebenswerk in meinem Geiste fortsetzen und das Vermögen, das ich ihnen hinterlasse, vergrößern werden: zum Wohle der Familie, des Staates und der Menschheit."

„Bravo!" erscholl es in der Runde.

Ein dürres Männchen ergriff das Wort. Es war der Professor Weisheitsborn, der berühmteste Astronom des Landes. „Die Lebensanschauung meines Vorredners," begann er, „teile ich in jeder Beziehung. Wir arbeiten, um einen uns innewohnenden Drang zu befriedigen. Ich war von Hause aus so gestellt, daß ich ein arbeitsloses beschauliches Dasein hätte führen können. Aber ich benutzte mein Vermögen, um mir das Wissen unserer Zeit anzueignen, zu dem Zweck, es zu erweitern. Mich reizte besonders die Himmelsforschung, und ich machte sie zu meinem Spezialfach. Ich habe den Kreislauf der Planeten, ferner Systeme berechnet und über die stoffliche Zusammensetzung der Weltkörper wertvolle Hypothesen aufgestellt. Meine bedeutendste Leistung ist aber die Entdeckung eines neuen Fixsternes im Sternbilde der Cassiopeia. Er ist nach mir benannt worden, die späteren Geschlechter werden durch ihn an meine Wirksamkeit erinnert werden. Mein Name kann niemals aus dem mit goldenen Lettern geschriebenen Buche der Wissenschaft ausgelöscht werden," schloß er begeistert seinen Vortrag.

Ein martialisch dreinschauender Herr mit einem mächtigen eisgrauen Schnurrbart und einem künstlichen Bein war der nächste Redner. „Ich hatte mir als Jüngling die schöne Lebensaufgabe gestellt, dem Vaterlande zu dienen. Drei große Kriege habe ich mitgemacht und in vierzig Schlachten mitgefochten. In der letzten Kampagne, wo es besonders

heiß herging, büßte ich ein Bein ein; damit war meinem Streben leider ein frühes Ziel gesetzt. Seitdem lebe ich nur noch in der Erinnerung an meine Waffentaten. Eine formidable Situation das, so auf der Höhe des Mannesalters zum Nichtstun verurteilt zu sein! Doch kann ich wenigstens mit dem Bewußtsein in die Grube fahren, nicht umsonst gelebt zu haben; für mein abgeschossenes Bein heftete mir mein König die höchste Dienstauszeichnung auf die Brust... Es lebe der König!" schloß er seine Erzählung und leerte sein Glas mit einer Vehemenz, daß die Metallstücken auf seiner Brust klirrten.

Es kam die Reihe an einen Doktor der Medizin. „Ich habe auch Kriege geführt, aber nicht gegen Menschen, sondern gegen die bösartigsten Feinde des Menschengeschlechts, gegen die Erreger von Infektionskrankheiten. Ich habe mein Leben in düstern Krankenstuben und Laboratorien zugebracht. Ich habe verschiedene Arten von Bakterien gezüchtet, sie dann in Eis gesetzt, mit giftigen Säuren begossen, gekocht und zergliedert, aber niemals ist es mir gelungen, sie vollkommen abzutöten. Irgendwo erhielt sich ein Keim, der meine verschiedenen Bekämpfungsmethoden illusorisch machte... Ich habe mir eine undankbare, fast möchte ich sagen: zwecklose Lebensaufgabe gestellt," setzte er resigniert hinzu.

„Wenn ich mir die Sache recht überlege, ist jede Lebensaufgabe an sich zwecklos und undankbar," begann jetzt ein Schriftsteller, der noch vor kurzem zu den am meisten gelesenen Autoren gezählt hatte. „Ich bildete mir in meiner Jugend ein, durch meine Dramen und Romane große und nachhaltige Wirkungen auf die Menschen ausüben zu können. Ich hatte eine hohe Meinung von der Dichtung, sie sollte den Menschen sittlich heben und ästhetisch anregen. In dieser Absicht schuf ich ein großes Werk. Aber ich kam schlecht damit an. Die Kritik zerriß es und erklärte mich für einen kompletten Narren und altmodischen Sonderling. Da schrieb ich einen Roman nach dem herkömmlichen Rezept, und siehe da: ich hatte Erfolg. Die Kritik lobte mich und nannte mich einen gescheiten Menschen. Bald wurde ich ein beliebter Erzähler und verdiente Geld — sogar viel Geld. Das ermutigte mich und ich kehrte zu den Idealen meiner Jugend zurück. Da widerfuhr mir dasselbe Mißgeschick; man verhöhnte mich und nannte mich einen altersschwachen Greis. Seit der Zeit habe ich nichts mehr geschrieben. In meinem Schreibtisch lagern etliche unvollendete Manuskripte. Wenn jemand Lust hat, meine Lebensaufgabe fortzusetzen, dem will ich sie schenken. Ich habe es satt."

Ein Künstler sagte hierzu: „Ich habe den Aeußerungen unseres Dichters kaum etwas hinzuzufügen. In meiner Jugend verfolgte ich dieselben hohen Ziele: ich wollte durch meine Werke veredelnde Wirkungen auf die breiten Volksschichten ausüben. Das Volk bewunderte auch meine Bilder, aber es war zu arm, sie zu kaufen. Darüber hatte ich mein Vermögen verbraucht; um weiter leben zu können, mußte ich mich an die wohlhabende Schicht wenden. Ich wurde Ausstellungsmaler und schuf Jahr für Jahr mit der Regelmäßigkeit eines Automaten Bilder für die Salons unserer Protzen. Es ist eine hübsche Kollektion zusammengekommen; wo die einzelnen Bilder geblieben sind, weiß ich nicht. Geht mich auch nichts an. Dann und wann lese ich in der Zeitung,

daß ich ein berühmter Mann sei. Das geht mich ebensowenig etwas an. Denn meine Lebensaufgabe ist mir gründlich verpfuscht worden. Nachdem ich angefangen hatte, um Geld zu malen, war es mit der Kunst aus. Der Pinsel versagte mir den Dienst, so oft ich versuchte, den Idealen meiner Jugend Ausdruck zu geben. Man sündigt nicht ungestraft an seiner Persönlichkeit." Schwer ächzend ließ sich der Künstler auf seinen Stuhl nieder.

Nun begann der Präside: „Ich habe mich viele Jahre in der Welt umgesehen, um eine Lebensaufgabe für mich zu entdecken. Ich bezog die Universität, um erst alte und dann neue Philologie zu studieren. Das Studium befriedigte mich aber nicht, auch hielt ich mich nicht für fähig, die Wissenschaft um eine Erkenntnis zu bereichern. Ich versuchte es darauf mit der Kunst. Ohne Erfolg. Ich wurde Offizier. Dasselbe negative Resultat. Ich stürzte mich ins volle Leben, ich wurde Kaufmann und bereiste als Vertreter großer Häuser fremde Länder und erwarb mir ein Vermögen. Aber die erhoffte Befriedigung fand ich im kaufmännischen Berufe auch nicht. Mit mir und der Welt unzufrieden, kehrte ich in die Heimat zurück, einen tiefen Groll im Herzen gegen alle, die sich des Lebens freuen und es genießen. In dieser Seelenverfassung lernte ich eine Maid kennen. Sie lehrte mich die Liebe — eine Liebe, von der ich als Berufsmensch nichts geahnt hatte. Ich hatte vorher zum Lieben nie die Zeit gefunden. Die Liebe machte mich zu einem Schaffenden. Ich zeugte ein Kind. Im Bewußtsein meiner schöpferischen Kraft nahm ich mir eine zweite Frau und zeugte auch mit ihr ein Kind. Denn ich habe Grundsätze, und mich reizt die Abwechselung in hohem Maße. So wurde ich im Zeitraum von wenigen Jahren Gatte von sechs Frauen und Vater von ebensovielen Kindern, vier Knaben und zwei Mädchen. Eine wundervolle Lebensaufgabe hatte sich mir erschlossen: nämlich die Entwicklung meiner Geschöpfe zu beobachten. Zu dem Zweck sah ich mich nach braven Pflegeeltern für sie um. Meinen ältesten Knaben gab ich einem Pastor zur Erziehung, den zweiten einem Sozialdemokraten, den dritten einem Oberlehrer, den vierten einem Nichtstuer, der seine Zeit mit Kartenspiel und Saufgelage totschlug. Das älteste Mädchen aber ließ ich in dem Milieu einer Mondäne aufwachsen, das andere von einem braven Ehepaar erziehen. Mein Leben hatte Inhalt bekommen. Ich fühlte mich dazu berufen, das wichtige psychologische Problem über den Einfluß der Umgebung auf die heranwachsende Generation seiner Lösung näher zu bringen."

Der Erzähler machte eine Pause. Die Gesellschaft hatte mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten gelauscht.

„Und was ist aus den Kindern geworden?" fragte der Doktor der Medizin und Bazillentöter.

Der Präside fuhr fort: „Meine Söhne sind in die Fußstapfen ihrer Pflegeväter getreten. Der eine ist eine Zierde der Kanzel geworden, der andere ein großes Licht der Volksversammlung. Es ist ein Vergnügen, zu beobachten, mit welchem Aufwand von Phrasen ein jeder seine Anschauung als die allein richtige verteidigt. Der dritte Sohn schwankt noch, ob er sich der alten oder neuen Philologie zuwenden soll. Der vierte Sohn hält seine wertvolle Arbeitskraft für durchaus entbehrlich im wirtschaftlichen Leben; er ist das geworden, was man als einen

ausgemachten Taugenichts bezeichnet. Die Theorie, daß der Mensch das Produkt seiner Umgebung sei, trifft bei meinen Söhnen vollkommen zu, dagegen hat sie bei meinen Töchtern ein glänzendes Fiasko erlitten. Die ältere Tochter, die ich, in einem nach mitteleuropäischen Begriffen nicht ganz einwandfreien Milieu habe aufwachsen lassen, ist eine ehrbare Frau geworden, während die jüngere, die von sittenstrengen Leuten erzogen ist, im zarten Alter von siebzehn Jahren mit einem Liebhaber durchgebrannt ist... Ich bin jetzt so klug wie zuvor. Wir wissen nichts, meine Freunde. Unser Leben ist auch viel zu kurz, als daß es sich verlohnte, sich eine ernste Lebensaufgabe zu stellen."

Eine peinliche Pause trat ein. Mehrere Herren räusperten sich; einige nippten, um überhaupt etwas zu tun, an ihrem Glase. Der Präside erhob sich nochmals und sagte: „Nachdem wir uns unserer Aufgabe erledigt haben, wollen wir von dem Bekenntnis unseres Freundes Ackermann Notiz nehmen, wie es sein letzter Wunsch gewesen ist." Er öffnete das Schriftstück und verlas es:

„Freunde und Mitkämpfer! Wenn ihr euch beim festlichen Mahle vereinigt, bin ich nicht mehr. Laßt's euch nicht verdrießen, denn ich bin glücklicher daran als ihr... Also von meiner Lebensaufgabe soll ich euch berichten! Es ist im Grunde genommen eine Unmöglichkeit, da ich mir eine Lebensaufgabe niemals gestellt habe. Eine große Erbschaft, die mir in der sogenannten Blüte meiner Jugend zufiel, enthob mich aller Sorgen um die Zukunft. Zu welchem Zwecke sollte ich arbeiten? Sollte ich einen Beruf ergreifen, um mein Vermögen zu vergrößern! Sollte ich heiraten, um legitime Erben zu zeugen, damit sie mein Vermögen verprassen? Nein. Die Sache kam mir zu abgeschmackt vor. Das konnte ich selber besorgen. Wie ihr wißt, hat mich in der Jugend ein besonderer Ehrgeiz nie gequält. Ich habe nie danach gestrebt, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, noch die Menschheit mit irgendeiner neuen Nichtigkeit zu beglücken. Mir blieb demnach nichts weiter übrig, als das Leben gründlich auszukosten, was mir auch — das kann ich ohne Selbstüberhebung sagen — vollkommen gelungen ist. Ich habe die schönsten Länder bereist, ich habe alles gesehen, was Menschen gebaut, gemeißelt und gemalt haben, ich habe die großartigsten Darbietungen der dramatischen Kunst und der Musik genossen, ich habe mir auch die ausgesuchtesten kulinarischen Genüsse geleistet und die edelsten Weine getrunken. Ich habe mich als Sportsmann und Jäger betätigt und mir im Spiel die wahnwitzigsten Aufregungen bereitet. Und dann habe ich geliebt — so toll, wie nur ein Mensch lieben kann... Alle holden Mägdelein, die mich geliebt und ergötzt haben, sollen leben!... Ich habe mit dem mir anvertrauten Pfunde zu wirtschaften verstanden. Kann man noch mehr vom Leben verlangen?

Und nun bin ich am Ende. Ich fühle es, meine Kraft ist erschöpft, mein Geldbeutel auch. Ich habe sozusagen meine Lebensaufgabe erfüllt. Niemand wird um mich weinen. Und es ist gut so. Ich habe sentimentale Menschen nie leiden können. Ein jeder soll sein Leben leben, alles andere geht ihn nichts an... Wenn es ein Jenseits gibt, dann auf Wiedersehen! Wenn es keins gibt, soll es mir auch recht sein. Es ist alles Unsinn, Unsinn, Unsinn!"

Der Bericht wurde mit eisigem Schweigen aufgenommen. Der Präside forderte, um überhaupt etwas zu bemerken, die Gesellschaft auf, dem Toten ein schlichtes Glas zu weihen.

Es geschah ohne weiteres Zeremoniell. Eine Schwüle lagerte im Raum. Die Herren hatten sich nichts mehr zu sagen. Der erste, der das Lokal verließ, war der junge Pastor. Er schützte eine dringende Amtsangelegenheit vor. Ihm folgten bald der Bankier, der Professor, der Doktor der Medizin und schließlich auch der Kriegsmann.

„Was fangen wir nun an?" fragte der Präside den Maler und den Dichter, die sich nicht aus der Fassung hatten bringen lassen.

„Trinken wir auf die Narrheit der Welt!" sagte der Maler.

„Und auf die Zukunft der Menschheit. Denn es wäre schade, wenn dieses Geschlecht ausstürbe!" fügte der Dichter hinzu und leerte sein Glas in einem Zuge.

---

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stött.